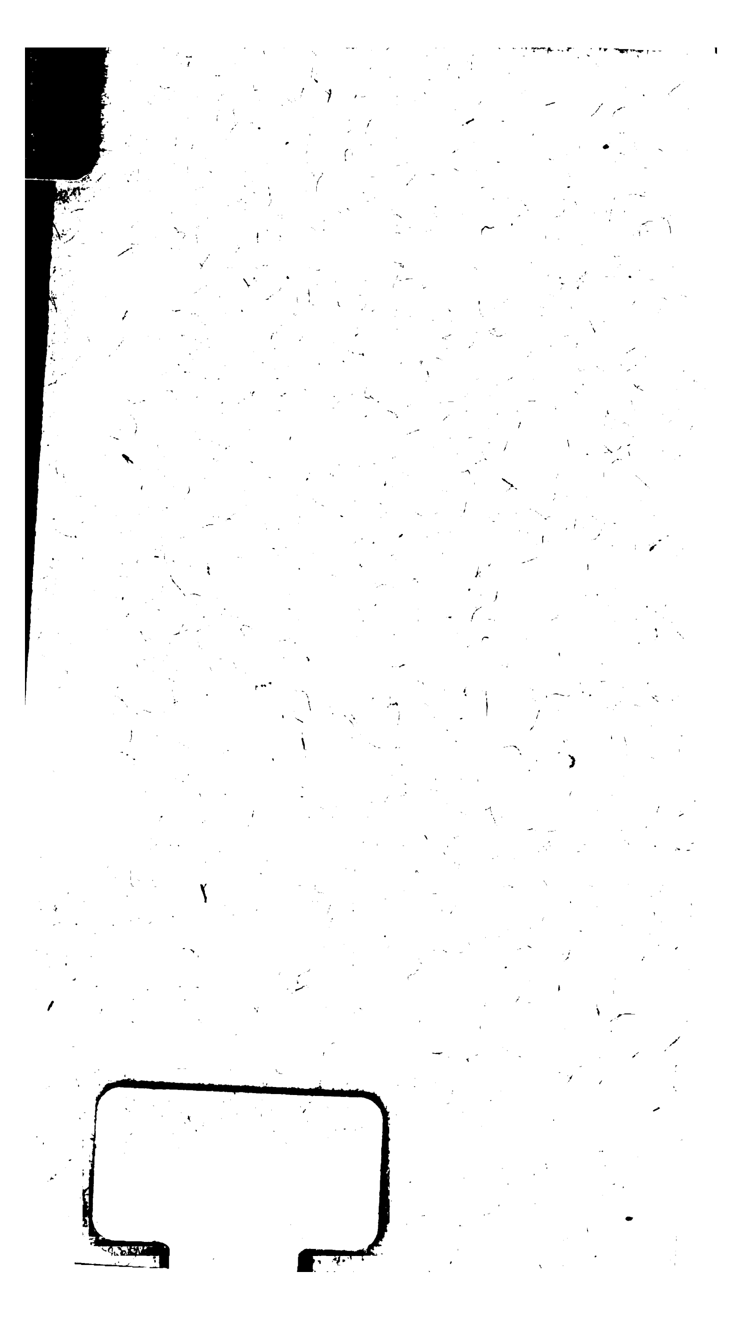
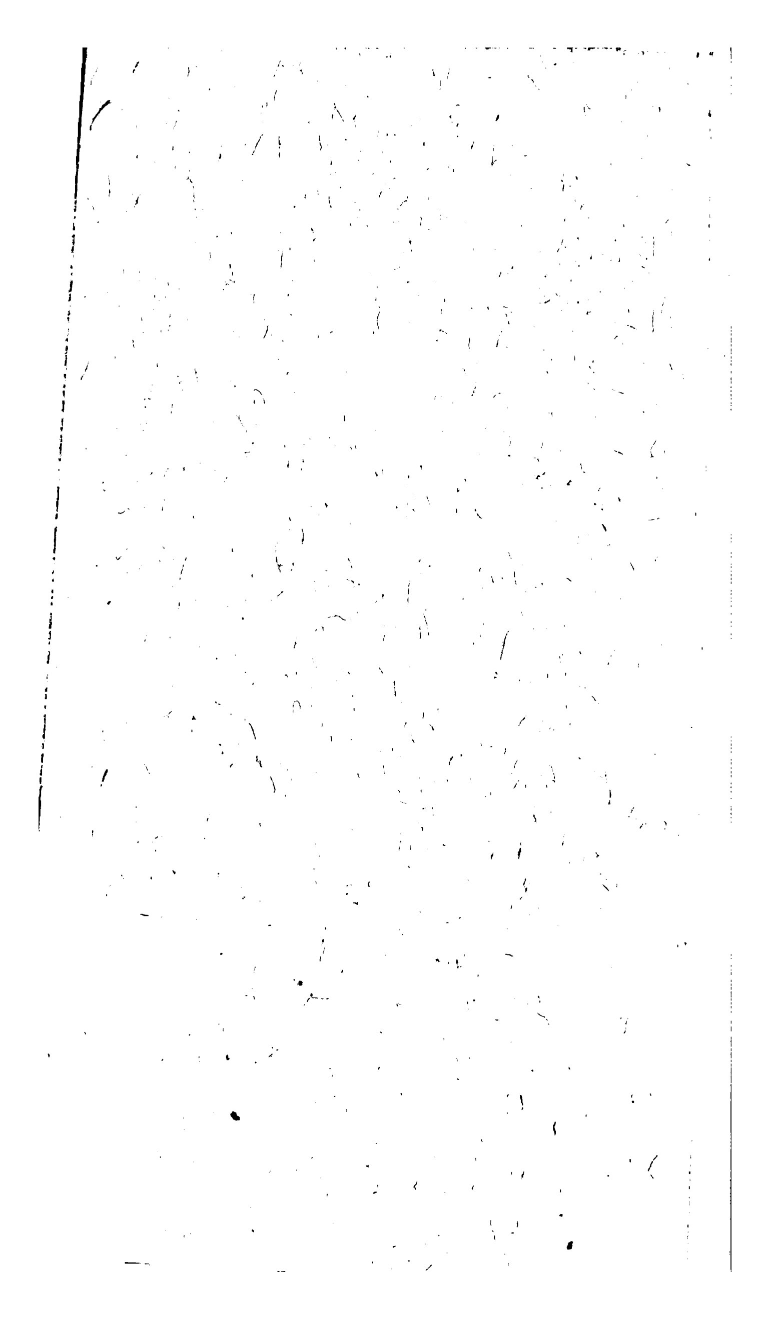
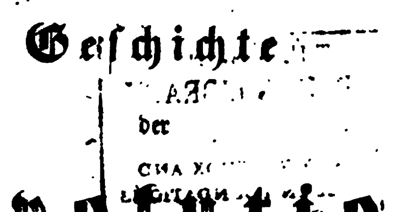


Goelwin[illegible]





Geschichte



der

Revolution

von der

großen französischen Umwälzung an bis auf unsere Tage.

Von

C. Goehring,

Verfasser von:
„Deutschlands Schlachtfelder"
u. a. W.

Erster Band.

Leipzig, 1848.
C. W. B. Naumburg.

Vorrede.

Eine Zeit ist über Europa hereingekommen groß und wunderbar (obschon ihre Erscheinung kein Wunder genannt werden kann). Es ist die Zeit nicht der Revolutionen, sondern der Revolution, welche mit der großen französischen Staatsumwälzung im vorletzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts begonnen hat.

Gegenwärtig befinden wir uns auf dem Hochpunkte dieser wichtigen geschichtlichen Periode. Wir sehen ein altes Kind der ewig jungen Europa sterben und die Mutter ein neues gebären. Trotz der eifersüchtigen Hut jenes unnatürlichen herrschsüchtigen Kindes, welches ewig ihr einziges bleiben wollte, wurde sie von einem edlen großen Geiste beschwängert.

Sie hat treulich ihre Schwangerschaft bewahrt und gepflegt. Sechzig Jahre bereits währte die Entbindung. Die Gegenwart sieht sie vollbringen. Eine ungeheure Revolution wälzte sich hin durch den Körper der hehren Riesin; furchtbare und seltsame Wehen durchliefen ihn und drangen selbst bis in die geringsten Glieder.

Das ist die dritte große Entbindung der herrlichen Riesin, an deren Busen wir Deutsche wohnen. Die Sinne ergriffen von dem Wunder des Ungeheuern, stehen wir staunend an ihrem Wochenbett und fragen uns: woher kam das? und wie geschah es? ...

Lindenau bei Leipzig, am 10. Juli 1848.

C. Goehring.

Erstes Stück.

Einleitung.*)

Um die Ursachen der großen europäischen Revolution, welche in der Gegenwart ihr Ziel zu erreichen scheint, vollkommen deutlich zu machen, ist der Geschichtschreiber genöthigt, den Leser bis in das tiefe Alterthum zurückzuführen.

Zwar finden sich die Völker des fernest historisch bekannten Europa scharf abgetheilt in zwei Classen, doch beruht diese Verschiedenheit derselben nicht auf ihrem eigenthümlichen Wesen, vielmehr in der Ungleichheit des Zeitmaßes, unter welchem sie sich entwickelt haben.

---

*) Es sei mir gestattet, in dieser Geschichte der europäischen Revolution meinem Vaterlande und meinem Volke, meinem lieben Deutschland und meinen lieben Deutschen, für welche ich dieses Buch schreibe, vorzugsweise den Blick zuzuwenden! Der Verf.

Ursprünglich, d. h. im Ursprunge eines jeden einzelnen Volkes, waren alle Völker vollkommen gleicher Art, und was das deutsche Volk z. B. in der fernsten uns bekannten Zeit war, das waren die Völker des europäischen Südens einige Jahrhunderte, ein Jahrtausend früher gewesen.

Der Gesellschaftsvertrag, welcher ursprünglich in jedem Volke bestanden, dieser Vertrag, aus welchem seit dem vorigen Jahrhundert die Rechte erwiesen wurden, welche die Völker zu erringen strebten, dieser Vertrag ist kein Wahn.

Freilich war er kein Vertrag nach dem Begriffe der späten Zeit. Er war ein unwillkürlicher, ein natürlicher Vertrag, ein Vertrag, von welchem die Völker selbst kein Bewußtsein hatten. Er war das natürliche Bedürfniß des Menschen, sich brüderlich an den Menschen anzuschließen, ja mehr, er war die göttliche Bestimmung, welche nie lauter und klarer hervortreten konnte als in der Urzeit der Völker — die göttliche Bestimmung also war er, daß die Menschen Brüder und alle einander gleich sein sollen. Ein natürliches Bedürfniß, sich unterzuordnen, ist nie von Menschen empfunden worden und lag daher auch in keiner göttlichen Bestimmung. Die unmittelbarste, natürlichste Folge der Gleichheit aber ist die Freiheit.

Brüderliche Gleichheit und Freiheit sind aber diejenigen Elemente oder Grundsätze, aus welchen sich keine andere Art der gesellschaftlichen Verfassung ergeben kann als die Republik; und wenn die Beherrscher der Erde in späteren Zeiten durch ihr „Von Gottes Gnaden" die Wahrheit zu vernichten gesucht haben, daß die Urverfassung aller Völker die Republik gewesen sei und die Republik unmittelbar und unbedingt aus der göttlichen Bestimmung stamme, so haben sie in der Unlauterkeit der Mittel, welche sie dazu anwenden mußten, ihre Behauptung in den Glauben der Menschheit einzuführen und darin zu erhalten, doch die Wahrheit bekannt und in ihren Schicksalen in spätester Zeit die Wahrheit empfunden.

Die Republik war die erste gesellschaftliche Verfassung aller Völker, und sie dauerte allenthalben so lange, als die Bedürfnisse einfach und natürlich und die Herzen rein und unschuldig blieben.

Traulich schloß sich der Mensch an den Menschen, Brüder waren alle, Schwestern waren alle, alle besaßen einen und denselben Vater. Dieser war Gott. Aber er war unsichtbar, damit kein Bild der Herrschaft vorhanden sei und den Grund zur Knechtschaft seiner Kinder lege.

In solcher Verfassung kamen die Völker Europas

im fernsten Alterthume aus Asien herüber, denn Asien ist die Quelle der Völker. Die ersten waren die im Süden von Europa. Viel später kamen die, welche den europäischen Norden bevölkerten. Ungefähr ein Jahrtausend vor Christus war der ganze Erdtheil in Besitz genommen, jedoch noch nicht so, daß nicht noch immer Völker hätten einströmen können; aber freilich so, daß neuer Zuzug nothwendig Kämpfe veranlassen mußte.

Aus Asien strömten aber auch den Völkern mancherlei Kenntnisse, Bedürfnisse und Genüsse nach. Die Völker im Süden, welche zuerst eingewandert waren, empfingen zuerst diese gefährlichen Gaben, welche jene Bildung begründeten, die diese Völker zu den „civilisirten" Urnationen Europas machte. Die ungleiche Vertheilung der Bildung wurde die Grundlage des Aristokratismus, der sich nun mehr und mehr erhob und selbst schon unter der Herrschaft des republikanischen Prinzips eine gewisse Geltung erlangte. Eine neue göttliche Bestimmung trat nun in Wirksamkeit, nämlich die der Veränderlichkeit aller irdischen Dinge, welche sich schon in der Feindseligkeit der Elemente der Erde kund giebt.

Noch war die europäische Welt sehr jung, da kannten die südlichen Völker schon aus eigener Er=

fahrung verschiedene Arten der gesellschaftlichen Ordnung, die mehr oder minder die ursprüngliche, gewissermaßen unmittelbar von Gott stammende verletzten.

In dem nördlichen Theile Europas dagegen erhielt sich noch lange die Umfassung der Menschheit, die Republik. Erst um Christi Zeit war in Deutschland eine Grundlage für den Aristokratismus ausgebildet, und zwar auf andere Weise als bei den Völkern im Süden. Die Herrschsucht der civilisirten Nachbarn nöthigte zu Kämpfen. Der Krieg erforderte eine Macht. Diese erforderte eine Verbindung der Kräfte. Die Kräfte aber verbinden sich nur durch einen gemeinsamen, einen einigen Geist. Der aber ist der Wille eines Feldherrn.

Es wurden Feldherrn, Heertoge, Herzöge, gewählt. Mit der Wahl begann ihr hohes Amt, mit dem Anfang des neuen Friedens endete es. Aber das hohe Amt brachte (durch die Beute) nicht nur hohen Reichthum, sondern oft auch vorzügliches Vertrauen.

So entstanden Herzogswürden auf Lebenszeit, dann erbliche Herzogswürden, und aus diesen endlich Königswürden. Der König war eine Person, in welcher sich der Mann des Kriegs und Friedens, der Herzog und Richter, vereinigten.

Obschon nun die Könige dem Gericht des Volks

und selbst dem Wahlrecht desselben unterworfen waren, obschon sie sich auch im Kriege nichts anderes als Herzöge (Heerführer), auf der Thingstatt (Volksgerichtsstätte) nichts anderes als Richter und außer Kampfplatz und Thingstatt nicht mehr als der ärmste Freie ihres Gaues zu gelten anmaßen konnten und mochten, so war doch durch sie die Urverfassung der Gesellschaft wesentlich zum Nachtheile der Grundprincipe derselben, der Gleichheit und Freiheit, verändert.

Dieses edlere Königthum, welches keineswegs Herrschaft genannt werden konnte und das Volk keinen Abbruch an seiner Freiheit fühlen ließ, währte lange unverdorben fort. Schon hatte der Aristokratismus in dem südlichen Theile Europas Kronen geschaffen, Kronen abgetragen, Kronen zerschmettert, Völker entwürdigt und vernichtet und sich selbst endlich beinahe überlebt, als in Deutschlands Gauen noch jene anspruchslose, biedere, ungefährlichste Art des Königthums herrschte.

Und dieses Königthum schien in ganz Europa, ja selbst in fremden Welttheilen herrschend werden zu sollen, denn siegreich zog das deutsche Volk über ganz Europa hin, ja selbst an Afrikas nördlichen Küsten richtete es seine Heerbilder auf und nannte sich

Besitzer des Bodens. Unter der Wucht seines Heldenthums und unter der Schwere seiner treu erhaltenen republikanischen Tugend erstickte der furchtbare Despotismus der Süd- und Westländer.

Aber selbst ein einziger Schritt vom Wege der Wahrheit — und ein solcher war das alte Gaukönigthum doch — ist bei der Art der menschlichen Natur unwiederruflich, aufzuheben unmöglich, und der glatte Weg ins Reich der Lüge muß nothwendig zurückgelegt werden, damit durch Selbstvernichtung, durch Selbstzertrümmerung die uralte oder eine neue Ordnung hergestellt werde. Das ist das Fatum.

In der That war das fränkische Königthum eine Ausbildung des deutschen Gaukönigthums. Freilich hatte von diesem zu jenem nur ein ungeheurer Sprung führen können. Das eine war ein Keim, das andere ein Baum; das eine war ein Schritt vom Wege der Wahrheit, das andere der Besitz des Reiches der Lüge; das eine der Beginn, das andere die Vollendung; das eine war der Hinweis auf das Verderben der Menschheit, das andere war das Verderben der Menschheit selbst. Karl der Große, der Mann, von welchem die Welt so vieles Herrliche empfing, war auch der Mann, der das Scheußlichste über sie brachte, was je über sie gebracht werden konnte. Zwar war

Karl der Große nicht der Stifter des fränkischen Königthums, aber er war der Vollender und Ausbreiter. Das Gift, welches das gallische und römische Element dem deutschen Frankenthrone vor ihm eingeflößt hatte, machte er rechtskräftig.

Die Heiligkeit der königlichen Person, die Unbeschränktheit des königlichen Willens, das Urbesitzrecht des Herrscherthrones auf allen Grund und Boden, diese Lügen wurden jetzt — die christliche Kirche wirkte mit — unumstößliche Wahrheiten, göttliche Bestimmungen. Karl der Große war der erste König von „Gottes Gnaden" und der erste Herrscher nach Teufels Willen. In seinem Wappen standen in blutigem Felde das Lehnsrecht und Vasallenthum: in den Klauen des Reichsadlers lag die Menschheit zerquetscht. Von ihrer Freiheit war nichts mehr übrig. Grund und Boden waren nicht mehr ein freies, unantastbares Besitzthum, sondern ein Lehen, d. h. ein königliches Geschenk, welches nicht nur zu gewissen, sondern zu allen Sklavendiensten verpflichtete, die der König fordern mochte; denn der König war der Herr und Urbesitzer: er konnte sein Geschenk zurückziehen, wenn es ihm beliebte.

Diese Herrschaft des höllischen Lugs hatte Karl der Große nicht bloß vollendet, er breitete sie auch

mit seines Schwertes Macht über das halbe Europa, besonders aber über das ganze alte freie Deutschland aus.

Wenige Jahrhunderte nur strichen noch vorüber und der ganze Erdtheil war von dem „von Gottes Gnaden" sich schreibenden Institute des Trugs und der Herrschsucht eingenommen; das Institut selbst aber hatte sich noch wesentlich vervollkommnet; doch war ihm auch schon eine zuwiderwirkende Macht entstanden, welche freilich nicht danach trachtete, es zu zertrümmern, um der Wahrheit die verlorene Krone wieder zu geben, sondern vielmehr um die Krone des Lügenreichs vertausendfacht auf tausend Köpfe zu setzen.

Die Reize der Herrschaft lockten, und das Bewußtsein, daß alle Menschen ursprünglich gleich, und die Andern eben so viel Fähigkeit und Befugniß, die Reize der Herrschaft zu genießen, haben, als der Eine, welcher sie genießt, dieses Bewußtsein, welches in Vielen, vorzüglich aber in den Vasallen aufging, die am Herde der Herrschaft, am Throne, standen, bewirkte einen Drang nach dem Throne emporzustreben, um entweder ihn zu gewinnen oder ihm etwas abzugewinnen.

So begründete sich unter Kämpfen am Fuße des

Thrones die Herrschaft der Privilegien. Das Lehnswesen, welches den Thron trug, wurde der Träger der Adelsherrschaft. Wie der König das Urbesitzthumsrecht vom ganzen Lande an sich gerissen hatte, so rissen jetzt die Leute von sogenanntem edlem Blute das Urbesitzthumsrecht von denjenigen Theilen des Landes an sich, auf welchen sie die Mächtigsten oder Vornehmsten waren.

Der Widerspruch des doppelten Urbesitzthumsrechtes konnte nicht hindern; die Zeit war dunkel, das Christenthum hatte eine dichte Finsterniß verbreitet, die rohen Sinne, noch unvermögend das hohe Wesen desselben zu fassen, hatten sich in sich selbst zurückgezogen. Es war ihnen gegangen wie dem Auge, welches in den glänzenden Sonnenball gerichtet wird.

Die Priesterschaft der christlichen Kirche aber, welche in der scheußlichen Werkstätte des Lehenswesens nicht wenig irdischen Glückes zu gewinnen hatte, strebte mit all ihrer Kraft, die Finsterniß, welche die Sinne des Volks umsponnen hielt, nicht nur zu erhalten, sondern selbst noch mehr zu dichten.

Genug, das Lehnswesen spaltete und vervielfältigte sich. Aus der Wurzel der höllischen Giftpflanze, die den Thron umrankte, trieben Räuber hervor und wucherten hin bis an der Länder fernste Grenzen. So

wurden die Lehnsträger Lehnsherren, so erhielten die Vasallen wieder eine Vasallenschaft. Und dieses Unwesen breitete sich über so viele Stufen der Volksgesellschaft aus, als Adelsgrade vorhanden waren.

Der Adel war Knecht und Herr, und je empfindlicher und verletzender ihm der Druck von oben war, desto wüthender, desto anmaßender drückte er nach unten.

Es entstanden nun Tausende von kleinen Herrschaften in den Ländern Europas. Je kleiner aber die Gebiete der adlichen Gewaltherren, desto süchtiger ergriffen diese jedes Mittel, theils größere Herren zu werden, theils sich das Ansehen der unbedingtesten Herrscher zu geben.

Das Volk, lehnspflichtig dem Edelmanne, mußte dem Banner desselben folgen und für seine Herrsch- und Raubsucht sein Blut auf der scheußlichsten, ehrlosesten Schlachtbank vergießen, gleich dem Hunde, welchen der Jäger gegen den Eber treibt. Mit Millionen von größtentheils scheußlichen Bürger- oder besser gesagt: adligen Herrenkriegen erfüllte sich Europa. Unter ihnen verjammerte und erstarb das Volk blind, begriffslos, gleich einem Thiere, welches seine Kraft, seinen Werth und sein Recht nicht kennt.

Wie nimmer ein gekrönter Fürst dem eigentlichen

Volke die Menschenwürde zu rauben gewagt haben würde, so wagte es der Adel, um durch die Ausdehnung seines Rechtes die Beschränktheit seines Gebietes unsichtbar zu machen.

Da entstanden jene Adelsrechte, von denen das sogenannte „Recht der ersten Nacht" nicht eins der scheußlichsten ist.

In allen Ländern verlor das Volk gänzlich seine Würde. Es war nichts weiter als ein Gewicht in der Wagschale der Macht des Adels. Es war leibeigen, es war ein elendes, erbärmliches Ding, der Hund eines Herrn, es war so tief erniedrigt, daß es unmöglich tiefer erniedrigt werden konnte.

Und diese Schmach vermochte es zu ertragen, weil es die Würde nicht kannte, die ihm Gott ursprünglich verliehen, weil es seine Geschichte nicht kannte und weil seine Begriffssinne unter dem betäubenden Drucke der Gewaltherrschaft und noch mehr unter der brausenden Fluth eines bunten künstlichen Religionswesens erstorben waren. Es war ein jämmerlicher Knecht; aber in dem Wahne, zur Knechtschaft geboren, zur Knechtschaft von Gott bestimmt zu sein, fühlte es seine Schmach kaum.

Doch wie jedes Unnatürliche, so konnte auch dieser Zustand der Völker nicht fortdauern. Freilich war

es nicht möglich, daß die Völker sich mit einem einzigen Schritte oder Sprunge von der unendlichen Tiefe der Schmach zu der Höhe ihrer ursprünglichen Würde erhoben. Zu schwer war die auf ihnen ruhende Last. Nur ringend konnten sie wiedergewinnen, was sie verloren hatten; und auch dieses Emporringen bedurfte einer großen, Jahrhunderte in Anspruch nehmenden Vorbereitung.

Diese Vorbereitung, welche in nichts zu bestehen hatte, als in der Aufklärung der Völker über ihren unnatürlichen unrechtlichen Zustand, begann schon in der zweiten Hälfte des Mittelalters und ging zum Theil, natürlich unbeabsichtigt, von den Gewaltherrschaften aus, indem diese, unter sich im Kampfe, die Unterthanen gegenseitig zur Erkenntniß ihrer Rechte zu bringen suchten, um sie zu Empörungen gegen ihre Herren zu reizen und einander zu entziehen.

Noch Mächtigeres wirkte in der nördlichen Hälfte Europas zur Aufklärung der Völker das Aufblühen der Städte. In denen hatten sich die Principe der ursprünglichen Verfassung der Volksgesellschaft erhalten, und die Freiheit, welche der Mensch in ihrem Schooße athmete, wurde die Pflegerin der Künste, Wissenschaften und Macht.

Mit der Macht, welche (vertheidigungsweise) ge-

waltig hinausdrang in die Gebiete der Gewaltherren, des Adels, wurde natürlich auch die Leuchte hinausgetragen in die dicke Finsterniß, in welcher die Menschheit geknebelt erbärmlich lag.

Und diese Leuchte, sie brach die Finsterniß desto mehr, je größer das Ansehen der Städte dadurch wurde, daß sich die Besitzer der Throne ihrer nicht bloß annahmen gegen den übermüthig herrschsüchtigen Adel, sondern sie sogar zu ihren Bundesgenossen erkoren, um sich selbst vor dem Adel zu behaupten. Denn der Adel war endlich in seiner Macht und schrankenlosen Uebermüthigkeit, nachdem er dem Volke Alles geraubt und bei demselben Nichts mehr zu rauben fand, der gefährlichste Feind der Throne geworden.

Es entspann sich in Europa jener Kampf der beiden despotischen Mächte, unter denen das Volk fast verloren ging, der Throne und des Adels. Die Throne, sich als Beschützer des Volkes zeigend, gewannen natürlich die Hilfe der Städte, denen des Volkes Freiheit und Würde lieb war: und so gelang es ihnen, dem Feinde allmälig mehr und mehr Raum und Macht abzugewinnen.

Wohl fiel dem Volke von diesem allmälig sich steigernden Siege eine werthvolle Frucht in den Schooß. Doch erkannte und begriff es dieselbe desto weniger,

da die Throne die wesentlicheren Siegesfrüchte, die erbeuteten Rechte des Adels, nicht dem Volke zutheilten, sondern an sich selbst zogen, ohne sie jedoch in der früheren Weise sofort empfindbar zu machen.

Bald trat aber auch eine dritte Macht in den Bund mit den Thronen gegen die Herrschaft des Adels, und zu Gunsten des Volks insofern, als sie zur Aufklärung desselben über seine unwürdige Lage und ihm gebührenden Rechte beitrug. Das war die Sonne des Christenthums, welche in Folge der religiösen Reformationen den Nebel theilte, den es ursprünglich selbst über den Geist der Menschheit gezogen, den die Dienerschaft desselben aber bis in's Unendliche verdickt hatte.

Durch ganz Europa drang, wenn auch nicht dieses klare Sonnenlicht selbst, so doch die Wirkung desselben. Und wie der erste Sonnenblick eines reinern Christenthums im funfzehnten Jahrhunderte zwar nur an dem Orte seiner Entstehung leuchtete, aber doch einen mächtig für die Zukunft wirkenden Schimmer in die Ferne dringen ließ, so gab die große Reformation des sechzehnten Jahrhunderts nicht bloß den Völkern im Herzen Europas, wo sie stattfand, Geistesklarheit, sondern ließ einen Begriff der Wahrheit

und des Zugs auch weit hindringen nach Süden und Westen.

Freilich konnte dort nur Ahnung sein, was hier Erkenntniß war. Doch fand eine Art von Ausgleichung in der allmäligen Gewöhnung an das plötzliche Licht und der allmäligen Erhebung aus dem Dunkel zu dem fern her schimmernden Lichte statt.

Wie ein helfender Geist an die Seite einer Gottheit, trat, sich verbündend, die Erfindung der Buchdruckerkunst an die Seite der kirchlichen Reformation. Sie war die Trägerin der großen Leuchte. Ohne sie würde das Licht an dem Orte seiner Entstehung geblieben sein, und was Luther gesprochen, würde kaum bis an die Grenzen des Gaues, der ihn geboren, was Zwingli gesprochen, kaum bis an die Grenzen Helvetiens, was Calvin und andere gesprochen, ebenfalls kaum bis an die nächsten Grenzen gehört worden sein. Die Buchdruckerkunst aber machte ihre Worte sammt der Wirkung derselben zu einem europäischen Ereignisse.

Aber damit war der Beruf der Buchdruckerkunst noch keineswegs erschöpft, daß dieselbe den Strahl des reinen Christenthums durch die Welt führte und somit eins der furchtbarsten Völkerentwürdigungsmittel, die Gaukelkunst der Kirchendienerschaft, zu

Grunde richtete. Sie that noch Größeres für die Völker. Sie begründete für sie eine Macht, vor welcher, wenn sie erst zur Vollkommenheit gereift war, unmöglich die Gewalt der Einzelnen, der Herrscher, die Gewalt der Lüge, länger bestehen konnte. Diese Macht war die öffentliche Meinung.

In uralter Zeit hatte eine öffentliche Meinung als Macht bestanden. In den Volksversammlungen war sie begründet und von denselben wurde sie getragen. In den späteren Jahrhunderten aber war das öffentliche Volksleben durch die Gewalt des Lügenreichs, des Herrscherthums, erdrückt worden, und die öffentliche Meinung hatte nicht bloß ihre Macht verloren, nein, sie selbst war verloren gegangen.

Noch bestand die Herrschaft der Privilegien, die Herrschaft des Herrenthums: und das öffentliche Leben der Völker, und mit diesem das Wiedererstehen der öffentlichen Meinung, war unmöglich. Da aber trat eben die Buchdruckerkunst ergänzend ein. Was früher die Volksversammlungen gethan, das that sie jetzt. Zwar konnte sie nicht unmittelbar das gesellschaftliche Leben der Völker zu der alten Offenheit erheben, aber das geistige Leben derselben machte sie öffentlich und schuf so die Macht der öffentlichen Meinung, durch welche endlich auch das Leben der-

selben wieder zu der alten Offenheit und Würde gelangen mußte. Wie sie dereinst unter den natürlichen Gesellschaftsverhältnissen aus dem öffentlichen Volksleben geboren worden, so mußte unter den jetzigen unnatürlichen Gesellschaftsverhältnissen das alte öffentliche Volksleben aus ihr geboren werden.

Endlich ging im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in ganz Europa, außer auf einem Theile in Nordosten (Polen), der Kampf der Throne mit dem Adel zu Ende. Mit Hilfe der durch Freiheit zu Pracht und Macht emporgestiegenen Städte hatten die Throne den Sieg errungen und dem Adel die Mittel entrissen, mit welchen er ihnen den Untergang gedroht hatte.

Aber diese Beute genügte auch den Thronen; die Rechte, durch welche der Adel das Volk entwürdigt, verächtlich gemacht hatte, diese ließen die Throne ihm gern. Mit der Flagge der Volksbevormundung waren sie in den Kampf gezogen, und das Volk hatte ihnen natürlich hilfreich zur Seite gestanden. Allein nach dem Siege ergab es sich, daß nicht des Volkes Wohl und Ehre, sondern die eigene Herrschsucht ihr Schwert belebt hatte.

Die Völker waren betrogen. Allein die Völker sahen den Betrug: das Fatum waltet in jeglichem

Reiche der Unnatur, Lüge, Sünde — und während die herrschsüchtigen Throne ihres vortheilhaften Betrugs sich höchlich freueten, hatten sie sich doch selbst gar schrecklich betrogen. Freilich war ihnen dieser Selbstbetrug jetzt noch nicht sichtbar und empfindbar.

Der Zustand des Volkes also war durch den Sieg der Throne nicht besser, ja vielmehr noch jämmerlicher geworden. Nur die Hand, welche das Joch im Nacken des Volkes hielt, war eine andere geworden, nicht aber das Joch ein anderes oder gar leichteres. Die Herrscherruthe war nicht mehr in zwei Händen, dagegen doppelt schwer in einer.

Aber jene entwaffnete Hand war doch geblieben, und konnte sie nicht mehr Streiche ausgeben, so streuete sie, um ihr Ansehen zu erhalten, desto mehr Hohn, Schimpf und Schande auf das Volk aus.

Aber auch hier waltete das Fatum. Der Adel wollte sich durch Erniedrigung des Volkes wieder erheben, und da er nun an des Volkes Stirn kein Zeichen der Würde mehr fand, welches er hätte herabreißen können, so zeigte er dem Volke höhnend und aufgeblähet seine Würdelosigkeit.

So half er selbst dem Volke seine Schmach und seine Rechte begreiflich machen und bereitete sich seinen Untergang mit vor. Aber zugleich übte er auch

Rache an den Thronen, denn in deren Hand war das Zepter, die Volksgeißel; und stand das Volk endlich auf, um seine ursprüngliche, ihm von Gott verliehene Würde zurückzufordern, so mußte es sich natürlich gegen die Throne wenden.

Schon war jetzt, im achtzehnten Jahrhundert, das Volksbewußtsein ziemlich ausgebildet. Europas Völker kannten das Unwürdige und Unrechtliche ihres Zustandes. Freilich so allgemein war ihnen ihre Geschichte nicht bekannt, daß sie über den Weg, auf welchem sie zu dem in alter Zeit Verlorenen wieder zurückgelangen konnten, nicht hätten theils ohne Begriff, theils verschiedener Ansicht sein sollen.

Und dieser Umstand verursachte, daß die folgende große Revolution des Völkerzustandes, auf falsche Wege gewälzt, von unnützen, selbst geschaffenen Hindernissen beeinträchtigt und an einem schnellen Gedeihen gehindert wurde.

Schon war in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die öffentliche Meinung eine Macht geworden, welche ganze Völker in Bewegung zu setzen vermochte. Gleichwohl sahen die Throne, durch die Jahrhunderte lange jämmerliche willige Unterthänigkeit der Völker getäuscht, das Wesen der öffentlichen

Meinung nicht, oder glaubten wenigstens, sahen sie es doch, nicht an eine Gewalt desselben.

Desto weniger mühten sie sich diese Macht zu verderben; doch würde ihnen ein solches Unternehmen nicht gelungen sein, denn schon ruhete die öffentliche Meinung auf einer viel zu breiten physischen und geistigen Grundlage. Die Buchdruckerkunst und der Buchhandel konnten nicht mehr aus dem Leben zurückgetrieben, und die Wissenschaften, aus welchen die Philosophie wie eine Sonne emporgestiegen war, nicht mehr vernichtet werden. Die Völker wußten, was ihnen mangelte, sie wußten, was ihnen von Gottes Gnaden und Willen gebührte, und wußten, wo sich der Schatz befand, den sie ihr Eigenthum nennen und rechtlich an sich nehmen durften.

So stand es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Unter solchen Umständen mußte nun ein Kampf zwischen Thron und Volk entstehen. Doch wie jede äußere Bewegung stets nur die Folge einer Geistesbewegung ist, so war dieser Kampf, welcher der späteren großen Revolution voranging, auch ein geistiger. Es war ein Kampf der Ideen von Ständen und Rechten; ein Kampf, welchen die Throne nur mit veralteten unnatürlichen Waffen, mit den Annah-

men des mittelalterlichen Herrenthums, führen konnten, die Völker aber mit neuen, oder vielmehr mit den natürlichen uralten, aber von der Zeit verjüngten Waffen, nämlich den Sprüchen des gottentstammten ewigen Sittengesetzes führten.

Daß in diesem Kampfe die Throne nicht Sieger bleiben konnten, gewiß das war natürlich. Allein sie glaubten, sie sahen ihre Niederlage nicht, denn wie der Kampf, so war die Niederlage unsichtbar; moralisch, geistig. Erst äußere Bewegungen mußten sie sichtbar machen.

Die Völker dagegen fühlten ihren Sieg; doch auch ihn mußten erst Thatsachen beweisen. Und diese folgten, als endlich unter der zunehmenden Klarheit des Begriffes auch die Gewohnheit ihre Macht verloren hatte.

Zweites Stück.

Die erste große Umwälzung, oder die Revolution in Frankreich von 1789.

1.

Es darf natürlich erscheinen, daß dasjenige Volk, welches seiner Würde am meisten und empfindbarsten beraubt wurde, am ersten, um sie wieder zu gewinnen, danach griff.

Den letzten Hauch seiner Würde hatte das französische Volk unter der Regierung seines Königs Ludwigs XIII. verloren, der seinen Günstlingen und Huren gestattete, es für einen Schwamm zu halten, welcher sich ausdrücken läßt, so oft sich ein Tropfen Saftes in ihm gesammelt hat.

Der Adel hatte zwar kein Recht mehr über das Volk, aber er hatte Vorrechte, die ihn frei machten von der drückenden Last des schandhaften Herrscherthrones, und dem Volke daher diese Last desto empfindbarer werden ließen.

Wie Ludwig XIII. die Knechtschaft des Volkes aus Genußsucht äußerlich vollendet hatte, so vollendete sie Ludwig XIV. aus Herrscherdünkel innerlich,

moralisch. Da schwand auch selbst das allgemeine Menschenrecht aus dem Volke. Der Wille des Königs wies jegliches Recht aus seinen Schranken, und selbst das Sittengesetz, dessen Flaggen allenthalben in Europa doch gewissermaßen noch aufrecht standen, machte in Frankreich seinen Platz dem königlichen Willen leer.

Das Volk war ein begriffs- und willenloses Ding im Auge des Königs, ein Schooßhund, ein Kettenhund, ein Wild, eine Flinte, alles, wozu es der König brauchte, um ein Gott oder der einzige Mensch in seinem weiten Reiche zu sein.

Und als nun Ludwig XIII. und Ludwig XIV. den unglücklichen Knecht vollendet hatten, da kam Ludwig XV., und, nirgends mehr Raum findend, um mit Glanz die Freiheit und Macht der Herrschaft zu erweitern und zu beweisen, trat er in den Koth, in den Morast des Lebens, um aus diesem eine Schimpf-, eine Schandkrone zu seines königlichen Herzens Kitzel, für seines Volkes Haupt zu formen.

Durch diese Kothkrone, mit welcher er das Knechtsvolk, wie zum Hohn, bekrönte, glaubte er der königlichen Freiheit und Größe etwas zugethan zu haben und groß und glänzend, ein treulich sorgender herrlicher Vater des Herrscherthrons zu sein, wie seine letzten Ahnen.

Und in der That hatte er, wenn nicht des Thrones Größe, gewiß jedoch des Thrones Freiheit etwas zugethan. Allein die Schranken des Frevels an dem Menschengeschlechte waren schon bei seinen Vorgängern erfüllt gewesen, und was er dazutrug, schwoll über des Maßes Rand, troff nieder auf das Volk und machte die Blicke emporzurichten und zu sehen, daß das Maß der Herrscherfreiheit und Volksschmach, welches gleich einem Attribut auf des stolzen Königsthrones Stufen stand, überströmte, daß die Zeit gekommen sei es umzustürzen.

Da wurde es lebendig im Volke. Zitternd im Zweifel zwischen Wollen und Dürfen griff die Hand nach dem Joche, um es aus dem Nacken zu heben, und die Philosophie sendete Tausende von Aposteln, verhunderttausendfacht durch das Institut der Druckerpresse, hinaus, sie lehren zu lassen, daß die Hand, welche nach dem Joche greife, im besten Rechte sei und nicht zu zittern brauche. Und andere Wissenschaften, hier der Philosophie treue Dienerinnen, lehrten, wie die Hand zu greifen und wie sie das Joch zu heben habe.

2.

Zwei Fragen zu strenger Beantwortung, bevor das Bild der Thaten des französischen Volks sich öffne!

Wie war die französische Staatsgesellschaft beschaffen?

Wie war die Lage des französischen Volks, als sich ihm die Unmöglichkeit bewies, länger in dieser Lage zu verharren?

Die französische Staatsgesellschaft bestand aus vier Theilen: aus dem Throne oder dem Hofe, dem Adel, der Geistlichkeit und dem Volke. Der Hof bestand aus dem König, seiner Verwandschaft, Freundschaft und Dienerschaft und bildete daher eine Corporation, deren Erhaltung selbst bei fürstlicher Mäßigung große Summen in Anspruch nahm. Doch besaß der Hof das Grundcapital nicht, welches ihm die nur zu seiner nothdürftigen Erhaltung nöthigen Summen hätte geben können. Daher mußte er durch andere Classen der Gesellschaft erhalten werden.

Der Adel bestand aus vier Classen, war ohne Pflichten gegen den Thron, abgabenfrei und besaß den größeren Theil des Landes eigenthümlich. Aber diesen Grundbesitz mochte und vermochte er nicht selbst nutzbar zu machen. So also war er die Classe der

Gesellschaft nicht, welche den Hof erhielt; andrerseits aber mußte ihm eine andere Classe der Gesellschaft, die der Hof natürlich nicht sein konnte, dienstbar sein, um sein Grundcapital nutzbar zu machen.

Eben so wenig war die Priesterschaft dem Throne pflichtig; sie war ebenfalls abgabenfrei, besaß zum Theil in gleicher Weise wie der Adel Grundcapital, welches sie eben so wie dieser durch die Dienstpflicht einer andern Gesellschaftsclasse, die natürlich weder Hof noch Adel sein konnte, nutzbar machen mußte; zum bei Weitem größten Theile aber ohne Grundcapital, mußte sie das Vermögen einer andern Gesellschaftsclasse, die natürlich auch weder Hof noch Adel war, in Anspruch nehmen, um bestehen zu können.

So war es also die vierte Gesellschaftsclasse, welche den Hof erhalten, dem Adel dienen und der Geistlichkeit dienen und sie erhalten mußte.

Und damit war noch nicht zur Genüge gethan. Der Hof, unvermögend sich selbst zu erhalten, der Adel frei, die Geistlichkeit frei, mußte die vierte Gesellschaftsclasse auch noch die ungeheuer kostspielige Staatsmaschine erhalten, an deren Räder- und Hebelwerke nicht sie, sondern einzig und allein der Adel zu stehen die Ehre hatte, so daß auch nicht einmal

etwas von den ungeheuern Gaben, die sie bringen mußte, zu sie wieder zurückkehrte.

In der That, eine solche Last hätte sich der vierten Classe endlich auch ohne Philosophie unerträglich erwiesen, und kaum hätte es, diese Erkenntniß so bald zu bewirken, der maßlosen Vergrößerung dieser Last durch die sündlichen Ausschweifungen des Hofes bedurft. Eine so unnatürlich durch das Herrscherthum organisirte Gesellschaft konnte nimmer dauern.

Und was hatte nun die vierte Classe, welche, da der Hof sich nicht zum Volke zählte, der dritte Stand genannt wurde und aus der Bürger- und Bauernschaft bestand, dafür, daß sie diese Last trug, daß sie Lehns-, Grund-, Leibherrlichkeits-, Natural-, Zehent- und andre Steuern zahlte, fröhnte und die Kriegsheere stellte, also nicht bloß die obern Stände ernährte und ihnen diente, sondern auch allein den Staat erhielt?

Dafür hatte der dritte Stand: daß er in jeglicher Weise von der Staatsverwaltung ausgeschlossen war — nur der Adel war fähig, Aemter zu bekleiden —; daß er schutzlos war gegen seinen Bedrücker — denn der Adel selbst war Richter —; daß er die Klage über sein Wehe nicht einmal laut werden lassen durfte — denn Stillschweigen war ihm auferlegt, und

freie Verhaftsbriefe (lettres de cachet) des in seinem Willen fast unbeschränkten Mannes auf dem Throne bedrohten Leben und Habe des Unzufriedenen vom rechtslosen Stande —; daß er sich nicht einmal einen Bruder der anderen Stände nennen durfte — denn als er dies einmal durch den Cardinal du Perron gewagt, mußte er dem Adel Abbitte thun —; daß er nicht einmal über die Staatslast, die auf ihm allein lag, mit berathen und beschließen durfte — denn Stillschweigen wurde ihm auferlegt, wenn seine Stimme gegen die des Adels und der Geistlichkeit lautete —; ja, daß er seine Stimme, wie sie auch klang, nicht einmal laut machen konnte, denn Ludwig XIV. hatte es beim Parlament durchgesetzt, daß die vom Throne gemachten Steuerforderungen unbedingt als Gesetze anerkannt würden, und somit für immer die Ständeversammlung aufgehoben —; daß er, wenn wirklich eine Ständeversammlung stattfände, ungeschmückt, in tiefer Demuth, ja kniend vor dem Throne erscheinen mußte, während Adel und Geistlichkeit demselben groß und stolz zur Seite standen; — mit einem Worte, das hatte der dritte Stand dafür, daß er den Hof ernährte, dem Adel Dienste leistete, der Geistlichkeit Dienste leistete und sie ernährte und das Staatswesen erhielt, das hatte er dafür, daß er

von der Gnade seiner Pfleglinge abhing, daß er ein Knecht, ein Hund war.

Europa war eine Welt der Herren, die dem ewigen Gotte, der die Völker frei, die Menschen gleich erschaffen, scheußlichen Hohn emporrief. Frankreich aber war das beste Stück dieser Herrenwelt.

3.

Endlich bestieg Ludwig XVI., ein ehrlicher, sittenreiner, aber characterschwacher Mann, den Thron (1774). Er war nicht so dumm, das unnatürliche Verhältniß der Staatsgesellschaft nicht zu erkennen, und war nicht so schlecht, das für schlecht Erkannte um seines persönlichen Vortheils willen gut zu nennen; aber er war in jeglicher Weise zu armselig, das Schlechte zu vernichten und auf dessen Stätte das Gute zu erbauen.

Er fand den Thron von fast grenzenlosen Bedürfnissen behaftet und mit fast unbeschränkter Gewalt begabt, den Adel unermeßlich reich, aber frei, die Geistlichkeit unermeßlich reich und wohl gepflegt, aber frei, den dritten Stand, Bürger und Bauern, zu jeglichem Gehorsam verpflichtet, aber gräßlich ver-

armt, den Staat aber mit einer Schuld beladen, die entweder so alle Einkünfte in Anspruch nahm, daß für die Erhaltung des Staatswesens und Hofes keine Mittel übrig blieben, oder, wenn Hof und Staatswesen die Einkünfte für sich in Anspruch nahmen, dazu nöthigte, dem Staate neue Schulden aufzuladen, um die Erfordernisse der alten Schuld zu befriedigen.

Jahrhunderte lang hatte der Fleiß des dritten Standes die Bedürfnisse oder Forderungen der Staatsgesellschaft in jeder Hinsicht befriedigt; von der Zeit an aber, wo der Hof auf die höchste Stufe der Freiheit gelangt war, genügten die Früchte dieses Fleißes nicht.

Die vielen Millionen, welche Ludwig XIII. aus den Staatscassen genommen und an seine Buhldirnen und Günstlinge verschleudert hatte; die vielen Millionen, welche Ludwig XIV. aus den Staatscassen genommen und an seine hohen Freundinnen, an seine diplomatischen Knechte, für seine ehrsüchtigen Kriege und seine sündhaft prächtigen Hoffeste verschleudert hatte; die vielen Millionen, welche Ludwigs XIV. Angehörige mit dem Rechte der königlichen Verwandtschaft aus den Staatscassen geraubt und an ihre Buhldirnen und Jubelgenossen verschleudert hatten;

die vielen Millionen, welche Ludwig XV. mit Königsrecht und ohne Rücksicht und Gewissen aus den Staatscassen genommen und an die Haufen seiner Buhldirnen, Schmeichlerinnen und deren Schmeichler verschleudert hatte; die vielen Millionen, welche Ludwigs Brüder, der Graf von Provence und der Graf von Artois, mit dem Rechte der königlichen Bruderschaft aus den Staatscassen genommen und an ihre zahllosen Huren, ihre Spielgenossen (unter denen der Herzog Philipp von Orleans der vornehmste war), an feiles Comödiantenvolk und anderes Gesindel verschleudert hatten; diese unzähligen Millionen hatte freilich der Schweißtropfen des dritten Standes nicht ersetzen können.

So war die Staatsschuld auf eine Höhe gestiegen, welche ein jährliches Deficit von 125,000,000 Livres*) bewirkte. Diese Summe mußte natürlich beschafft werden, wenn alle Bedürfnisse des Staates befriedigt werden sollten. Neue Anleihen, wodurch freilich die Schuldenlast vergrößert worden wäre, oder neue Auflagen, die freilich der von Gaben und Diensten bereits fast erdrückte, gänzlich verarmte dritte

*) Denn im Verlauf eines Jahrzehends hatte sich die Staatsschuld durch das Deficit um 1,250,000,000 Livres vermehrt.

Stand nicht tragen konnte, waren die einzigen beiden Hilfsmittel.

Vergebens hatten des Königs gute und schlechte Finanzminister ihre Künste erschöpft, um sich des ersten Hilfsmittels zu bemächtigen. Der Staatscredit war erschöpft, und ein Darlehen nicht mehr zu erlangen.

So blieb nur das zweite Hilfsmittel übrig. Da aber die Kraft des dritten Standes schon so erschöpft worden, daß dieser unmöglich noch mehr belastet werden konnte, ohne befürchten zu müssen, daß er zur Verzweiflung und einer bewaffneten Insolvenzerklärung getrieben werde, so hefteten der König und sein Minister ihre gute Hoffnung an den unermeßlich reichen Adel und die eben so reiche hohe Geistlichkeit. Sie, die bisher immer nur vom Staate Genuß gehabt und ihm niemals ein Opfer gebracht, sie sollten diesmal dem Staate aus der Noth helfen.

Da berief denn Ludwig XVI. die Notabeln. Das waren sieben Prinzen, die funfzehn höchsten Geistlichen, sechsunddreißig Herzöge, Grafen und Freiherren, zwölf Mitglieder des Conseils, achtunddreißig Parlamentsmitglieder als Deputirte, sechzehn Abgeordnete aus den Provinzen, dreiundzwanzig Bürgermeister, fünf Minister und der Lieutenant civil der Stadt Paris.

Mit Vergnügen vernahmen diese Herren die Mittheilung des Ministers Calonne, daß eine kleine Veränderung im Steuerwesen vorgenommen werden solle. Eine heitere Miene zollten sie auch dem ersten Theile dieser Mittheilung — und was konnte es sie bekümmern, daß der König eine Abschaffung oder Veränderung der Salzsteuer, der Straßenfrohnen, der Getreidesperre und der innern Landzölle für nützlich hielt? Als der Minister nun aber auf den zweiten Theil seiner Eröffnung kam, welche von der großen Noth des Staates handelte und die Ueberzeugung des Königs aussprach, daß sich Frankreichs ruhmvoller Adel und seine fromme Geistlichkeit gewiß freudig bereit fühlen werden, durch eine für alle Stände, also auch für Adel und Geistlichkeit, giltige Stempel- und Grundsteuer zur Rettung des Staates aus seiner hohen Noth beizutragen, siehe, da bäumten sich die ritterlichen und frommen Herren hoch auf und wiesen entsetzt und zürnend dieses Ansinnen des Königs zurück.

Und freilich, sie waren ja Leute der Privilegien, sie waren ja frei, diese hochherzigen reichen Herren, und nur dazu geboren, vom Staate zu genießen, nicht ihm zu opfern. Denn dies war die Sache eines andern Standes.

Doch wie sich ihre Gefühle, Mienen und Worte auch gegen eine solche Verletzung des heiligen Rechtes ihrer Freiheit empört bewiesen, so waren sie doch, geschlagen durch eine List, welche der Zufall oder die Königin im Wechsel der Finanzminister ausübte, genöthigt, der Anforderung der Regierung ihre Zustimmung zu geben.

Sie seufzten über das große Opfer, aber ihr Seufzer war Heuchelei, denn sie kannten ihren Alliirten, das Parlament, welches allezeit eine Freude darin fand, den Hof und die Regierung in Verlegenheit zu stürzen oder darin zu lassen, um desto mehr Macht zu gewinnen, als zuverlässig.

Und sie täuschten sich nicht. Umsonst forderte der Finanzminister das Parlament zur Einregistrirung der von den Notabeln genehmigten Stempel- und Grundsteuer auf. Umsonst that dasselbe der König.

Da glaubte der König, die hohe Noth und Gefahr des Staates sei wohl eines Versuchs seiner ganzen königlichen Gewalt werth. Der Drohung hatte das Parlament getrotzt, doch auch der Gewalt trotzte es, um nichts von seiner Macht zu verlieren. Selbst der Untergang schien ihm hier besser als Nachgiebigkeit, da ja dieser Untergang auf die Ferne sich nicht erstrecken konnte.

Der König hob nun durch einen Machtspruch das Parlament auf und errichtete an dessen Stelle einen höchsten Rath (cour plenière), dessen Mitglieder mit ihm entweder moralisch oder wirklich gleiches Interesse hatten.

Diese Gewaltthat aber änderte im Zustande des Finanzwesens nichts und war dem Throne höchst gefährlich, da sie nur eine halbe Maßregel war. Denn ein Hauch vom Parlamente — die Furcht des Königs vor dem Volke hatte das bewirkt — war geblieben, und dieser war mächtig genug, einen Sturm zu entwickeln, der den Thron zwischen den vermehrten höchsten Corporationen in einen gefährlichen Wirbel zog.

Umsonst häufte der König unter der Anleitung seiner Gemahlin, der Finanzminister und andrer Vertrauten Gewaltschritt auf Gewaltschritt. Umsonst suchte er den Widerspruch durch Verhaftungen und Verweisungen zu vernichten; der Kampf, den er eingegangen war, endete nicht, und anstatt sich seinem Ziele zu nähern, entfernte er sich (der König) immer mehr von demselben.

Bald sah er sich genöthigt, die cour plenière aufzulösen und das alte Parlament wieder herzustellen. Doch wie bei allen Handlungen Ludwigs XVI.,

war auch bei dieser die moralische Wirkung nicht genau berechnet, und anstatt das Parlament mit dem Gefühl dankbarer Erkenntlichkeit zu erfüllen, reizte der Triumph die ehrgeizige hohe Corporation vielmehr, ihrem Kampfe desto größere Kraft zu widmen.

Bald kam es dahin, daß das Parlament die wichtigsten Thronrechte in Frage stellte und so — unter der Gewalt des Fatums zu seinem eigenen Unheil (indem nämlich nur Privilegirte im Parlamente saßen) — selbst in die Schalmeie der Philosophie stieß, welche dem dritten Stande bereits ein sehr lautes und faßliches Lied über seine angeborenen, aber ihm entwendeten Rechte vorgetragen hatte.

Bei diesem Kampfe zur Rettung des Staates (vielmehr des Thrones) aus seiner finanziellen Noth stieg die Noth des Staates oder Thrones immer höher.

Da aber weder die List der Minister, noch der Donner der königlichen Drohung, noch der Schlag der königlichen Verdammung das hartnäckige Parlament zu überwinden im Stande gewesen, so begab sich der irregeleitete Ludwig, um das Letzte zu versuchen, seiner Würde, und trat nun eben so schwach als Bittender, wie zuvor kräftig als Befehlender vor den Feind.

Auf das entblößte Haupt eines Besiegten bloße Zähne zu erwiedern, das wäre nun freilich sehr unedel, sehr unadlig gewesen; aber den Preis, um welchen so lange hartnäckig gekämpft worden, jetzt, nach dem Siege, aufzugeben, das wäre sehr schwach und unpolitisch gewesen.

Das Parlament war daher in unangenehmer Verlegenheit. Doch es wußte sich — und zwar wiederum unter des Fatums Herrschaft zum eigenen Verderben — aus derselben zu retten. Es erklärte sich incompetent und nannte die Nation, d. i. die drei Stände, die einzige Macht, welche befugt sei, darüber zu entscheiden, ob die Auflagenlast vergrößert werden könne und welcher Art die neuen Auflagen zu sein haben.

Mit dieser Verweisung an die Nation, das hieß hier an den dritten Stand, war der König keinesweges unzufrieden. Dieser Stand hatte seit Jahrhunderten jeder Anforderung willig genügt, jeder Last, wie schwer sie auch war, demüthig den Rücken dargeboten und sie ohne Murren getragen.

Es ließ sich also von ihm erwarten, daß er auch diese aufs Neue nöthig gewordene Last willig auf seinen Rücken nehme, wenn ihm nicht schon alles Mark fehle; — und das mochte der König nicht

glauben, da ja nun an diesem Glauben seine gute Hoffnung hing.

Eben so wenig waren Adel und Geistlichkeit mit der Berufung auf die Nation unzufrieden, denn sie waren in der Erinnerung an die längst vergangenen Zeiten überzeugt, daß der dritte Stand seine Stimme doch müsse in die ihrige klingen lassen; und wolle er wirklich keck sein und einen besondern Ton annehmen, dieser doch nur gegen den Thron hallen könne.

Mit hoher Aufmerksamkeit hatte der dritte Stand, dessen Augen längst sich weit geöffnet hatten, den Kampf des Königs und seiner Finanzminister mit den Notabeln, dem Parlamente und andern hohen Reichspotenzen beobachtet. Wie die philosophischen Lehren eines Diderot, Marmontel, d'Alembert, Daubenton, Mably, Condillac, Helvetius, Dupont, Mirabeau I., Mercier, de la Rivière, Quesnay, Rousseau, Voltaire, Entraigues, Sieyes u. A. ihm Licht gegeben über den unnatürlichen Zustand der Gesellschaft, so gab jener Kampf dem dritten Stande Licht über den jämmerlichen Zustand des Reichs.

Da betrachtete sich der dritte Stand: Und wirklich fand er in seinem Besitze noch genug Früchte seines Fleißes, um dem Staate aus seiner hohen Noth helfen zu können.

Doch wie ehedem diese Früchte hinzugeben, ohne dafür einen Dank in Anspruch zu nehmen, für eine solche Thorheit war die Welt schon zu tief in das neue lichte Zeitalter hineingerückt. Der dritte Stand war bereit zu geben, aber für die Gabe wollte er die ihm zu seiner Entwürdigung von dem Herrscherthume in vergangenen Zeiten geraubten Rechte zurückempfangen.

Er wollte zurückkaufen, was er ohne Kaufschilling zurückzunehmen berechtigt war: sein rechtmäßiges Besitzthum. Noch hatte die Gewohnheit an das Bestehende die Leuchte der Zeit den Geist nicht ganz erhellen lassen. Doch genug, daß das Volk schon seinen Werth schätzte und nur zu geben entschlossen war, wo es empfing.

Die durch den Ruin des Staates so schreiend in Frage gestellte unbedingte Herrschergewalt des Thrones, die völlige Sklavenschaft des Volks, die verderbliche Unabhängigkeit des Adels und der Geistlichkeit und die dadurch doppelt verderbliche Alleinberechtigung dieser Stände im Staatswesen wurden nun der Gegenstand der eifrigsten Beurtheilung im dritten Stande. Und bald genug wußte man, was man etwa für die Rettung des Staats aus seiner Noth fordern, welche Rechte man den privilegirten Ständen und dem

Throne entziehen, welche ihnen lassen, mit einem Worte und in der Annahme zu sprechen, daß die Revolution schon vorhanden sei, welche Verfassung man an die Stelle der alten setzen wolle.

Diese nur erst in Idee, Willen und Hoffnung vorhandene Verfassung war die constitutionell-monarchische. Der dritte Stand soll mit den andern Ständen gleiches Recht im Staatswesen haben; die Nation soll die Gesetze geben, der König sie nur vollziehen; die Nation soll die Steuern bestimmen, und der König nicht mehr das Recht haben, die Staatsgelder nach Willkür zu verwenden; doch soll der König hinfort heilig und unverletzlich sein. Das waren die Bestimmungen, welche der dritte Stand dem zukünftigen Frankreich unterzulegen für nothwendig hielt.

Nicht Mäßigung war es, die aus diesem Verfassungsentwurfe so laut hervorsprach, sondern die Gewohnheit des bestehenden Uebels, die Scheu, mit dem Vorhandenen gänzlich zu brechen, der im Leben stets zu Tage kommende Wahn, mit der vollkommenen Vernichtung der vorhandenen Form auch das Wesen zu vernichten. Der Entwurf forderte nicht die Schöpfung des reinen vernünftigen Gesellschaftszustandes, sondern nur einen Rückschritt dem reinen

allein vernünftigen Gesellschaftszustande der Urzeit entgegen, einen Schritt von der Monarchie nach der Republik hin.

Nachdem nun der König — es war im August des Jahres 1788 — die Berufung der Stände genehmigt, wurde die Form, welche der Ständeversammlung zu geben, Gegenstand eines neuen Kampfes. So lange also war durch den unbedingten Willen der Krone die Ständeversammlung als unnütz aufgehoben gewesen, daß man jetzt nicht einmal wußte, welche Form dieselbe haben müsse.

Das Parlament forderte im Interesse des Adels und der Geistlichkeit die Form der Ständeversammlung vom Jahre 1614, in welcher der dritte Stand nicht mehr Vertreter hatte, als jeder der beiden andern Stände, die, gleiches Interesse habend, natürlich mit einander stimmten, und daher jenen Stand gänzlich einflußlos machten.

Allein der dritte Stand war jetzt nicht mehr jener demüthige und blödsinnige Knecht vom Jahre 1614. Unwille, ja selbst Empörung zuckte allenthalben auf und zeigte, daß das Volk nicht Lust habe, das alte nichtswürdige Gaukelspiel der Privilegirten gelten zu lassen.

Da entschied endlich, von dem volksfreundlichen

Finanzminister Necker bewogen, der König durch sein Machtwort den Streit, indem er für den dritten Stand eine eben so starke Vertretung anordnete, als Adel und Geistlichkeit zusammen hatten. Daß die Rangordnung vom Jahre 1614 beibehalten bleiben sollte, konnte die Privilegirten natürlich nicht befriedigen und versöhnen.

4.

Am 5. Mai des Jahres 1789 waren die Reichsstände zu Versailles versammelt.

Diese Versammlung war der Anfang der Revolution als Thatsache. Von hier ab sieht man das Volk mit seltsamer Sicherheit dem Urzustande der menschlichen Gesellschaft zuschreiten gleich wie dem Gipfel eines Bergs. Der Triumph des großen Kampfes beruhete darin, daß dem Kampfe entsagt wurde, wenn das Vollkommene erreicht, wenn der Gipfel erstiegen war; denn ein Schritt über diesen hinaus mußte natürlich der Tiefe wieder zuführen.

Von der echten Erkenntniß seiner großen Mission und der Besonnenheit des französischen Volks wurde also der Preis dann abhängig, wenn er gewonnen war; und davon hing es ab, ob diese Revolution

das vollkommene Befreiungswerk der europäischen Völker oder nur ein Stück, ein Vorspiel desselben sein solle.

Ob aber das französische Volk, kaum erst der strengsten Vormundschaft entgangen, jene Erkenntniß und Besonnenheit werde besitzen können — wohl durfte man sich geneigter fühlen, diese Frage mit Nein als mit Ja zu beantworten. —

Aus der Liebfrauenkirche begab sich der Zug, voran in höchster Pracht der Hof, nach St. Louis. Dem Hofe folgte die Geistlichkeit, eingehüllt in prächtigen Sammet. In glänzender ritterlicher Tracht stolzirte der Adel. Der dritte Stand endigte den Zug. Er unterschied sich in seinen schwarzen elenden Mäntelchen von den ihm Voranschreitenden wie der Knecht vom Herrn.

Diese den Rang bezeichnende Etikette, berathen und vielleicht auch beschlossen in dem Gesellschaftszimmer der Gräfin von Polignac, war die vom Jahre 1614.

Durch eine hohe Flügelthür schritten Priesterschaft und Adel in den Versammlungssaal und nahmen zu beiden Seiten des Thrones auf prächtigen Polsterstühlen Platz.

Nach langem Harren wurde der dritte Stand durch

eine kleine Seitenthür eingeführt. Eine Art von Hütschen war für ihn dem prächtigen Throne gegenüber aufgestellt, welchen der König alsbald bestieg, um die Sitzung durch eine Rede zu eröffnen.

Als er das Wort nahm, bedeckte er das Haupt. Zugleich thaten dies der Adel und die Geistlichkeit. Unbekannt mit den Etikettevorschriften, erlaubten sich einige Männer vom dritten Stande das Beispiel nachzuahmen.

„Hut ab!" geboten, empört über solche Frechheit, die Geistlichkeit und der Adel jenen Unbedachtsamen.

„Hut auf!" donnerte es vielstimmig bei den Vertretern des dritten Standes, und alsbald waren deren Häupter alle bedeckt.

Ein arger Tumult erfüllte den Saal und übertönte des Königs Worte so lange, bis der Monarch dadurch Ruhe schuf, daß er sein gekröntes Haupt entblößte und so alle Häupter ohne Unterschied zu entblößen nöthigte.

Die Privilegirten knirschten mit den Zähnen. Bei Gott, das war der dritte Stand nicht mehr, der im Jahre 1614 knieend und baarhaupt sprechen zu müssen sich gefallen ließ. Je kecker er sich hier zeigte, desto gefährlicher erschien dem Adel und der Geist-

lichkeit seine verdoppelte Vertretung *). Da richteten sich alle Sinne auf die Vernichtung des Einflusses, welchen durch diese der entartete Knecht ausüben konnte, und so entstand bei Adel und Geistlichkeit der Entschluß, die Abstimmung nach Köpfen nicht, sondern nur nach Ständen zuzulassen.

Durch eine solche Abstimmung wäre dem dritten Stande natürlich jede Macht genommen worden, und die Verdoppelung seiner Vertretung hätte sich in ein Trugbild, in einen Gaukel verwandelt. Allein die Zeit war vorüber, daß das Volk Blendung nicht gewahrte und willig duldete.

Der schwere Kampf begann schon am nächsten Tage. Geistlichkeit und Adel versammelten sich in besondern Kammern. Der dritte Stand aber, im großen Sitzungssaale befindlich, beschloß nicht eher die Geschäfte zu beginnen, als jene Stände sich mit ihm vereinigt hätten.

Vergebens erklärte der dritte Stand den Privilegirten, daß nur die vereinten Stände die ganze Nation seien, welche hier über ihre wichtigsten Interessen zu berathen habe; daß nur Sonderinteressen eine

*) Die Zahl der Abgeordneten war 621. Nicht größer war die der Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit zusammen.

Sonderung zulassen, solche hier aber nicht Gegenstand der Verhandlung sein sollen; und ferner, daß wenn Adel und Geistlichkeit der einigen französischen Nation nicht anzugehören meinen, sie auch nicht berechtigt seien, über deren und Frankreichs Angelegenheiten zu verhandeln. Eben so vergebens suchte der dritte Stand durch freundliche Einladung die Vereinung zu bewirken. Adel und Geistlichkeit beharrten auf Sonderung und Abstimmung nach Ständen, und zwar desto hartnäckiger, da auch der König, nur die Rettung des Staates aus seiner Finanznoth, nicht aber eine Umgestaltung der Staatsverfassung wünschend, die entscheidende Macht des dritten Standes fürchtete und gern beseitigt sah.

Fünf Wochen lang hatte bereits der Kampf gewährt, da trat ein Abgeordneter der Stadt Paris, Namens Sieyes, auf und forderte, daß man nicht weiter diesem thörichten Spiele der Privilegirten Raum gebe, sondern, wenn dieselben einer abermaligen Aufforderung zur Vereinigung nicht Gehör gegeben, sich als Majorität competent erkläre und im Namen der Nation die Arbeiten beginne.

Rauschender Beifall des längst über die Privilegirten bitter zürnenden Volkes unterstützte diesen An-

trag und bewog mehre von den Vertretern der Geistlichkeit, der Aufforderung Folge zu leisten.

Allein der Adel und der bei weitem größte Theil der Geistlichkeit beharrten unwandelbar auf ihrem Beschlusse, und so constituirten sich die Abgeordneten des dritten Standes, welche sechsundneunzig Hundertstel des gesammten Volks vertraten, nach vollzogener Prüfung der Vollmachten als Nationalversammlung.

Jetzt erst erkennend, daß dieser Widerstand gerade das Gegentheil von seinem Zwecke bewirke, nämlich die Abgeordneten des dritten Standes ihre Macht kennen und anwenden lehre, trat mit einem Male die ganze Geistlichkeit in die Nationalversammlung ein.

So stand nun der Adel vereinzelt und als reichsberathendes Wesen völlig machtlos da. Allein sich dem Willen des dritten Standes zu fügen, das war ihm eine zu furchtbare Demüthigung und drohete die moralische Schwäche seiner Rechte allzusehr zu verrathen. Gegen eine Vereinigung mit dem dritten Stande sträubte sich sein Dünkel, den dritten Stand ohne sich Beschlüsse fassen zu lassen, dagegen sprach seine Klugheit.

Es blieb ihm also nichts weiter übrig, als die constituirende Nationalversammlung zu vernichten; und um diesen für ganz Frankreich so furchtbar ver-

hängnißvollen Zweck zu erreichen, suchte er nun die königliche Gewalt für sich zu gewinnen.

Wie hätte ihm das nicht bei einem so verführbaren, characterschwachen Fürsten, als Ludwig XVI. war, gelingen sollen?

Doch ehe noch die königliche Gewalt in dem Kampfe auftrat, wurden die niedrigsten Ränke in Anwendung gebracht, um die Nationalversammlung an ihren Berathungen zu hindern. Allein diese Bemühungen waren gänzlich fruchtlos, und die Schließung des Ständesaales hinderte die Volksvertreter nicht, sich im Ballhause zu versammeln und ihre Berathungen fortzusetzen.

Die heftigste Erbitterung des Volkes gegen Hof und Adel war die natürliche Folge der Umtriebe gegen die Abgeordneten des dritten Standes, von denen Frankreich die Gestaltung einer besseren Zukunft desto gewisser erwartete, je lauter sie in ihren bisherigen Schritten eine treue, reine Gesinnung und eine echte Erkenntniß der schmählichen Uebelstände der gegenwärtigen staatsgesellschaftlichen Ordnung kund gegeben.

Je unverholener sich aber die öffentliche Meinung für die kühnen Kämpfer des dritten Standes aus-

sprach, desto mehr erfüllte sich die Seele deren mit Muth zum Kampfe.

So geschah es, daß sich am 20. Juni bei der ersten Sitzung im Ballhause auf Aufforderung eines gewissen Mounier die ganze Versammlung mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes erhob und sich durch einen feierlichen gemeinsamen Schwur Gott und der Nation verpflichtete, eher nicht auseinander zu gehen und ihre Aufgabe für vollendet anzusehen, als dem Reiche eine neue Verfassung gegeben sei.

Eine heilige Begeisterung, wallte der Nachhall dieses Schwures durch ganz Frankreich. Keine Stadt war, die nicht unter Liederjubel und Illuminationsglanz gerufen hätte: „Segne Gott die unerschrockenen herrlichen Vertreter der unleugbarsten Menschenrechte, die muthigen Schöpfer einer heilvollen Zukunft!“

Aber wie gewaltig sich auch des Volkes Stimme vernehmen ließ, Hof und Adel hatten nimmer an eine Macht der öffentlichen Meinung geglaubt, so thaten sie es auch jetzt nicht. Der jahrhundertlange ungestörte Genuß der Allgewalt und Vergötterung hatte sie so verblendet, daß ihre Sinne nichts davon faßten, daß der Himmel eine andere Farbe angenommen und die Welt einer neuen Beleuchtung sich erfreue.

Auch jetzt noch glaubten Hof und Adel das Werk der Vertreter des dritten Standes verhindern, die Versammlung sprengen oder wenigstens vor erreichtem Ziele ermüden zu können. Der König Ludwig — gewiß der Begriffsvollste und Redlichste in der großen ritterschaftlichen Genossenschaft, aber verleitet durch die Hauptstimmführer des Adels, den Großsiegelbewahrer Barentin, den Herzog von Artois, den Prinzen von Condé und den Prinzen von Conti, seine Brüder — lieh seine Gewalt, ohne zu bedenken, daß er dieselbe dadurch in die Gefahr bringe, in Frage gestellt zu werden.

So fand die Nationalversammlung am 22. Juni zu ihrem Erstaunen, aber nicht zu ihrem Schrecken, das Ballhaus auf königlichen Befehl geschlossen und mit Soldaten besetzt. Der nichtige Vorwand, der nur zu sehr an die nun verwichene Zeit der Volksschmach erinnerte, daß das Haus für eine Belustigung des Hofes im Ballspiel eingerichtet werden solle, verbarg die Absicht der Verordnung viel zu wenig, als daß dieselbe nicht zugleich für einen Hohn hätte gehalten werden müssen.

Aber wahrlich, nie und nirgends war der Hof so unklug als jetzt und hier. Noch immer bedünkte es den Hof und Adel, die Welt sei ihr Spielwerk, noch

immer begriffen sie den furchtbaren Ernst der Zeit nicht, aus deren Schooße schon so weit und sichtbar das Schwert des Rachegottes hervor und über das ganze, von entsetzlicher Sünde am Menschengeschlecht erfüllte Mittelalter hinragte.

Die Nationalversammlung ließ sich nicht beirren. Noch waren ihr durch die Intrike des Adels nicht alle zu den Sitzungen brauchbare Orte verschlossen worden. Auch die Kirchen gewährten Raum, und diese konnte wohl weder der Adel noch der Hof zu verschließen wagen.

Unverweilt begaben sich die Abgeordneten des dritten Standes, an ihrer Spitze den Präsidenten Bailly, in feierlichem Zuge, begleitet von einer unermeßlichen Menge glückjauchzenden Volks, nach der Kirche des heiligen Ludwig.

Dieses Ereigniß machte, daß die bereits durch Stimmenmehrheit zum Beschluß gewordene Vereinigung der Geistlichkeit mit dem dritten Stande eine Thatsache wurde. Die Schale entschied hier über den Kern, das Gewand über den Leib; die Art des Ortes rechtfertigte den Schritt. Genug, in der Kirche St. Ludwig vereinigten sich die Abgeordneten der Priesterschaft, mit Ausnahme weniger Einzelner, förm=

lich und feierlich mit den Abgeordneten des dritten Standes.

Da unternahm denn der König, gedrängt von der ergrimmten Ritterschaft, das Aeußerste. In dem ganzen Pompe seiner königlichen Größe erschien er, geschützt von einem starken Soldatentrupp, der alsbald alle Zugänge des Hauses besetzte, in der Versammlung und entlud in einer langen Rede den ihm eingegebenen Zorn. Er gebot, sich dem Willen des Adels in Betreff der Abstimmung nach Ständen zu fügen, nichts weiter als ein Preßgesetz und eine neue Steuer zum Gegenstande der Berathung zu machen, augenblicklich auseinander zu gehen und bis auf weiteren Befehl jede Versammlung und Berathung zu unterlassen.

Der König ging, begleitet von dem Adel, der mit ihm gekommen war, und der größte Theil der Geistlichkeit schloß sich folgsam dem Zuge an.

Aber, treu ihrem Eide, blieben die Abgeordneten des dritten Standes mit einem Theile der Geistlichkeit. Und als der Oberceremonienmeister von Brézé erschien und im Namen des Königs augenblicklich auseinander zu gehen befahl, da erhob sich der Graf Mirabeau, der, gehaßt und verfolgt von seinem Stande, als Vertreter des Volks und seiner Rechte Rache zu

nehmen dürstete; und mit seiner Donnerstimme und dem furchtbaren Ernste seines Gebehrdenspiels rief er dem königlichen Diener zu: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß nur Bayonette die Abgesandten der Nation von ihren Sitzen zu vertreiben vermögen!" Und sogleich wurde die Unverletzlichkeit der Vertreter der Nation decretirt.

Die Zeit des unbedingten Herrscherwillens war vorüber, und jemehr sich derselbe seine Zeit zu erhalten strebte, desto schneller rückte er sich aus derselben fort. Das zu erkennen und zu glauben wurde freilich dem Hofe und Adel schwer.

So bei jedem Angriff zurückgeworfen, fühlte sich der König endlich bewogen, die Souverainetät des Volkswillens wenigstens in Betreff der Vereinigung der Stände anzuerkennen. Adlige Ränkesucht hatte in der Adelspartei selbst Zwietracht geweckt und einen kleinen Theil derselben, an dessen Spitze der Herzog Philipp von Orleans stand, veranlaßt, sich der Geistlichkeit und dem dritten Stande anzuschließen. Desto dreister konnte der König nun dem andern Theile der Ritterschaft befehlen, Gleiches zu thun. Und das geschah am 27. Juni.

Jetzt stand natürlich das ganze Interesse der Privilegirten auf dem Spiele. Die Nationalversammlung

war vollzählig und bereits von den bedeutendsten Städten, namentlich Paris und Versailles, durch unumstößlichen Ausspruch anerkannt. Ihre Beschlüsse waren giltig und heilig. So kam es nun darauf an, ihr als beschließender Macht Zügel anzulegen, sie zu keinem Beschluß kommen zu lassen, der den Privilegien schädlich sein könnte, mit einem Worte: nichts anderes zur Berathung ziehen zu lassen, als was der König zur Berathung zu geben Lust haben konnte.

Eine solche Beherrschung der Nationalversammlung war nur noch durch Erweckung von Furcht und Schrecken vor der Zuchtruthe der Krone, der Militairmacht, möglich.

Der König, für die Erhaltung seiner Souverainetät jetzt mehr als früher beeifert, ging nur zu gern in des Adels listige, gleichwohl thörichte, Entwürfe ein. Wohl wäre es möglich, eine Versammlung von schlechten Männern, welche für ein Unrecht kämpfen, durch Soldaten zu bändigen; eine Versammlung von Biedermännern aber, welche, auf dem sichern Boden des Volkswillens stehend, für das heiligste Recht kämpfen, diese wird von keiner Armee unterworfen.

Sehr bald, nachdem der König die Stände vereinigt, rückten die Heeresmassen von allen Seiten her gegen Paris und Versailles an, und Paris erhielt

das Ansehen einer zu erstürmenden Feste, Versailles das eines Heereslagers.

Mehr und mehr gedieh des Adels Plan. Das Ständehaus wurde mit Truppen besetzt, der Nationalversammlung wurde ihre Oeffentlichkeit geraubt und so die Theilnahme und der Schutz des Volkes entzogen; die Minister, welche bisher statt für die Bestrebungen des Adels, für das gräßlich verkümmerte Recht der Nation gearbeitet hatten, darunter des Volkes Liebling Necker, ein Schweizer, wurden vom Hofe vertrieben, und schon war die Verlegung der Nationalversammlung in eine von Paris entferntere und mehr unter der Militairmacht stehende Stadt der Ausführung nahe.

Umsonst bemühten sich die Vertreter des dritten Standes und der mit ihnen vereint gebliebene Theil der Geistlichkeit, den König von diesen tückischen Maßregeln abzuhalten. Hof, Adel und die Mehrheit der Geistlichkeit, welche mit diesem wieder verbündet war, schienen den Sieg über die gerechte Volkssache davon tragen zu sollen.

Doch nein! Der Geist des Volkes war erwacht und blickte der Herrscherpartei mit untäuschbarem Auge in die Seele. Die Pläne derselben blieben nicht unerkannt, und da die Abgeordneten keine Macht

über dieselben zu gewinnen vermochten, so trat das Volk selbst in die Schranken.

5.

Bereits war die Bevölkerung von Paris in großer Aufregung über die Unternehmungen des Königs, vorzüglich über die Bedrohung der Nationalversammlung mit der Heeresmacht; da ging am 12. Juli die Kunde ein, daß die beiden einzigen Volksvertreter beim Hofe, die Minister Necker und Montmorin, entlassen worden. Jetzt erst schien der Plan der Aristokratie ganz entschleiert.

Verrath! hallte es mit fürchterlicher Stimme aus allen Klubbs, welche sich in der jüngsten Zeit gebildet, hervor, und fliegend drang dieser Ruf von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Stadttheil zu Stadttheil.

Massen Volkes bilden sich allenthalben, welche bereit sind, dem Könige rächend ihre Mißbilligung seiner unehrlichen Unternehmungen kund zu thun. Mehre Grenadiere, welche im Interesse des dritten Standes sich frei geäußert und darum verhaftet worden, werden befreit, und dadurch ist mit einem Male das ganze Dragonerregiment für das Volk gewonnen.

Die Nacht vergeht. Der Morgen findet eine Schaar von zehntausend Menschen, welche sich durch einen Hutschmuck von grünen Zweigen als Volksfreunde bezeichnen und zu den Waffen greifen. Die Büste des vertriebenen Necker an der Spitze, zieht sie durch die Hauptstraßen von Paris und packt siegreich einen Theil des deutschen Garderegiments auf dem Vendomeplatze.

Da tritt ihm plötzlich der Prinz Lambesc mit einem Dragonerregimente entgegen. Ein furchtbares Blutbad kommt über den schlecht, zum Theil noch gar nicht bewaffneten Volkshaufen, der sich alsbald flüchtend durch alle Stadttheile hinstreut und mit dem Rufe: „zu den Waffen!" ganz Paris weckt.

Da bricht plötzlich, empört über die am Volke verübten Gewaltthaten des Prinzen Lambesc, das Grenadierregiment, welches sich das Volk durch die Befreiung jener eingekerkerten Soldaten befreundet hat, aus seiner Kaserne hervor, wirft einen Theil des deutschen Dragonerregiments und besetzt den Platz Ludwigs XV., um die auf dem Marsfelde lagernde Armee am Einrücken in die Stadt zu hindern, was auch des andern Tags mit einem leichten Kampfe vollkommen gelingt.

Verzehnfacht treten die Rache drohenden Massen

abermals hervor (am 13. Juli). Sturm läuten die Glocken von Notre Dame. Bald stürmt es auf allen Thürmen von Paris.

Diesem schrecklichen Rufe folgt die Bürgerschaft und sammelt sich auf den Stadtplätzen. Sogleich bildet sich eine bürgerliche Schutzwache. „Für die freie Nationalversammlung!" ist ihre Losung, „Waffen!" ist der Ruf ihres dringendsten Bedürfnisses.

An kleinen Gewehren fehlt es, so nimmt man Kanonen, jedes Bataillon zwei, um doch auch dem ersten Kampfe nicht fern bleiben zu müssen. Zu gleicher Zeit werden die alten Stadtbehörden außer Wirksamkeit gesetzt und ein Ausschuß für öffentliche Wohlfahrt wird gebildet, welcher für die schleunigste Bewaffnung der jungen Nationalgarde zu sorgen hat.

Während dessen aber braust eine große, zum Theil bewaffnete Volksmenge gegen das Haus der Lazaristen und bemächtigt sich der Getreidevorräthe. Und in der That geriethen die Früchte nicht in unrechte Hände. Das Volk hungerte, die Noth war groß. Zu gleicher Zeit wurde die königliche Rüstkammer mit leichter Mühe genommen, und alsbald sieht sich ein großer Theil des Volks wohlgerüstet zum Kampfe, obschon mit ungleichartigen Waffen; doch beim Straßenkampf ist jede Waffe gut.

Indem aber die Kämpfe mit den Soldatenmassen vielfältiger und an vielen Orten mit Sieg gekrönt werden, wächst die Volksmenge mit einer Schnelligkeit, als ob ein Zauber Menschen schüfe. Da fehlt es natürlich sehr bald wieder an Waffen, und mit dem Verlangen danach stürzt sich die Menge, welche in ihrer Einbildung allenthalben das königliche Heer in die Stadt dringen sieht, nach dem Stadthause (Rathhause).

Aber zu derselben Zeit ist die Bürgerwehr organisirt worden, so daß unmöglich das Verlangen der Menge befriedigt werden kann. Das Mißtrauen im Herzen, welches die scheußliche Knechtschaft geboren und erzogen hat, wird wach. Schon hört man den Wohlfahrtsausschuß verrätherischer Absicht bezüchtigen. Da treten mit der Erklärung zum „Schutze der Nationalversammlung!" die königliche Schaarwache und die Leibgarde in die neuerrichtete Bürgergarde ein. Das beruhigt die noch Unbewaffneten. Allein sie meinen, auch ihre Kraft sei nicht überflüssig, und untersuchen (am 14. Juli des Morgens) alle Orte, an denen Waffen vermuthet werden dürfen. Endlich befriedigen die Keller des Invalidenhauses das Verlangen. Alsbald werden die Hauptzugänge zur Stadt und die Brücken mit den aufgefundenen Kanonen

besetzt und verschiedene Straßen mit Barricaden gesperrt.

Aber während man sich so gegen den äußeren Feind, das königliche Heer, rüstet und deckt, denkt man erst daran, daß man einen sehr gefährlichen Feind im Innern der Stadt hat, nämlich die Bastille, eine königliche Feste, welche seit Ludwig XI., dem Erbauer derselben, der Schrecken des Volkes und die Marterkammer der edelsten Freunde des Volks und der Freiheit desselben gewesen war. Die Feste war stark, allein die Besatzung, aus nur hundertundvierzehn Mann (zum größern Theile Invaliden) bestehend, war schwach. Doch diese Besatzung konnte sich bald sehr verstärken; und schon verkündete das Gerücht, daß die königlichen Truppen von St. Denis mit der Absicht, sich in die Bastille zu werfen, heranrücken.

Da wendet der Strom des bewaffneten Volkes sich in allen Stadttheilen und Straßen der Bastille zu. Bald ist der Platz vor derselben von der Menge erfüllt. Hier galt es der kaum erst gebildeten Bürgergarde, eine Probe zu bestehen, von welcher nicht bloß ihre Ehre, sondern auch das Bestehen der Nationalversammlung und das Entstehen der gebührenden Freiheit und Würde der Nation abhing.

Der Ruf „Brücken nieder!“ hallt immer vielstim-

miger und donnernder an dem alten eisenfesten Gemäuer der Feste wieder. Aber die Besatzung, hinter den breiten Gräben, hohen Wällen und dicken Mauern sich sicher fühlend, spottet der ungeheuern Menge und ihres Verlangens mit dem Rufe: „Es lebe der König!" Mehr und mehr erhitzen sich die Gemüther. Man verlangt die Uebergabe der Feste an das Volk und flucht der Besatzung mit der Behauptung, daß sie die Geschütze gegen die Stadt gerichtet habe.

Da drängt sich ein Mann, Namens Thuriot de la Rosière, vor, beschwichtigt die Menge und fordert den Commandanten der Feste auf, ihn ein- und sich überzeugen zu lassen, daß in der Feste keine Anstalten zu feindseliger Behandlung der Stadt getroffen worden. Er wird eingelassen, und obschon er sich von dem Erwarteten nicht überzeugen kann, so beruhigt er doch die Menge bei seiner Rückkunft, in der Meinung, daß die Feste uneinnehmbar sei und das edle Blut der Bürger vergeblich in ihre tiefen Wallgräben fließen würde.

Aber kaum hat sich der Berichterstatter nach dem Stadthause hin entfernt, so wird das Gerücht von der Annäherung der königlichen Truppen wieder laut, und die Gefahr, käme die Feste in deren Hand, heißt

die Uebergabe derselben an das Volk mit äußerster Entschiedenheit verlangen.

Allein die Besatzung weigert sich auf dieses Verlangen einzugehen. Da springen schäumend vor Grimm zwei herkulische Männer aus der arbeitenden Classe auf ein Schilderhaus und zersprengen durch Axtschläge die Ketten der Zugbrücke, so daß diese alsbald niederrollt. Mit einem Sturz wälzt sich die Menge darüber hin und macht schon Anstalt, auf gleiche Weise die zweite Brücke zu gewinnen. Da schlägt eine Salve der königlichen Knechte hinter der Brustwehr hervor mordend in die dichte Masse. Aber Volksblut entflammt Volkswuth. Kaum zerstreut, ballt sich die Menge wieder zu einer dichten Masse und spannt alle Muskeln, die Brücke zu nehmen. Aber alle Anstrengungen machen die sicher gerichteten Musketen der Besatzung zu nichte, und als man das unüberwindliche Element zum Bundesgenossen herbeiziehen, die Feste in Brand setzen will, entladen die zahlreichen Kanonen ihre mit Kartätschen gefüllten Bäuche.

Aber das Röcheln der Sterbenden zerriß des Herzens Muskeln nicht, sondern zog sie straffer an. Immer muthiger wurde das Werk fortgesetzt. Es galt der Freiheit, der Volkshoheit, den heiligsten Rechten

des Menschen. Da verwandelte der Sterbeseufzer sich in Posaunengeschmetter, und das Schmerzgewimmer sich in Donnermusik, wie wenn es nichts Schöneres gäbe als solches Sterben.

Vier Stunden lang dauerte die Belagerung ohne Unterbrechung fort. Wie hier der Muth seine Krone wankungslos trug, so trug sie dort der Trotz. Das Feuer der Kanonen vertrieb die Belagerer nicht, aber diese vermochten es auch nicht, den beschützten Wallgraben zu überwinden.

Da erschien die volksfreundliche Leibgarde plötzlich mit einer guten Artillerie auf dem Platze und machte Anstalt, eine Kanonade gegen die königliche Feste zu eröffnen.

Unter solchen Umständen wagte es die Besatzung nicht, die Vertheidigung der Bastille fortzusetzen. Aber die Ungeduld der Menge machte den Augenblick so kurz, daß ein wirklicher Vertrag nicht geschlossen und derselbe vielweniger verkündigt werden konnte. Die Zugbrücke rollte nieder. Die Masse des theils bewaffneten, theils unbewaffneten Volks stürzte sich in die Feste, und die Besatzung, welche einen freien Abzug erwartete, kam um unter der Rachsucht ihrer Gegner, die sie selbst erweckt hatte. Auch der Bastillengouverneur Delaunay wurde ermordet. Das

Volk drang unverweilt in alle Räume der Feste, und alsbald stiegen sieben Opfer der Ränke des Aristokratismus und der unbeschränkten Throngewalt, Männer bleich und abgezehrt, aus den nie von einem Tagesschimmer berührten unterirdischen Kerkergewölben des furchtbaren königlichen Marterhauses empor und begrüßten mit zum Himmel erhobenen Augen die Geburt einer neuen Zeit.

So war die königliche Zwingburg von Paris, dieser gewaltigste Riegel im Sklavenjoche des Volkes, in des Volkes Hand, und eine bedeutende Macht gewonnen gegen das Heer des Königs, welches die Stadt Paris umgab, gleich wie wenn sie belagert und erstürmt werden sollte wie eine feindliche Feste. Da die Bastille genommen war, konnte man nun mit Sicherheit jegliche Anstalt zur Abwehr des äußern Feindes treffen. Und daß das sehr nöthig war, lehrte die Pariser ein Gerücht, welches einen Plan des Hofes, Paris im äußersten Falle in Grund und Boden schießen zu lassen, bekannt machte.

6.

Während dies in Paris vor sich ging, kämpfte in dem nahen Versailles die Nationalversammlung mit

ihrer vollen Würde und Kraft unausgesetzt gegen die feindseligen Betriebe des Adels und Hofes. Aber eben die Ereignisse in Paris, der ungeheure Volksaufstand, reichte der Versammlung ein unüberwindliches Schwert, und da die Pariser einmal aufgestanden waren, konnte es der König nicht mehr wagen, die Nationalversammlung, wie es sein Plan gewesen, aufzulösen, und die Finanznoth auf eine künstliche Weise, nämlich durch Ausgabe neuer Staatspapiere (deren schon zum Betrage von 100,000,000 Livres fertig gedruckt worden waren), zu beseitigen.

Nachdem sich so siegreich das Volk in Paris erhoben, war troz dem Heere, die Nationalversammlung der Schutz des Thrones; wenigstens mußte der König sie dafür halten, denn hatte sie auch manche Rechte vom Throne für das Volk einzufordern, so mußte sie doch auch manche Interessen des Volkes bewahren, welche im Throne begründet waren.

Aber je unentbehrlicher die Nationalversammlung dem Könige unter den gegenwärtigen Umständen war, desto entschiedener konnte sie ihre Forderungen an den König richten. Und sie that es. Nachdem sie zweimal vergebens durch Deputationen den Monarchen um die Entfernung der in Versailles und um Paris liegenden Heeresmacht ersucht, forderte sie — nach der

Einnahme der Bastille — dasselbe mit gebieterischem Ernste durch eine dritte Deputation.

Sollte die Nationalversammlung den König, der sich durch den Adel nur verführt, aber keineswegs beschützt sah, nicht fallen lassen, so mußte er sich derselben ergeben. Er that's. Ohne irgend eine Bedeckung — zum Beweise, wie er dem Schutze der Versammlung vertraue — erschien er in dieser. Eine durch Mirabeau's Mahnung, „daß das Schweigen der Völker eine Lehre der Könige sei, und der Jubel der Völker dem Beweise von der guten Gesinnung der Könige nicht vorausgehen, sondern nachfolgen müsse," erzeugte dumpfe Stille empfing den König.

„Sie haben von mir gefürchtet ..." sprach er, „so erkennen Sie nun, welches Vertrauen ich in Sie und in die Liebe und Treue des Volkes setze, da ich dem Heere den Befehl gebe, Paris und Versailles unverzüglich zu räumen."

Desselben Tages sendete er auch Eilboten an den verwiesenen Finanzminister Necker, des Volkes Liebling, ab, damit er komme und abermals seine frühere Function übernehme.

So huldigte der König dem Willen des Volks; allein keineswegs in der Erkenntniß der Volksrechte, oder aus Liebe zum Volke; sondern vielmehr aus

Eigensucht. Er glaubte auch Necker zu seinem Schutze zu bedürfen, und darum berief er ihn; nicht damit des Volkes Wille geschehe und dem Volke sein Recht werde. So scheinen die Fürsten häufig durch ihre Handlungen dem Volke zu dienen, wo sie ihr eigenes Interesse nur bezwecken; und daß diese Handlungen von den Völkern, wie Necker's Berufung von dem französischen, als Ergüsse eines biedern, volksfreundlichen Herzens bejubelt und gefeiert werden, ist eine Erscheinung, welche als ein im Joche der Knechtschaft entstandener Blödsinn der Beklagung würdig ist.

Durch solche dem Volke gebrachte Huldigungen gesichert, glaubte Ludwig XVI. auch eine unmittelbare Wiedergewinnung des Volkes versuchen zu dürfen; und zog am 17. Juli, bereits angemeldet von einer zweihundert Mann starken Deputation der Nationalversammlung, in Paris ein. Die Lieblinge des Volks, Bailly, der kaum erst für den als Verräther beim Aufstande ermordeten Kaufmann Flesselles zum Vorsteher von Paris ernannt worden war, und der Marquis Lafayette, empfingen an der Spitze der jungen Bürgergarde den König und führten ihn in die Stadt. Unendlicher Volksjubel feierte den König, als er vor dem Stadthause die dreifarbige Kokarde annahm und damit die Revolution und ihre Ergebnisse

anerkannte, wie wenn dieses Ereigniß ein Kind seines Herzens, und nicht eine verzweifelte Ergebung in eine unvermeidliche Lage wäre.

Nachdem der König so die Hoheit des Volkes anerkannt, glaubten die Anführer der Aristokratenpartei, die Prinzen Condé, Conti, Artois und die Grafen Polignac, auf ihrem Felde keine Ernte mehr halten zu können, und verließen Frankreich so, wie die früheren volksfeindlichen Minister den Hof.

Eine ungeheure Thätigkeit entwickelte sich jetzt in Frankreich. Alles spannte seine Kräfte, um an der neuen Verfassung, welche nun, nachdem der König die Revolution anerkannt hatte, dem Reiche nothwendig gegeben werden mußte, zu helfen. Eine Menge von Plänen wurde entworfen, eine Menge von Systemen aufgestellt, eine Menge von Corporationen verschiedener Tendenz bildete sich; und eben diese Vielartigkeit der Bestrebung zeigte, wie sehr die Menschheit trotz Philosophie und allen herrlichen von der lichten Zeit gegebenen geistigen Mitteln noch immer über die ursprüngliche, einzig rechte Art der Volksgesellschaft im Unklaren war.

Wie die obern Schichten der Gesellschaft, so strebten auch die untern für die Herstellung einer rechtskräftigen Volksfreiheit. Freilich war dieses Streben

verschiedener Art; das jener geistig, das dieser materiell. Jene strebten nach dem Wesen, diese für den Schutz desselben; jene für die Verfassung, diese für die Volksbewaffnung.

Und diese trat mit zauberischer Schnelligkeit durch ganz Frankreich ins Leben. Ein mit kluger List von einer patriotischen Gesellschaft ausgebreitetes Gerücht, daß sich räuberische Horden im Lande gebildet haben, diente fördernd.

Bald besaß jede Stadt, ja selbst manches Dorf seine Nationalgarde und in ihr die Kraft zum Schutze der Freiheit und Würde spendenden Verfassung, welche von der Nationalversammlung geschaffen werden sollte.

Die Hingebung des Königs an den Willen des Volks im Gefühl seiner Unmacht dem entfesselten millionenköpfigen Riesen gegenüber, noch mehr aber die allgemeine Volksbewaffnung, welche dem Zuchtschwerte des Thrones die Schärfe raubte, die Macht des königlichen Heeres gleich wie ein Gegengewicht aufhob, machten den Muth der Nationalversammlung noch mächtiger aufschwellen.

Und in diesem Muthe kam ein Geist über einen Theil der zwölfhundert Männer der Versammlung, ein Geist gleich jenem, welcher dereinst über die Apostel gekommen und ihnen das Reich der Weisheit und

Wahrheit mit einem Male erschlossen haben soll. Das Verhältniß der ersten, der Seele und Hand Gottes entflammten Gesellschaft der Menschheit stand mit einem Male hochheilig und lauterer vor ihren Augen, als es die durch die im Mittelalter entstandenen Mißbräuche beirrte junge Philosophie dargestellt hatte.

Da mußten gerade diese Mißbräuche, welche bisher so vielfach störend in den Lauf der Verhandlungen getreten waren, untergehen.

Es war in der Nacht vom vierten zum fünften August, als die Nationalversammlung, welche von dieser Nacht an den Namen constituirende Versammlung annahm, ihr größtes Werk, das köstlichste, preiswürdigste Werk, welches seit zwei Jahrtausenden zu Tage gekommen, ausführte. Durch emsige Forschung über die Menschenrechte, welche die Basis der neu zu schaffenden Verfassung bilden sollten, war die Versammlung bereits von der Morgensitzung her vorbereitet, und durch das frühere hochherzige Verhalten vieler Edelleute der Dauphine mächtig angefeuert worden.

In hoher Begeisterung erhob sich der Vicomt von Noailles. Das Lehnswesen, erklärte er, und jegliche Privilegien Einzelner seien eine Schmach der Völker und neben ihnen könne nimmer das stolze

herrliche Diadem bestehen, welches die französische Nation um ihre Schläfe zu legen jetzt beeifert sei.

Ein mordender Spieß war diese Erklärung für die allermeisten der Abgeordneten vom Adelstande. Allein der dritte Stand feierte durch unendliche Freude das hochherzige Wort des edlen Vicomte, und die Geistlichkeit, nicht ahnend, daß sie dadurch Beschlüssen das Thor öffne, welche ihnen nur zu bald großen Schrecken und Schmerz verursachen konnten, stimmte laut jauchzend bei.

Der Herzog v. Chatelet nahm das Wort Noailles' und erklärte sich, vielleicht in launigem Groll gegen einige hohe Geistliche, gegen das Fortbestehen der Zehentabgabe. Schnell erhob sich der Bischof von Chartres und beantragte die Abschaffung des Jagdrechtes.

Diese kleinen launigen Schikane störten die hehre Begeisterung nicht, sondern halfen sie vielmehr schneller emporheben. Das Niedrige zog hier das Hohe nicht herab, sondern trug es empor. Zu groß war der Geist, als daß ihm hätte Schaden zugefügt werden können.

Bisher war aber nur von einer Ablösung der fluchwürdigen Feudalrechte gegen einen entsprechenden Entgelt in Münze die Rede gewesen. Der bedingte

Entgelt, sagte aber jenen Privilegien gleichsam ein Recht ihres Vorhandenseins zu; denn etwas Unrechtmäßiges braucht nimmer durch Entgeltung aufgehoben zu werden.

Da trat der Marquis Blacons auf und entsagte im Namen der Dauphiné allen Feudalrechten ohne Entgelt. Die Begeisterung stieg auf den höchsten Grad. Man sah, was der Teufel geschaffen und was dem Geist Gottes entstammte, so klar wie nimmer. Eine Berathung war überflüssig; die Wahrheit war vom Geiste gefaßt und vom Gefühl umschlungen. Der Beschluß mußte zu Tage kommen wie eine Sonne, welche urplötzlich durch das finstere Wolkenmeer tritt; und beim anbrechenden Morgen des fünften August war er gefaßt und zum Gesetz erhoben.

Es gab jetzt keinen Sklaven in Frankreich mehr, es gab keinen Herrn in Frankreich mehr. Vernichtet war das ganze scheußliche Gespinst des Lehnswesens, in welchem das Herrenthum Würde und Freiheit der Nation gefangen gehabt. Aufgehoben war die Leibeigenschaft, aufgehoben Frohnwesen und Zinspflicht, aufgehoben das ausschließlich dem Ritterstande zugehörende Jagdrecht, aufgehoben das adlige Gericht, aufgehoben der Zehentzwang, aufgehoben die Unfähigkeit der niederen Stände zu den Staatsämter-

aufgehoben die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit, aufgehoben jegliches Vorrecht gewisser Stände und Corporationen, aufgehoben war alles, was einen Franzosen von dem andern unterschied, alles was die vollkommenste Freiheit und Würde des Einzelnen wie des Volkes und das göttliche Gesetz der brüderlichen Gleichheit Aller verletzte.

Was, erklingt nun die Frage, war aber unter diesen Verhältnissen aus dem Könige geworden? Er war jetzt nicht mehr der Herr, der dem Volke das Mark enttreten konnte, um den Schopf von Huren damit zu parfümiren; er war nicht mehr der Herr, der seine Hose auf eine Thurmspitze hängen und zu dem Volke sagen konnte: „Beuget Euch, ihr lumpigen Millionen, vor meiner Hose!“; er war nicht mehr der Herr, der auf dem Jammer der Menschheit triumphiren und auf der Klage der Menschheit Jubellieder singen konnte; er war — ein Beamteter des Volks, des Volkes Diener, der Vollstrecker des Volksgesetzes, der Wächter des großen Gesellschaftsinstitutes der Nation, er war das geworden, was er nur sein konnte, wenn er nicht ein Schmachzeichen des Volks sein sollte.

Man hätte sagen können, das französische Volk habe in jener Nacht die vollkommenste Freiheit, die

reine Urfreiheit der menschlichen Gesellschaft errungen, wäre dem Könige bei dem Verluste seiner unziemlichen Vorrechte nicht etwas geblieben, was gegen die Nation einen Zwang ausübte und ihrer Würde den Ruhm des höchsten Grades versagte. Und dies war die unverletzliche Erblichkeit seines Amtes.

Doch genug, die Franzosen hatten in der großen [illegible] Nacht des 4. August des Jahres 1789 einen Grad der Freiheit gewonnen, der sie glänzend wie ein neues schöneres Geschlecht über alle Völker des damaligen Europa emporhob.

7.

Nachdem nun so der Gesellschaftszustand des französischen Volks gänzlich umgekehrt worden, war es nöthig, die Form, die Schale zu schaffen, in welcher das neue Reichsgrundgesetz, der Kern, auf dauerndes Bestehen verwahrt werden mußte.

Und diese Form war kaum minder wichtig als das Wesen; von der Verfassung hingen Kraft und Haltung des neuen Grundgesetzes so ab, wie vom Leben des Körpers die Anwesenheit der Seele.

Waren bei Schöpfung der Hauptsache keine

Kämpfe, in der hohen Versammlung entstanden, so entstanden desto heftigere bei Berathung der Nebensache. Wie könnt' es wundernehmen? Die ängstliche Sorge um die Erhaltung eines köstlichen Schatzes erweckt Tausende von Ideen, deren jede mit der Aengstlichkeit der Sorge vertheidigt und desto hartnäckiger mit dieser vertheidigt wird, je mehr die Sorge in Zahl und Eifer der Feinde jenes Schatzes Rechtfertigung findet.

Denn wenn die Nationalversammlung beinahe einstimmig jene großen Beschlüsse der vierten Augustnacht erhoben, so waren darum diese Beschlüsse keineswegs ein Gegenstand allgemeiner Freude. Im Stillen knirschte der Adelstand gegen dieselben, und unter der tückischen Decke freudigen Mitgefühls schichtete er einen Scheiterhaufen für das hehre, heilige neue Werk, welchen natürlich der König und sein ganzer Hof nicht nur gern wachsen sah, sondern selbst mit allen Kräften wachsen machte. Die Herrschaft ist ein Gifttrank, welcher den vergifteten Menschen mehr und mehr nach ihm dürsten macht.

Ränke und Kabale begannen ein großes Gewebe um die Nationalversammlung zu spinnen, in welchem der König natürlich von den eifrigen Webern als Schiffchen gebraucht wurde. Allein vergeblich waren

hier die Bestrebungen des Herrenthums. Die Waffen des Mittelalters waren zerbrochen und vom Roste zerfressen, und vermochten nichts mehr gegen das eherne Schild des Volks aus der neuen Zeit, welches durch die Gluht einer neuen Sonne, der Geistessonne, gehärtet worden.

Umsonst versuchte der König den Beschlüssen der Nationalversammlung seine Zustimmung zu verweigern; jetzt hing die Giltigkeit derselben unmöglich noch von der Meinung und dem Willen eines Einzelnen ab; und gleichwohl mußte der König die Beschlüsse anerkennen. Erfolglos wurde der König beredet, sich durch Flucht dem Bereiche der Nationalversammlung zu entziehen. Umsonst wurde ein Plan verfolgt, nach welchem die Nationalversammlung als ungesetzlich aufgehoben werden sollte.

Keiner dieser Pläne, auch nicht der edlere, der Errichtung eines Senates, welcher die Macht der Nationalversammlung beschränken sollte, auch nicht der, dem Könige ein unbedingtes Veto zu verschaffen, welches gleichem Zwecke dienen sollte, konnte zur Ausführung gebracht werden.

Je größer aber den Volksfreunden die Gefahr der Errungenschaften erschien, desto größer war, wie schon früher gesagt, ihre Sorge, dieselben zu bewahren.

Diese Sorge lebte aber nicht bloß in der National=versammlung, sondern in der ganzen französischen Nation. Dieser Sorge aber entsprang in natürlicher Weise der Drang, eine Macht zu gewinnen, welche den Feinden der Freiheit stolz und des Siegs gewiß ent=gegen treten konnte.

Dieser Drang leitete zu Vereinigung der Gleich=gesinnten und legte den Grund zu jenen gesellschaft=lichen politischen Corporationen, welche in der Folge so wichtig wurden und den Bürgerkrieg stifteten, der der glorreichen Revolution eine ganz andere Bahn schlug, als sie nehmen zu sollen schien.

Mit derselben Unredlichkeit, mit welcher die Hof=partei gegen das Volk operirte, arbeitete sie auch ge=gen sich selbst. Die Selbstsucht, diese listige Schlange, welche mit ihrem glatten Leibe jedem Einzelnen einen besonderen Weg über den weichen Boden des Welt=theaters zeichnet, war vielleicht nimmer so thätig ge=wesen als jetzt in der Region des französischen Thrones. Da war keiner von den hohen Herren, welcher nicht irgend eine Gelegenheit und Art erkannt gehabt hätte, um von der Revolution für sich zu gewinnen. Suchten die Höheren einen unmittelbaren Gewinn, so suchten die Niedrigern einen mittelbaren, und in=dem sie in den Plänen der Höheren arbeiteten, ent=

standen gleichsam Verschwörungen, welche nicht weniger gegen das Volk als gegen den König gerichtet waren und in die Pläne des Thrones solche Hindernisse legten, daß sie auch dann vielleicht nicht hätten gedeihen können, wenn die Nationalversammlung schwächer und die französische Nation minder verstandesklar gewesen wäre.

Der treueste Helfer des Königs, der eifrigste Kämpfer für die alten Thronrechte war die Königin. Was Wunder? Wie hätte die Frau den großen unüberwindlichen Geist der Geschichte, das aus den fernen Jahrhunderten hervordringende und von Jahrhundert zu Jahrhundert lauter und gewaltiger tönende Urtel des ewigen Völkergottes erkennen und verstehen lernen sollen?

Wie eifrig auch ihr Streben, so war es doch kleinlich, trug in allen Zügen den Stempel der weiblichen Natur und bestätigte die alte Wahrheit, daß die weibliche Leidenschaft trotz dem Zartgefühl und allen jenen Tugenden, welche die Frauen mit dem wonnigen Schimmer der Engel begaben, einer Niedrigkeit und Scheußlichkeit fähig ist, vor welcher selbst der sittenrohe Mann zurückschaudert.

Schwerlich dürfte es in Abrede gestellt werden können, daß das berüchtigte Fest, welches dem Offi-

ziercorps des Regiments Flandern im Theater zu Versailles am 1. October gegeben worden, dem Plane der Königin entstammte; schwerlich dürfte es in Abrede gestellt werden können, daß es der Plan der Königin gewesen, durch Bestechung der Mühlenbesitzer die Hungersnoth und Verwirrung in Paris auf den höchsten Grad zu treiben, und eben so wenig möcht' es zu bestreiten sein, daß die meisten andern abscheulichen Anschläge des Hofes in dieser Zeit Werke der Königin waren.

Allein brachten sie auch Unheil für spätere Zeiten über das französische Volk, so brachten sie doch noch viel größeres Unglück über das Königshaus, und ihrem Zwecke, die alte Macht der gekrönten Herrschaft wieder aufzurichten, blieben sie fern.

Das Fest, welches der Hof dem genannten Offiziercorps gegeben und bei welchem die dreifarbige Nationalkokarde mit Füßen getreten und die königliche aufgesteckt und mit verschiedenen Ehrenbezeugungen gefeiert worden, hatte in Paris bereits große Aufregung hervorgebracht. Die Entdeckung, daß die Müller bestochen worden, um der hungernden Stadt kein Mehl zu schaffen, hatte die Aufregung ungeheuer vergrößert. Tausende von Weibern versammelten sich, angeregt durch die Agenten des listigen Herzogs von

Orleans, unter der Fahne eines Bastillenstürmers, Namens Maillard, und zogen nach Versailles, um dem Könige mit der Donnerstimme ihres Jammers ins Ohr zu schreien, daß ihre Kinder dem Hunger erliegen und daß dies das Werk des Landesvaters und seiner Freunde sei.

Der König wollte fliehen, um von dem empörten Volke nicht in der Ausführung seiner Pläne behindert zu werden. Allein die Flucht gelang nicht, und schwerlich hätte seine mehre Regimenter starke Leibwache es zu verhindern vermocht, daß das Volk an ihm unmittelbar ein schweres Strafgericht vollzog, wäre nicht der treffliche Freiheitskämpfer von Amerika, Lafayette, mit einem großen Theile der Nationalgarde und andern Truppen von Paris angelangt und vermittelnd zwischen König und Volk getreten.

Aber indem Lafayette den König rettete, nahm er ihm auch den letzten Rest seiner Macht, indem er ihn unter den Schutz der Nationalgarde stellte und mit sich sammt der Königin nach Paris führte, wohin zu gleicher Zeit hundert Mitglieder der constituirenden Versammlung folgten. Das geschah am 6. October 1789.

Bald darauf begab sich die ganze constituirende Versammlung nach Paris, und hier, frei von dem

hindernden Willen des Thrones und jeglichen Rücksichten auf denselben, und unterstützt durch die Kraft der gewaltigen Volksmenge, faßte sie bald die kühnsten Beschlüsse. Die ungeheuern Grundbesitzungen der Geistlichkeit wurden für ein Eigenthum der Nation erklärt; für ein Gleiches erklärte man alle königlichen Güter; dem Reiche wurde eine neue Eintheilung (in 83 Departements, deren jedes wieder in Districte und Cantons zerfiel) gegeben; die Freiheit des Glaubens wurde decretirt und den Juden die Berechtigung zum Besitz des Staatsbürgerrechts verliehen; die Klöster wurden aufgehoben und mit ihnen die Bindekraft der klösterlichen Gelübde; den königlichen Verhaftsbriefen, welche die Freiheit der Person in Gefahr setzten, wurde die Kraft genommen und an ihre Stelle das Gericht der Geschworenen (eins der schönsten urdeutschen Institute) gesetzt; das Recht über Krieg und Frieden wurde aus der Hand des Königs in die der Nation gelegt; die Abhängigkeit der Kirche vom Papste, welche die Geistlichkeit zu einer von jeder Pflicht gegen den Staat freien Corporation machte, wurde vernichtet und eine kirchliche Verfassung hergestellt, welche die Priester der Wahl der Gemeinden unterwarf; und endlich wurde der Adel, welcher bereits seine wichtigsten Herrenrechte

verloren, gänzlich aufgehoben, all seiner Abzeichen, seiner Wappen und Titel beraubt.

Zu einem furchtbaren Kampfe hatte das kühne Volk durch einige dieser Beschlüsse das Signal gegeben. Fast wollte es scheinen, als verkenne es seine Kraft. Der Adel wüthete, die Geistlichkeit wüthete und der Hof biß zähneknirschend in die engen Schranken, welche man ihm gesetzt, entwarf furchtbare Pläne und freuete sich thöricht, in dem Glauben, in Geistlichkeit und Adel jetzt die eifrigsten Verbündeten zu besitzen.

Denn daß der König die Beschlüsse der constituirenden Versammlung genehmigt, war ein Werk, welches die Noth in die Wagschale geworfen und daher im Auge jener nicht wiegen konnte. Es mußte sich bald zeigen, ob in diesem großen Kampfe das kaum der Sklavenschaft entkommene Volk oder der Bund der seit mehr als einem Jahrtausend Allgewaltigen unterliegen werde.

Von der Auflösung der constituirenden Versammlung schien den Verbündeten der Sieg abzuhängen. Da trat einer der geschicktesten Redner der Geistlichkeit, Maury, auf und erklärte listig, daß die constituirende Versammlung ungesetzlich bestehe, indem ihre auf ein Jahr ausgestellten Vollmachten durch den

Verlauf dieser Zeit außer Recht und Kraft gesetzt seien. Die gesammte Geistlichkeit, der Adel und Hof stimmten bei. Man verlangte, die Versammlung solle sich auflösen, und freuete sich in der Hoffnung, das noch nicht mit Pfeiler, Damm und Wall umgebene große Werk derselben leicht niederstürzen zu können.

Da aber erhob sich der gewaltige Mirabeau, dieser mächtigste Vorfechter des Volkes. Und wie allezeit Blitz und Donner seiner Rede die List entwaffneten und die Zunge der Eigensucht und Unverschämtheit erlahmen und erstarren machten, so auch jetzt. Die Versammlung erklärte sich permanent bis dahin, wo die Constitution des Volkes vollendet und gesichert sei, und der tückische Plan, dieselbe auseinander zu treiben, blieb ohne Erfolg.

Nicht minder erfolglos waren alle die Contrerevolutionen, welche Adel und Geistlichkeit in den Provinzen dadurch stifteten, daß sie durch nichtswürdige Verläumdungen, durch Lügen und Ränke aller Art Mißtrauen gegen die heldenmüthig freiheitliebenden Männer der constituirenden Versammlung zu erwecken und zu verbreiten suchten.

Allein nur die blinde Henne erkannte des Fuchses Gesicht nicht, und nur Blödsinnige ließen sich hier in die Schlingen der verrätherischen List ziehen. Der

Blödsinnigen waren aber nicht so viele, daß durch die Vereinigung ihrer plumpen, beim ersten Anblicke Abscheu erregenden Bestrebungen und Kräfte eine wirksame Macht hätte entstehen können.

Das Verhältniß, in welchem sich der König Ludwig XVI. unter den bestehenden Umständen befand, war natürlich nicht minder peinlich als schwierig. Sein Wunsch, das natürliche Verlangen nach seiner alten Macht, schloß ihn an Adel und Geistlichkeit an und ließ sein Herz für deren Bestrebungen schlagen; doch durfte er in dieser Stellung nicht offen sein, ohne das vernichtende Zorngericht des Volkes über sich hereinzuziehen.

Die Nothwendigkeit des Schutzes der herrschenden Macht dagegen drängte ihn an das Volk, und in dieser Stellung mußte er offen sein, um seinem Schützer nicht verdächtig zu erscheinen.

Je lauter er sich aber aus nothgedrungener Rücksicht für den Willen des Volkes erklärte und auf dieser Seite vom Verdacht reinigte, desto mehr verbarg sich sein wahres Innere natürlich seinen wahren Verbündeten, dem Adel und der Geistlichkeit, und das Mißtrauen gegen ihn, welches auf jener Seite verschwand, erwuchs nicht minder bedeutend auf dieser.

Bereits hatte der König alle Beschlüsse der Na-

tional- und constituirenden Versammlung angenommen. Jetzt war es noch nöthig, auf die Gesammtheit dieser Beschlüsse, in welcher sie die Constitution ausmachten, öffentlich einen feierlichen Eid abzulegen, um das Volk vollkommen von seiner Gesinnung zu überzeugen und zu beruhigen.

Für diesen Act bot der Jahrestag des Bastillensturmes, welcher festlich begangen werden sollte, die passendste, für den König freilich eigentlich schmerzlichste Gelegenheit dar.

Das Fest sollte zugleich die Vereinigung des gesammten französischen Volkes unter Recht und Rang bezeugen, und darum sendeten sämmtliche Departements des Reiches Abgeordnete.

Mehre Wochen zuvor wurden schon die Vorbereitungen zu dem Feste getroffen, und wohl nie so sehr als in denen das französische, hat je ein Volk bewiesen, ein wie unendliches Glück in der Freiheit und vollen Menschenwürde zu empfinden ist.

Das auf dem Seineufer gelegene, an manche schmerzliche und freudige Ereignisse grauer Jahrhunderte erinnernde Marsfeld wurde zum Festplatze ausersehen. Tausende zum Theil mit Hacke und Spaten ganz unbekannte Hände schufen die ungeheure Feldfläche in ein Amphitheater um, in dessen tiefer

Mitte über dreißig Fuß hoch der Altar des Vaterlandes herrlich, prächtig erbauet wurde.

Umsonst müheten sich Adel und Geistlichkeit, das große Volksfest zu hintertreiben. Selbst die dichten Wasserstürze des finstern Himmelsgewölkes vermochten es nicht, einen Aufschub zu bewirken. Jauchzend, prangend, prächtig bewegte sich der Zug, von Straße zu Straße mächtiger schwellend, hier Kolonnen festlich geschmückter Greise, dort die bewaffneten Knaben einer Schule, wo anders bekränzte Jungfrauen, am vierten Ort neue Abtheilungen der Nationalgarde, wieder wo anders königliche Truppen, an den Tuillerien die Männer der constituirenden Versammlung und den Stadtrath, an den Kirchen die Priesterschaften aufnehmend, so bewegte sich der Zug, dessen wichtigsten Theil die lange Reihe der Abgeordneten der Provinzen bildete, durch Paris auf das Marsfeld, wo vor allem dem Gotte, der des Volkes Sklavenkette gebrochen und die alte Freiheit und Ehre wiedergegeben, am Altare des Vaterlandes von dreihundert Priestern eine große Dankmesse dargebracht wurde.

Nachdem darauf Lafayette, der Liebling des Volks und Commandant der Nationalgarde, aus der Hand des Königs die Urkunde des königlichen Schwures auf die neue Verfassung des französischen Reichs

empfangen und auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt, da erschien es, als ob keine Macht der Erde mehr des Volkes köstliche Errungenschaft verderben und vernichten könne, und ein Jubel erhob sich, der nimmer enden zu können schien, eine Freude machte sich laut, von der ganz Frankreich sympathetisch erzitterte.

Also der König hatte den Schwur auf die neue Verfassung geleistet. Fürwahr, das war ein Act, welcher den Adel und die Geistlichkeit in ihrem finstern Streben hätte still stehen heißen sollen!

8.

Doch was kümmerte je den Betrüger das Gewissen eines Zweiten, was den Adel und die Geistlichkeit des Königs Schwur. Ja, wohl darf man behaupten, daß des Königs Sehnen und Streben selbst dem feierlichen Eide Hohn boten; und war dies der Fall, so konnte das ehrvergessene Handeln jener nicht in Erstaunen setzen.

Und wie hätte das Herrenthum so schnell Tugend achten lernen sollen? Wie viele Millionen von ihm gebrochene Schwüre zeigt die bejammernswerthe Geschichte des Mittelalters! Und, gewiß, das Mittel-

alter war nicht beendet, so lange noch ein Hauch des Herrenthums, und bestände er in einer Ahnung an das Einst, vorhanden war.

Allein die Ränke der ihrer Privilegien beraubten Stände, des Adels, der Geistlichkeit und des Hofes, gingen auch jetzt zu Grunde, und die redlichen, echtesten, besten und mächtigsten Führer der Volkspartei, welche von ihnen schändlich als Verräther der Freiheit bezeichnet worden, zeigten mit geringer Mühe den wahren Verräther und ihre Rechtschaffenheit.

Doch je leichter und offenbarer diese Entlarvung, desto übler stellte sich das Gesicht des Thrones aus dem nebligen Gespinste heraus und desto größer wurden beim Volke Mißtrauen und Haß gegen den König und sein Haus. Die Eigensucht in den genannten Ständen machte das Schlimme schlimmer, und wenn die Herzen ganz von Wuth gegen den König erfüllt waren, so hatte der König sicherlich dem Herzog von Orleans und anderen seiner Freunde die Hälfte dieses ihm so gefährlichen Productes zuzuschreiben.

Unter solchen Verhältnissen konnten ungeduldige Versuche, sich aus den Schlingen des Hofes und der ihm angeschlossenen Stände gänzlich zu befreien, nicht fehlen. Und solche fanden zunächst beim Heere statt,

wo der aristokratische Wahnsinn und die biedere volksthümliche Gesinnung so oft in Reibung kommen mußten, als Offiziere und gemeine Mannschaft sich berührten.

Obschon diese Soldatenaufstände, welche, vorzüglich in Nancy, große Blutstürze veranlaßten, noch den Erfolg nicht gewannen, welcher ihnen von Seiten der Volksmänner vorgedacht war, und im Reiche keine wesentliche Aenderung veranlaßten, so stifteten sie doch im Bereiche des Thrones eine Verwirrung, welche den spätern Umstürzen vorbereitend sehr diente.

Wenn nun angenommen werden muß, daß das französische Volk bereits diejenige Stufe der neuen schöneren geschichtlichen Periode gewonnen hatte, für welche es die nöthige Vorbildung besaß, wenn angenommen werden muß, daß es auf dieser gewonnenen Stufe nun ruhig verharren mußte, um sich für eine neue höhere Stufe gründlich auszubilden; wenn angenommen werden muß, daß es eine Stufe des politischen Zustandes, zu welcher es in geistiger und moralischer Hinsicht noch nicht befähigt war, unmöglich behaupten und endlich wieder herabsteigend verlassen mußte; wenn angenommen werden muß, daß ein solches Mißverhältniß nur erst durch Kämpfe und Blut aufgeklärt werden konnte: dann darf man

dreist allen Jammer und alles Unglück, welches später über das französische Volk kam und ihm das Gewonnene unter dem trügenden Schimmerbilde eines viel höheren Gewinns raubte, dreist auf das Sündenregister des Hofes, des Adels und der Geistlichkeit zeichnen, welche das französische Volk durch unausgesetzte Wühlerei und verrätherische Betriebe über die gewonnene rechte Stufe emportrieben.

Während dieser Verwirrung, welche Ministerien stürzte, Revolutionen in den Provinzen stiftete und niederschlug, die Geistlichkeit, welche zu dem Eid auf die Verfassung verpflichtet wurde, in offenen Aufstand gegen eben diese Verfassung setzte und Tausende der üppigen Priester aus ihren Aemtern warf, welche Tausende von Adligen zur Flucht aus dem alles ehemaligen Ständeglanzes beraubten Reiche bewog und hunderterlei Anderes that, was zu neuen großen Umwälzungen drängte, während dieser Verwirrung sann der König mit seinen Freunden auf nichts Geringeres, als sich der Gewalt der constituirenden Versammlung durch die Flucht zu entziehen, um von Metz aus, wo sich die größte Menge seiner Truppen unter dem Befehle des ihm ergebenen Generals Bouillé befand, die neue, ihm freilich gar unbehagliche Verfassung, trotz Eid und Ritterwort, zu zerschmettern.

Der Glaube Ludwig's XVI., im Interesse seiner Herrscherfreiheit und der damit natürlich verknüpften Ständeprivilegien auf das Heer rechnen zu können, war ein entsetzlicher Wahn, der, gelang des Königs Flucht, leicht ein Schauspiel von der scheußlichsten blutigsten Art hätte zu Tage bringen können, und doch am Ende etwas anderes als den Untergang des Königthums nicht bewirkt haben würde.

Allein die Flucht gelang trotz mehrfältigen Versuchen jetzt nicht. Die Ränkesucht der zum Hofe gehörigen Personen hatte das königliche Vorhaben dem Volke kundgethan, und dieses bewachte nicht bloß jeden Fußtritt des Königs mit Falkenaugen, sondern es bedrohte ihn auch — war er verdächtig — mit seinem Schwerte.

Dazu starb Mirabeau, der sich um Geld und freundliche Worte aus einem fast allmächtigen Volkskämpfer in einen Freund und Vertrauten des Königs hatte verwandeln lassen und der vorzüglichste Dränger des Königs zur Ausführung jenes Fluchtplanes war.

Groß war er gewesen als Mann des Volks, klein war er als geheimer Rath des Thrones. Er gab dem Volke einen Beweis davon, daß sein Mißtrauen gegen den Adel noch weit größer sein sollte und daß

es sich in dem Glauben, daß sich ein vom Gifte des Herrenthums Erfüllter von diesem Krankheitsstoffe völlig reinigen könne, in tausend Fällen vielleicht kaum einmal nicht täusche.

Eben noch zur rechten Zeit starb Mirabeau, um mit Thränen des Volks seinen Grabhügel zu befeuchten und ein gutes Andenken bei den Enkeln seines Volks zu gewinnen. Hätte er länger gelebt, so würde die Maske von seinem Antlitz gewichen und Fluch der Sang an seinem Grabe gewesen sein; seine Asche würde vielleicht nicht dem stillen hehren Schooße des Pantheon werth geachtet worden sein. Er endete am 2. April 1791.

Endlich schien doch Mirabeau's Plan, des Königs Vorhaben, die abscheuliche Verschwörung gegen das Volk, zum Gedeihen gelangen zu sollen. Mehre Male war Ludwig, einmal durch den wachsamen Commandanten der Nationalgarde, Lafayette, ein ander Mal durch das bewaffnete Volk an der Flucht gehindert worden.

Am 21. Juni aber gelang es dem König, sich mit seiner Gemahlin und Kindern aus den Tuillerien zu stehlen. Ein sechsspänniger Wagen nahm die Flüchtlinge auf und führte sie pfeilschnell auf der Heerstraße gen Metz davon. Der General Bouil-

hatte Alles angewendet, um die Ausführung des Werkes zu sichern. Gleichwohl mißglückte auch dieser Anschlag. In dem Oertchen Menehould wurde der König von einem jungen Manne, Namens Drouet, beim Umspannen der Pferde erkannt und an den Gemeinderath von Varennes verrathen. Zugleich erschien Lafayette's Adjutant von Paris mit dem Befehle an die Behörden, den König an der Ausführung seiner Flucht zu hindern, wo man ihn auch finde.

Der Gemeinderath von Varennes konnte nicht zweifelhaft sein über seine Obliegenheit. Boten flogen aus nach den benachbarten Orten und alarmirten die Nationalgarde derselben, welche sich alsbald von allen Seiten gegen Varennes hinzog und auf dem Wege noch auf einen möglichen Kampf mit den dem Könige ergebenen und ihm vielleicht hilfbeeiferten Linientruppen vorbereitete.

Kaum hatte der Gemeinderath die Kunde erhalten, daß die Nationalgarde der Umgegend in Bewegung, als er den König mit den bei ihm befindlichen Seinigen, seiner Gemahlin, seinen Kindern und der Prinzessin Elisabeth verhaften ließ (am 22. Juni 1791).

Der König sträubte sich sogar körperlich gegen die Verhaftung; allein vergeblich! Er war nicht mehr der Allgewaltige, dessen bloße Miene die Franzosen

auf die Knie niederwarf, dessen geringstes Wort ganz Frankreich zittern machen konnte; er war ein Beamteter jetzt; und ein Staatsdiener, welcher sich seinem Dienst durch die Flucht entzog, fiel nach dem kaum erst gegebenen Gesetze der constituirenden Versammlung dem Gericht anheim; dem Könige war keine Ausnahme zu machen verstattet; ihm am wenigsten.

Doch ehe die Nationalgarden in Varennes ankamen, befanden sich Linientruppen daselbst. Die Offiziere brauchten sich über die Rolle, welche sie hier zu spielen hatten, nicht erst zu besinnen. Den König zu befreien und seine Flucht zu befördern, war ihre Obliegenheit.

Doch umsonst strengten sie ihre Kräfte an. Ihre Mannschaft wußte, daß sie dem Volke, nicht aber der aristokratischen Classe angehöre, und weigerte sich dem Commando zu folgen.

Hierbei hätte Ludwig erkennen können, wie sehr er sich doch unter allen Bedingungen, ausgenommen einer, in seinem Plane getäuscht haben würde.

Unter der Bewachung eines zahlreichen Corps der Nationalgarde mußte der König mit seiner Familie desselben Wegs wieder nach Paris zurückkehren. Das richtige Gefühl des Volks bewies sich bei der Ankunft des Königs durch folgenden mittels Anschlag-

zettel bekannt gemachten indirecten Befehl: „Wer dem König bei seiner Ankunft Beifall ruft, erhält Prügel; wer ihn dagegen beleidigt, wird gehängt.“

Ein König, welcher vor Schwäche, Herrschbegierde oder Ränkesucht seine heiligsten Pflichten so vergaß, wie Ludwig XVI., konnte von so entschiedenen Charaktermännern, als die Führer der siegreichen Volkspartei, die Schöpfer der neuen Freiheit waren, unmöglich würdig erachtet werden, noch ferner in dem Ehrenglanze seines Amtes zu strahlen. Nur wer die Last der Pflichten zu tragen tüchtig, ist des Glanzes der Würde würdig.

Die constituirende Versammlung entband den König Ludwig ohne lange Verhandlung am 25. Juni 1791 seiner Functionen und stellte ihn, da er gefährlicher Folgen halber des Thrones nicht förmlich entsetzt und entlassen werden konnte, unter die Macht der Nationalgarde von Paris. Den auswärtigen Mächten gegenüber mußte unter den noch bestehenden Verhältnissen das Reich nothwendig den König zum Vertreter haben, und deßhalb wurde er festgehalten; doch war er dem Volke gegenüber, welches er vertreten mußte, eben nicht mehr als ein Gefangener. Nur der Glanz der königlichen Zimmer der Tuillerien

unterschied den gefangenen König von andern Gefangenen.

9.

Durch die Flucht des Königs war nun der zweiten Periode, in welcher die große Revolution das Herz des Volksfreundes nicht mehr erfreuet, sondern betrübt, ein vollständiger Grund gelegt. In der Sorge, daß durch die Ränke der einst privilegirten Stände dem Volke seine Errungenschaften entwendet werden möchten, hatten bereits früher Volksgesellschaften sich gebildet.

Diese Gesellschaften wären jene berüchtigten Parteien, von welchen die Geschichtsschreiber mit Grauen und Schauder zu erzählen pflegen. Doch waren diese Gesellschaften anfangs keineswegs Parteien. Sie alle hatten einen gemeinschaftlichen Zweck, nämlich die Beschützung der Errungenschaften.

Allerdings aber herrschte bei der einen Gesellschaft eine andere Idee vom Staatswesen als bei der andern, und dieser Unterschied der Ideen machte die Gesellschaften erst dann zu Parteien, als die Verwirrung, welche Hof, Adel und Priesterschaft in den Verhältnissen veranlaßten, sie bewog, sich als eine

Macht in die Wagschale der Regierung zu bringen. Dann erst wurden ihre Ideen vom Staatswesen, die früher Nebendinge gewesen, ihre Zwecke und der Preis des Kampfes.

Von diesen Gesellschaften trat zuerst die der Jacobiner, welche anfangs nur aus Männern der Bretagne bestand und ihren neuen Namen von dem Jacobskloster annahm, in welchem sie ihre Versammlung hielt, als eine wirkliche Macht hervor. Sie wollte nicht bloß die errungenen Rechte des Volks, sondern auch die Würde und Ehre desselben bis aufs Aeusserste gewahrt wissen.

Die trefflichsten Männer des Volks gehörten in ihre Mitte. Ihr Zweck war erhaben, herrlich, rein, wie die Gesellschaft selbst bis dahin, wo sie sich gedrungen fühlte, ihre physischen Kräfte zu vermehren, nämlich eine große Masse von Menschen, Faustkämpfern, zu besitzen. Und von da an wurden auch erst Marat, Danton und Robespierre von dem guten Geiste befreiet, mit welchem die Gesellschaft sie in Dunkel, Unwichtigkeit und Namenlosigkeit gehalten hatte.

Die Deputirten der Bretagne, also Jacobiner, waren es, welche zuerst das Verhältniß, in welchem sich der König befand, als ein unmögliches verwarfen.

Die Kette am Fuße und die Krone auf dem Haupte, fürwahr, in diesem Kontraste lag ein entsetzlicher Unsinn, und unbestreitbar war, daß der Gefangene die Würde und Ehre des Volkes verletze, sofern er weiter als König gälte.

Mit lauter Stimme wurde von dieser Seite die förmliche Absetzung des Königs Ludwig und die Einsetzung eines dem minderjährigen Thronerben Bevormundenden Regenten verlangt. Die bedeutendsten Stimmführer waren die Deputirten Pethion, Robespierre und Buzot. Ihnen stellten sich im Interesse des Königs Ludwig die Abgeordneten Barnave und die beiden Lameths entgegen.

Noch siegten des Königs Schützer. Aber die Partei der Jakobiner machte ihre Macht durch Zweigvereine in den Provinzen und durch natürliche Werbung in Paris ungeheuer schnell wachsen, und der Herzog Philipp von Orleans, der falsche Freund des Königs, war sehr bereit, durch Aufopferung eines Theils seines unermeßlichen Schatzes die Macht der Jacobiner zum Untergange des Königs und zu seinem eignen Emporkommen in Bewegung zu setzen.

Umsonst wurde von der konstituirenden Versammlung die Unverantwortlichkeit des Königs für seine ferner etwa vorkommenden Verletzungen seines Eides

auf die Constitution und seine Gleichstellung mit dem Bürger vor Gericht beschlossen. Der König hatte einmal gesündigt, die Sünde war nicht von ihm wegzuwischen; aber ein Verbrecher auf dem Throne war ein Mißverhältniß, welches nicht eher unsichtbar werden konnte, als der Verbrecher selbst vom Throne verschwand.

Die Gährung wurde heftiger. Schon ließ sie sich nicht mehr aufhalten, und die Explosion erfolgte in einer Erklärung, welche den schwachen König Ludwig als einen Meineidigen und Verräther der königlichen Würde, des Thrones unwerth bezeichnete.

Diese Erklärung wurde auf dem Marsfelde auf den Altar des Vaterlandes zur Unterzeichnung ausgelegt und von Danton und Desmoulins durch feurige, freilich über den Stand der Zeit weit hinausdringende Reden der unübersehbaren Volksmenge erörtert.

Lafayette und der Maire von Paris, Namens Bailly, vermochten es noch einmal durch das Gewicht der Nationalgarde, einen neuen Umsturz zu hindern und die Nation an einer von den Intriguen der Privilegirten erzwungenen Uebersteigung des von ihr bereits gewonnenen, und für sie gegenwärtig allein passenden Grades der politischen Gestaltung abzuhalten.

Doch gelang dies nur durch Blutvergießen, und dieses Blut bürgte dafür, daß die Bestrebung der revoltirenden Partei sich erneue, und zwar mächtiger erneue.

Doch schien es, als solle die brausende Leidenschaft der fixen, gewiß aber nicht unbekannten Idee auf immer niedergedrückt sein und das beschränkte Herrscherthum auf weite Zeiten hin Bestand gewinnen.

Bereits vor der Flucht des Königs hatte die constituirende Versammlung den Beschluß gefaßt, sich aufzulösen, sobald alle für die neue Art der Regierung nöthigen Maßgaben gegeben wären. Dies war endlich geschehen. Die sämmtlichen Verordnungen wurden zusammengefaßt und als Grundgesetz dem Könige Ludwig zur Bestätigung übergeben.

„Ich nehme die Constitution an und gehe die Verpflichtung ein, sie im Innern aufrecht zu erhalten und gegen jeden Angriff von Außen zu vertheidigen," beschied Ludwig schriftlich und bekräftigte des andern Tags feierlich seinen Bescheid durch eine mündliche Erklärung.

Ungeheure Freude ergriff Alle, welche es mit der jungen Freiheit des Volks, mit des Volkes Glücke, mit der Erhebung desselben zu einer neuen, schönern und großen Geschichtsperiode redlich meinten. Das

gegen erfüllte tiefer Schmerz die Seele. Dessen, dessen Auge mit klarem Blicke die Verhältnisse durchdrang und erkannte, daß durch die nichtswürdigen Betriebe der einst Bevorrechteten in den bestehenden sogenannten Parteien die Nothwendigkeit hervorgebracht wurde, neue Bewegungen zu unternehmen.

Am 30. September 1791 löste sich die constituirende Nationalversammlung, froh in der Gewißheit, von der Geschichte in hohem Tugend- und Ehrenglanze der Nachwelt dargestellt zu werden, auf.

10.

Sobald die constituirende Nationalversammlung sich aufgelöst, eröffnete sich (am 1. October 1791) die gesetzgebende Nationalversammlung, deren Wahlen schon bei dem Bestehen der ersten stattgefunden hatten. Keins von den Mitgliedern jener Versammlung wurde Mitglied dieser, nicht darum, daß Unfähigkeit derselben von ihrer Wahl abgehalten hätte, sondern weil die constituirende Versammlung in hoher Uneigennützigkeit und zum Beweise ihrer ächten Redlichkeit selbst auf den Antheil an dem Gesetzwesen der von ihr geschaffenen Reichsregierung verzichtet hatte.

Die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung waren fast durchgängig auf Männer vom höchsten, vielleicht für den gegenwärtigen politischen Bildungsstand des französischen Volks zu weit reichenden Freiheitssinn gefallen. „Frei zu leben oder zu sterben,“ schwur die ganze Versammlung in ihrer ersten Sitzung auf die Verfassungsurkunde.

Alle Farben der politischen Volksgesellschaften Frankreichs sah man in ihr, aber vorzugsweise die der Jacobinergesellschaft, durch welche auch vorzugsweise die Wahlen geleitet worden waren. Doch gewannen auch andere Gesellschaften, welche sich zum Theil erst aus dem Verein der Jacobiner bildeten, z. B. die Gesellschaft der Cordelier, ein hohes Ansehen und eine entscheidende Macht.

Die stimmführenden Männer dieser Gesellschaft waren die Schreckenshelden, Danton, Marat, Desmoulins, Santerre und andere ähnliche. Die Cordelier vorzugsweise wurden von der großen Masse des Volks unterstützt, die sich stets auf der Seite zu fechten berufen fühlt, wo jede Rücksicht auf ein Recht der Historie aufgegeben und jegliche künstliche, undurchsichtige Gestaltung verdammt wird.

Im Sitzungssaale der gesetzgebenden Versammlung nahmen die dieser Gesellschaft angehörenden Ab-

gebildeten die höchsten der amphitheatralisch geordneten Sitze ein, und daher erhielt die Gesellschaft den Namen „die Bergpartei“ oder „der Berg“.

Ein anderer Verein, welchen die Gesellschaft der Jacobiner in indirecter Weise gebar, war der der 89. In ihm standen die achtbarsten und weisesten Männer, solche, welche den jetzigen Zustand der französischen Nation für diejenige Stufe erkannten, auf der sie nun nothwendig rasten müßte. Die Erhaltung der Verfassung und die systematische Weiterbildung des Volks war der Zweck ihres Bestrebens.

Allein die durch die Ränke des Hofes, Adels und der Geistlichkeit außer Athem getriebenen Parteien fühlten zu sehr die Unmöglichkeit einer Rast und konnten eine Partei des Stillstandes kaum für etwas anderes als eine Partei der Tücke und des Verrathes halten. Darum wurden die übrigen Volksgesellschaften die bittersten Feinde des Neunundachtziger-Klubbs; und so von allen Seiten angegriffen, war derselbe genöthigt, die Basis der Mittelstraße aufzugeben und ein mehr monarchistisches Gepräg anzunehmen, durch welches er sich aber natürlich selbst ein rasches Ende bestimmte.

Entschieden monarchisch waren das Gepräg und die Gesinnung des sogenannten unparteiischen Klubbs.

Er nahm sogar den Namen des monarchischen Klubbs an. Aus Aristokraten bestehend, wirkte er in der listigen Weise des alten Herrenthums.

Allein der Freiheitssinn des Volkes machte, daß die Netze vergebens ausgespannt wurden und kein Fang gelang, ja sogar, daß die Gesellschaft sehr bald ein gewaltsames, nämlich durch polizeilichen Befehl bewirktes Ende nahm.

Nichts schien bestehen zu können, was der alten Zeit der Volksschmach und dem Herrenglanze huldigte, und darum trug auch der Hof die Nothwendigkeit des Untergangs in sich, da er nicht abließ, in seiner alten Weise eine Partei auszumachen.

Alle anderen als die zuletzt genannten Parteien gehörten dem Strome der neuen Zeiten an und bewegten sich mit ihm in mächtiger, ja den Strom selbst überbietender Schnelle. Keine, welche bestand, keine, welche entstand, wollte etwas anderes als die völlige Freiheit und Würde des Volks, wenngleich jede eine andere Vorstellung von dem hatte, was sie wollte.

Eine der edelsten dieser Volksgesellschaften war nächst der der „89" die der Deputirten aus der Gironde, welche, als sie sich zu corporiren begann, den Namen des Klubbs der Girondisten erhielt. Sie wollt-

keinesweges das Ueberschreiten des gewohnten po-
litischen Standpunktes der Nation, aber sie wollte
Lauterkeit, Reinheit, Echtheit in den bestehenden neuen
Verhältnissen, und wer ihrem edlen Bestreben entge-
gen war, der verfiel einem furchtbaren Urtelsspruche,
der keine Rücksicht kannte und die Gleichheit aller
Franzosen in der höchsten Wahrheit darstellte. Denn
selbst der König fand vor den Girondisten keine Rück-
sicht und Gnade, ja er desto weniger, da seine Pflicht-
verletzung größere Gefahren bereiten konnte als die
eines Andern, und er als erster Priester des Gesetzes
dem Gesetz auch die höchste Huldigung schuldig war.

Zu jenen gegen den Strom der Zeit anstrebenden
Volksgesellschaften gehörte nun aber auch eine, welche
sich als Gesellschaft nicht constituirt hatte, als solche
aber durch die Einheit ihres Sinnes und Strebens
wirkte. Das war der Schwarm der geflüchteten
Edelleute und Priester, welcher sich jenseit der Ost-
grenze des Reichs, vorzugsweise in den deutschen
Rheinstädten festgesetzt hatte. Je schwächer die an-
deren reactionairen Gesellschaften, zu denen hier auch
der Hof gestellt sei, desto mächtiger war diese, einen
desto größern Damm bauete diese in den Strom der
Freiheitsentwickelung; und sie vor allen war es, welche
das furchtbare Ueberschwellen desselben veranlaßte.

An der Spitze dieser Partey standen die geflüchteten Brüder des Königs, die Grafen von Artois und Provence. Ihr Einfluß auf die europäischen Herrscher war desto entscheidender, da die Herrscher nur zu wohl fühlten, daß diese französische Revolution nicht aus dem Character oder der eigenthümlichen Mißhandlung des französischen Volks, sondern aus dem unnatürlichen Princip des französischen Herrscherthums hervorgegangen war und sich daher leicht über alle diejenigen Staaten ausbreiten könne, in welchen dieses Princip noch lebendig und geltend war. Ihre eigenen sogenannten Rechte, welche sie gar spaßhafter Weise „wohlerworbene Rechte" nannten, waren in Gefahr, und das machte sie zu natürlichen Verbündeten des französischen flüchtigen Adels und der Priesterschaft, ja aller der französischen Parteien, welche sich aus irgend einem Grunde dem Strome der der neuen Volksfreiheit zustrebenden Revolution entgegenstemmten.

Bereits im ersten Stadium der französischen Revolution hatten sich, durch die französischen adligen Flüchtlinge aufgefordert, der Kaiser von Oesterreich, der als nächster Verwandter der Königin von Frankreich noch ein zweites Interesse hatte, der Kaiser von Rußland und der König von Schweden, welcher sich

in fürstübermüthiger Tollheit den Ritter der Willkür nannte und ein solcher zu sein rühmte, zum Kampfe gegen das französische Volk verbunden. Bald traten einige, bald viele und endlich fast alle deutsche Reichsfürsten diesem Bündniß bei.

Denen meiste sahen freilich keinen Vortheil für sich, sondern nur für die größern Fürsten aus diesem Kriege hervorgehen, und hätten sich daher gern nicht an demselben betheiligt; allein sie unterlagen der zudringlichen Bitte des flüchtigen französischen Adels und derjenigen einzelnen von ihnen, welche herrschaftliche Besitzungen in den deutschen Theilen des französischen Reiches, dem Elsaß und Lothringen, hatten und durch die Aufhebung der mittelalterlichen Feudalrechte alles gebieterischen Ansehens auf diesen Besitzungen beraubt worden waren.

Die Ansprachen, welche diese verbündeten Fürsten an die französische Nation richteten, forderten nichts weniger als die Wiedereinsetzung des Königs Ludwig in seine ganze ehemalige Gewalt, und des Adels und der Geistlichkeit in ihre früheren Standerechte.

Diese Proclamationen konnten in der That nicht donnernder und bombastischer sein, wenn sie von allmächtigen ihres Heilgenglanzes für alle Ewigkeit versicherten Göttern gekommen wären, und jene An-

forderungen waren mit einer Dummdreistigkeit, mit einer Unzaghaftigkeit hingestellt, daß der Mann, welcher nicht unter einer Krone dem Dünkel und der Selbsttäuschung erzogen, sie nur anstaunen oder belachen konnte; ja letzteres gewiß mit Recht. Wahrlich, eine mehr als ernsthafte Thorheit gehörte dazu, die Fürsten glauben zu machen, daß sie im Stande seien, eine zu Ende gegangene Periode der Weltgeschichte ewig zu machen und eine neuentstandene große Periode der Weltgeschichte unter ihren schwachen elenden Menschenbeinen zu zertreten.

Schon ließen die verbündeten Fürsten ihre Heere gegen Frankreich aufbrechen, als die Kunde, daß der König Ludwig die von der Nationalversammlung entworfene Constitution angenommen und sich in die ihm vorgeschriebene Lage gefügt habe, den Kaiser von Oesterreich bewog, seine Kriegserklärung zu widerrufen. Die Besorgniß, daß er durch Fortsetzung seines kriegerischen Unternehmens die nun einmal nicht mehr zu verbessern mögliche Lage seines Schwiegersohnes verschlimmern werde, bewog ihn zu diesem Entschlusse, welcher natürlich alle übrigen ihm verbündeten Fürsten auf halbem Wege stehen bleiben hieß.

Desto mehr, da nun vom Kriege nicht mehr die Rede war, ergossen sie sich in fürchterlichen Drohun-

gen gegen das französische Volk und dessen constituirende Versammlung für den Fall, daß man die Rechte des Königs Ludwig noch mehr zu schmälern sich gelüsten und die in dem Elsaß und Lotharingen begüterten deutschen Fürsten in ihre alten Verhältnisse zu setzen sich nicht gerathen sein ließe.

Das Brausen der Zeit machte die Donnerworte der verbündeten Fürsten dem französischen Volke unhörbar, und die Nationalversammlung, nur den Blick auf die Ehrenbahn gerichtet, die sie bisher gegangen, nahm so wenig Rücksicht auf die ganz Frankreich Vernichtung prophezeienden Drohungen, als der stolze Mond auf das Bellen grimmiger Hunde.

Und doch war von jenen Fürsten viel zu fürchten: wenigstens waren sie es, welche in Verbindung mit den Flüchtlingen vorzugsweise die großen Umwälzungen der nahen Zukunft zu Tage trieben.

Die Flucht Ludwigs XVI. veranlaßte die auswärtigen Fürsten in ihrem kriegerischen Plane auf's Neue vorwärts zu schreiten. Die Behandlung Ludwigs als Gefangenen und die Suspension von seinen Würden konnte sie natürlich nicht bewegen, nochmals anzuhalten, und als Ludwig endlich bei Auflösung der constituirenden Versammlung seine Würden wieder erhielt, konnten sie nicht mehr stehen bleiben und mochten es

desto weniger, da Ludwig treuloser Weise selbst mit ihnen in Verbindung trat.

Diese Verbindung gewahrten aber die gesetzgebende Versammlung sowohl als die Volksgesellschaften. Denn je umfänglicher die Rüstungen der auswärtigen Fürsten wurden, desto dreister trat die Hofpartei mit ihren Bestrebungen hervor und desto kräftiger zeigte sie sich. Der König zwar stellte fortwährend die Wahrheit in Abrede; allein die Wahrheit ist leuchtend, und die Decke, welche die Tücke über sie wirft, erstickt nimmer ihr Licht.

Das gefährliche Verhältniß aufzuheben, sah sich die gesetzgebende Versammlung gezwungen, gegen die adligen und priesterlichen Flüchtlinge einzuschreiten, welche sich als Verbündete der fremden Fürsten, über sechzigtausend an der Zahl, bewaffnet an der Ostgrenze des Reichs aufhielten und von Tag zu Tag außerordentlich vermehrten. Sie wurden zur Rückkehr in ihr Vaterland aufgefordert, und da dies keinen Erfolg hatte, wurde ein Gesetz entworfen, berathen und mit großer Stimmenmehrheit angenommen, nach welchem die Flüchtlinge, wenn sie bis zu einer gewissen Zeit nicht nach Frankreich zurückgekehrt sein würden, ihrer Güter und Würden verlustig gehen sollten. Die Brüder des Königs, welche sich

Auslande aufhielten, und nicht bloß an der Spitze des krieggerüsteten Emigrantenheeres standen, sondern auch in den Cabinetten der verbündeten Fürsten eine große Thätigkeit entwickelten, wurden von dem Gesetz nicht ausgenommen.

Eine gleiche Maßregel ergriff die gesetzgebende Versammlung gegen die Priester, welche sich weigerten, der Verfassung und dem Volke einen Eid abzulegen, und unausgesetzt daran arbeiteten, Volksaufstände in den Provinzen zu Gunsten der alten Verhältnisse zu erregen.

Diese Maßnahmen griffen aber allzustörend in die Plane des Königs ein, und, verleitet von seinen Freunden und der Königin, war derselbe thöricht genug, sein Veto gegen diese Beschlüsse zu schleudern und dadurch seine Absicht, die dem Volke und der Constitution feindlichen Parteien zu stärken, zu enthüllen.

So zeigen sich nun auf der einen Seite einige schwache Klubbs, der Hof, die adligen und geistlichen Flüchtlinge und die fremden Fürsten; auf der andern die Gesellschaft der Jacobiner, der Cordelier, der Girondisten u. a., welche wie das Kind aus der Mutter aus der ersten hervorgegangen waren, ferner die Nationalversammlung, das Volk und des Volkes Heer

(die Nationalgarde) als Kämpfer im Beginn des zweiten Stadiums*) der Revolution.

Zwischen diesen beiden großen Parteivereinen befanden sich die Constitutionellen, diejenigen, welche das für die Gegenwart Beste, das Rechte, wollten. Allein so selten wie die Weisheit, so schwach war ihre Partei, und nothwendig mußte sie in dem furchtbaren Kampfe jener extremirenden Parteien bald untergehen.

11.

Je eifriger die Hunderttausende um der Eidverweigerung willen abgesetzter Geistlichen Aufstände gegen die neue Ordnung der Dinge zu erregen suchten, je emsiger die adligen Ausgewanderten das kriegerische Unternehmen der fremden Fürsten betrieben, je sichtbarer der Hof und der gesammte Adelstand mit den Ausgewanderten harmonirten und je mehr der König allen diesen durch kalte Behandlung der gesetzgebenden Versammlung Sympathie bewies, desto mehr

*) Ich nehme an, daß das erste Stadium der französischen Revolution mit der Auflösung der constituirenden Nationalversammlung abschließt, mit der Eröffnung der legislativen Nationalversammlung das zweite anhebt.

wurden Nationalversammlung, Volksgesellschaften und Volk dazu bewogen, die Macht und Würde des Königs zu beschränken. Denn er erschien natürlich als das Herz der dem Volke entgegenstehenden Parteien, und diesen durch Zusammendrückung des Herzens das Leben zu entziehen, war ein Gedanke, der, wie unrichtig er auch sein mochte, sehr hoch im Gefühle lag.

Gleich im Beginn ihrer Sitzungen kam die gesetzgebende Versammlung zu dem Entschlusse, dem Könige seine ihn über das Volk stellenden Titel abzuschneiden.

„Ich staune," sprach der Abgeordnete Guadet, „daß die Nationalversammlung darüber berathen kann, ob dem König ferner noch die Titel Sire und Majestät zu gewähren sind. Das Wort Sire bedeutet Oberherr und ist ein Erzeugniß der Zeit des Lehnswesens, welche aber nicht mehr vorhanden ist. Das Wort Majestät aber soll man nie gebrauchen, außer wenn man von Gott oder von dem Volke spricht."

Zwar wurde der Beschluß der Versammlung nicht in Ausübung gebracht, allein dies war nur ein Grund, für den Fall, daß der König noch mehr Beweise seiner Sympathie mit der volksfeindlichen Partei gäbe, wirklich und noch tiefer in den übriggebliebenen Nerv

des alten Herrenthums zu greifen und die Idee des Volks von seiner Freiheit und Hoheit noch mehr zu erweitern.

Die Sache der adligen Flüchtlinge war vorzüglich der Faden, an welchem sich die Revolution weiter emporwand. Wie auch der König das Treiben der Emigranten ungefährlich darzustellen suchte und die constitutionelle Partei es aus Ueberzeugung ungefährlich darstellte, so trat doch die Gefahr desto sichtbarer hervor, je sichtbarer der König eben in der Macht der Emigranten eine Stütze seines Willens zu gewinnen suchte.

Die gesetzgebende Versammlung decretirte daher, daß alle nicht in einer gewissen Frist in ihre Heimath zurückkehrenden Franzosen als Vaterlandsverräther betrachtet werden sollten. Den ältesten Bruder des Königs, den Grafen von Provence, aber forderte sie noch besonders mit der Androhung des Verlustes der Regentschaftsrechte zur Rückkehr auf.

Gegen das Verfahren wider den Grafen v. Provence hatte der König nichts einzuwenden. Er wußte ja, daß die Aufforderung ohne Erfolg bleiben werde, da sich der Graf durch seinen energischen Protest gegen die neue französische Staatsordnung den Rückweg völlig abgeschnitten hatte. Seine Briefe an den Grafen

von Provence, welchen die weiteste Oeffentlichkeit gegeben wurde, täuschten das Volk nicht. Der alte Jesuitismus des Herrenthums hatte darin sein Gesicht nicht sorgsam genug verlarvt.

Den Beschluß gegen die Flüchtlinge überhaupt genehmigte aber der König nicht und legte das ihm gelassene Veto gegen denselben ein. Freilich hätte jener Beschluß, wäre er zur Ausübung gebracht worden, wohl von dem Erfolge sein können, den man von ihm erwartete. Und dies hätte freilich die geheimen Wünsche des Königs sehr verletzt, die beste Stütze seiner letzten Herrscherhoffnung zersplittert. Aber sein Veto enthüllte seine Gesinnung und nöthigte die Feinde der alten Volksschmach, das Schwert höher emporzuheben.

Während der König die Maßregel gegen den bewaffneten flüchtigen Adel nicht zur Verwirklichung kommen ließ, verhinderte er durch seine Minister auch die zur Abwehr des von Außen anrückenden Feindes nöthigen Maßregeln. Immer unleugbarer trat es hervor, daß die Hofpartei sammt ihrem gekrönten Haupte ein verrätherisches Spiel mit der jungen Volksfreiheit treibe.

Das Volk fluchte dem Vetorechte des Königs, und die politischen Volksgesellschaften erklärten laut,

daß es ein Unsinn sei, einen König zu dulden, wenn ein solcher sich zu etwas anderem nicht berufen fühle, als gegen des Volkes Willen, Sicherheit und Wohl zu kämpfen. Zugleich versetzten die Abgeordneten der Gironde das Ministerium in Anklagestand und sagten es dem Könige gewaltig mahnend und strafend ins Gesicht,

„daß es sein Interesse sei, die Constitution zu beschützen; daß er nur durch das Volk und für das Volk regiere; daß die Nation sein Souverain und er ein Unterthan ihres zum Gesetz erhobenen Willens sei*).“

Da fühlte Ludwig XVI., daß er die Decke seines Geheimnisses viel zu sehr und zu früh gehoben habe. Es war nöthig, den Fehler zu verbessern, und er glaubte das zu thun, indem er den Beschluß der gesetzgebenden Versammlung, die benachbarten deutschen Fürsten durch eine Kriegsandrohung zu Zerstreuung der in ihren Gebieten sich befindenden Emigrantenhaufen zu nöthigen, annahm.

Fürwahr diese Genehmigung mußte dem König sehr leicht werden, da er wußte, daß jene Fürsten weder der Forderung Folge leisten, noch die Drohung

*) Worte des Abgeordneten Isnard.

fürchten würden, indem sie ja selbst den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen Willens waren.

Um nun seinem Scheine das vollste Ansehen der Wahrheit zu geben, entließ der König Ludwig den vom Volke verhöhnten Kriegsminister Portrail und berief den General Narbonne in dessen Stelle.

Zu Schrecken und Erstaunen Ludwigs zeigte Narbonne aber durch mächtige Rüstungen gegen Frankreichs Feind, daß er ein echter Freund der Ehre und Freiheit der französischen Nation sei.

Lautes Jauchzen feierte durch ganz Frankreich den jungen trefflichen Minister; aber Ludwig, in der Sorge um die letzte und zuverlässigste Stütze seines Planes, entließ schleunigst den gefeierten Liebling des Volkes und entlarvte sich dadurch aufs Neue, und mehr als früher.

Jetzt war die Geduld der gesetzgebenden Versammlung und der patriotischen Gesellschaften erschöpft. Die Minister wurden in Anklagestand versetzt, einer derselben (Delessart) als Reichsverräther vor den Nationalgerichtshof in Orleans geführt, und die Königin von den Jacobinern mit einer schweren Anklage bedroht.

Aus dieser neuen gefährlichen Verwickelung sich zu winden, sah Ludwig sich kein anderes Mittel

übrig, als aus der Schaar seiner eifrigsten Wächter und Widerkämpfer das neue Ministerium zu bilden. Ein solcher Schritt, meinte er, müsse das Volk wohl täuschen und völlig versöhnen.

Ohnehin war ja die Zeit sehr nahe, daß er die gesetzgebende Versammlung getrost zu der vom Volke stürmisch verlangten Kriegserklärung an den deutschen Kaiser und die ihm verbündeten Fürsten auffordern konnte. Denn schon standen 86,000 Mann deutscher Truppen an der Grenze und erwarteten nur noch das preußische Heer, um in Frankreich einzudringen.

Es war eins jener niederträchtigen Spiele der Verstellung, des moralischen Betrugs, deren die Geschichte des Herrenthums so unendlich viele zeigt. Der Kaiser von Oesterreich droht mit einem vernichtenden Kriege, wenn man den König Ludwig nicht wieder in seine alten Herrscherrechte einsetze; der König Ludwig ist im Herzen voll des Dankes, Trostes und Entzückens über diese Drohung und — geht in die constituirende Versammlung, um dieselbe zur Kriegserklärung gegen den Kaiser, als gegen seinen bösesten Feind, aufzufordern. Ja wenn das Königthum zertrümmert wurde, so hat die Verwunderung kein Recht. Wie hätte das nicht geschehen sollen in einer Zeit, wo das Volk Muth und Kraft gewonnen

hatte, die Wahrheit der Verhältnisse vor Gericht zu ziehen.

Es war am 20. April 1792, als der Krieg von Seite Frankreichs beschlossen wurde.

12.

Jauchzend griffen die Franzosen ohne Unterschied des Standes und Alters zu den Waffen. Die Nationalgarde, die Bürgersoldaten, obschon des Krieges unkundig, die Waffe zu führen ungewohnt, wollten den Kampf mit Deutschlands gut eingeübten großen Heeren aufnehmen. Die über das Maaß hinausrauschende Begeisterung für Volksfreiheit und Recht führte sie in die gefährliche Täuschung über ihre Kraft. Allein die Kriegskundigen, welche über das Heerwesen zu gebieten hatten, setzten mit strengem Willen die große Hälfte des kampfglühenden Volkes und Frankreich selbst aus der hohen Gefahr, indem sie nur die kräftigen und jüngsten Personen aus den Nationalgarden auswählten, die übrigen dagegen in ihren Heimathorten zum Schutz derselben zurückzubleiben vermochten.

So war die aus dem Bürgerthum gewonnene

bewaffnete Macht nicht so stark, daß das alte stehende Heer, in welchem man bei dem bevorstehenden großen Kampfe den gefährlichen Einfluß aristokratisch gesinnter Offiziere nicht mit Unrecht fürchtete, unverwendet hätte bleiben können.

Die ganze Heeresmacht bestand, als sie den Kampfplatz betreten hatte, aus 130,000 Mann. Sie breitete sich auf der ganzen östlichen Landesgrenze langhin aus und wurde im Centrum von dem ehrenwerthen Volks- und Freiheitsfreunde Lafayette, auf dem linken Flügel von dem unzuverlässigen verdächtigen Rochambeau, und auf dem rechten Flügel von dem Marschall Luckner geführt.

Gegenüber stand bald das Heer der deutschen Fürsten, 142,000 Mann stark, zum Kampfe fertig.

Der Minister Dumouriez, einer von den freisinnigen Männern der Gironde, übte gewissermaßen den Oberbefehl und entwarf den Kriegsplan.

Nach diesem sollte angriffsweise verfahren und in möglichster Schnelle so weit vorgedrungen werden, bis die sogenannte natürliche Grenze Frankreichs, im Norden der Rhein, im Süden der Alpenfuß, allenthalben erreicht wäre.

Der linke Flügel setzte sich zuerst in Bewegung, um die österreichischen Niederlande zu nehmen. Der

General Theobald Dillon erhielt den Befehl, mit einer 4000 Mann starken Colonne Tournay zu nehmen.

Die Aristokratie hatte offenbar ihre Ränke gesponnen, indem dem General Dillon zu Ausführung dieses Befehls welche von denjenigen Regimentern zugetheilt worden waren, welche sich bis jetzt der Sache der französischen Volksfreiheit am feindseligsten bewiesen hatten, und zum größten Theile aus deutschen Söldnern bestanden.

Kaum hatte die Colonne die Grenze überschritten und den Feind erblickt, als diese Regimenter zu ihm übergingen, und dem Reste der Mannschaft nichts weiter übrig bleiben konnte, als die Flucht zu ergreifen.

Ganz eben so geschah es zu gleicher Zeit mit der 10,000 Mann starken Colonne des Generals Biron bei Mons. Der Verrath war nicht zu verkennen, und als einen Verräther ermordeten die flüchtigen Truppen den General Dillon; Rochambeau aber, in dieser Ermordung sein eigenes Urtel erkennend, eilte, seine Stelle niederzulegen, und verließ das Heer.

Durch dieses tückische Spiel der Aristokratie war natürlich der ganze Operationsplan zerstört und den verbündeten deutschen Armeen der Einmarsch in das Königreich sehr erleichtert worden.

13.

Die Freude des Hofes und der ganzen royalistischen Partei über den unglücklichen Ausgang der ersten Unternehmung des Heeres, sowie die verfassungswidrige Verstärkung der Leibwache des Königs von 1800 auf 6000 Mann und manches Andere waren mächtige Beweise des Verrathes. Der König, noch mehr die Königin, glaubte schon gewonnen zu haben und hielt jetzt nichts für nöthiger, als die wahren Freiheitsmänner Luckner und Lafayette vom Heere zu entfernen.

Allein die Meinung, daß das schlimme Kriegsereigniß das Volk und seine gesetzgebende Versammlung in Schrecken, Furcht und Unterthänigkeit versetzen werde, zeigte sich schon als ein Irrthum, ehe noch jene Männer außer Wirksamkeit gesetzt werden konnten. Flucht einiger Truppen in Folge eines schändlichen Verrathes konnte unmöglich als ein Beweis von Schwäche gelten, und statt der Verzweiflung konnten nur eine wildere Erbitterung und größere Anstrengung des Volks die Folge jenes Ereignisses sein.

Daher geschah es, daß sich die gesetzgebende Versammlung für permanent erklärte und das bewaffnete

Volk in mächtigen Strömen der östlichen Grenze zuzog. Zugleich beschloß der Kriegsminister Servan, ein Schutzheer von 20,000 Mann vor Paris aufzustellen.

Dadurch wurde die freudige Hoffnung des Hofes und Königs, welche mit Schmerzen den Einzug des deutschen Heeres in Paris erwarteten, sehr geschmälert. Es schien dem König Ludwig, als ob ihm sein tückischer Plan nicht leicht gelingen könne, wenn ihn noch ferner die volkliebenden Minister umgeben, und so beschloß er die Entlassung dieser Männer, welche ihn und ganz Frankreich von dem spätern unseligen Falle gerettet haben würden.

Der berühmte Roland, Clavière und Servan verließen ihre Posten, und Dumouriez folgte ihnen bald nach. Auf's Neue hatte sich Ludwig entlarvt, und die Genehmigung einiger Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung und der entlassenen Minister, welche obendrein nur ein Versprechen blieb, genügte nicht, ihn dem Volke rein und ehrlich darzustellen. Er blieb von hieran ein Volks- und Freiheitsverräther, und gegen ihn als einen solchen erhoben sich nun viel kühner und kräftiger als früher die politischen Gesellschaften.

Ihre Zusammenkünfte führten rasch zu einer Art

von Verschwörung, bei welcher selbst der Bürgermeister von Paris (Petion) Theilnehmer war. Man beschloß, die Waffe in der Hand, dem König sein Verhalten vorzuzeichnen und die gesetzgebende Versammlung an den weiten Umfang ihrer Macht zu erinnern.

Das Volk versammelte sich. Die Fahne voran, in der Hand die Mordwaffe, zog es, mehre Tausend Mann stark, in die gesetzgebende Versammlung eigenmächtig ein und trug sein schriftliches Anliegen mündlich vor. Am Ende desselben hieß es:

„Soll das Volksgeschick von der Laune eines Königs abhängen? Soll der König über, und nicht unter dem Gesetze stehen? Er soll unter dem Gesetze stehen, das will das Volk, und des Volkes Kopf ist mehr werth als der eines gekrönten Despoten. Dieser Kopf ist der Stammbaum der Nation, und vor dieser Rieseneiche muß das schwache Rohr sich beugen! Wir beklagen uns über die Unthätigkeit des Heeres. Wir wollen, daß Sie die Ursache davon erforschen. Liegt die Schuld an der vollziehenden Gewalt, so vernichte man sie!"

Nachdem diese Rede vor der gesetzgebenden Versammlung gehalten worden, begann die ungeheure Volksmasse, welche beim Zuge durch die Straßen von

Paris aus einigen Tausenden zu dreißig Tausenden angewachsen war, durch das Sitzungslocal zu schreiten.

Die Vertreter des Volks sollten die Macht des Volkes sehen. Sie sollten die Macht kennen lernen, welche von ihnen Rechenschaft forderte, sie aber auch den Volksfeinden gegenüber unterstützte.

Ueber drei Stunden lang währte der je nach der Art der Personen bald toll und lustig, bald still und feierlich, bald grimmig tobend vorüber sich bewegende Zug.

Wohl war der große Menschenstrom zum bedeutendsten Theile aus Personen der niedrigsten Volksschichten gebildet und konnte daher nicht unbedingt für einen Ausdruck des edlen Bürgerthums gehalten werden, welches dem Worte Volk die hohe, herrliche Bedeutung giebt, in welcher es als die befugteste, weihevollste Macht vor der neuen Weltgeschichte steht.

Allein auch diese Leute der tiefsten Stände hatten ihre bedeutungsvolle Geltung. Gehörten sie auch nicht zu dem edleren, denkenden Theile der Nation, so gehörten sie, diesem angeschlossen, doch zu der Macht des denkenden Theils der Nation.

Auch Frauen und Kinder befanden sich, fast alle bekränzt und bewaffnet, in dem Zuge. Einen großen Theil desselben machte die regulaire Nationalgarde.

aus. Fahnen und Banner, noch mehr die lauten Rufe, verkündigten die Tendenz dieses seltsamen Volksactes.

„Es lebe die Nation! es leben die Sansculotten! weg mit dem Veto des Königs!" hallte es aus allen Abtheilungen hervor.

Das war die erste große Volksdemonstration im zweiten Stadium der französischen Revolution. Sie gewährt kein erfreuliches Bild. Alle Kennzeichen einer Zeit, welche selbst das heiligste Gesetz aus den Fugen zu heben und das Panier der Gewalt an des Gesetzes Statt zu stellen bereit ist, trägt sie in sich.

Wer mag dem Volke zürnen, daß es eine solche Zeit zu bereiten begann? Fluche man dem Adel, der rechtesüchtigen Priesterschaft, dem Hofe, dem Könige und den Fürsten des Auslandes, überhaupt dem Herrenthum, welches der Weltgeschichte Halt, dem richtenden Gotte Schweigen zu gebieten sich vermessen wollte und dadurch das Volk seine richtige Stellung aufzugeben nöthigte.

Nachdem der ungeheure Zug das Local der gesetzgebenden Versammlung durchschritten, begab er sich in das königliche Schloß. Die Wachen vermochten der ungeheuern Menschenfluth den Eingang nicht zu wehren, und der König selbst, dreist in der Erinnerung

an Tausende von Liebesbeweisen, welche ihm in frühern Zeiten das gutmüthige, leichtzugewinnende Volk gegeben, befahl ihm freien Eintritt zu gewähren.

Allein es war nicht mehr das Volk, welches am ersten Jahrestage des Bastillensturmes gejauchzt. Es war nicht mehr das Volk, welches so erfüllt war von Dankbarkeit für die ihm gewährte Freiheit. Sondern es war ein Volk voll von tiefer Erbitterung um der Attentate willen, welche die einst bevorzugten Stände und der König selbst gegen seine Errungenschaften ausübten.

Mit furchtbarem Tumulte stürzte es sich durch alle Zimmer des Schlosses und forderte den König vor sich. Mit einer Kühnheit, wie er sie bisher nie bewiesen, erschien er.

„Weg mit dem königlichen Veto! Weg mit den Pfaffen, welche den Eid auf die Constitution nicht leisten wollen, in die Verbannung! Nieder mit den Aristokraten! Hergestellt das Schutzheer von Paris! Niedergedrückt die Ränke der Königin! Zurück die entlassenen braven Minister! Rechtschaffene Offiziere zu dem Heere! Weg mit dem Veto und den Ränken und der Schurkerei!" Das war der Gruß, welchen die grimmigen Gäste dem Könige boten.

Ludwig bedeckte sich, zum Beweise, daß er ein

aufrichtiger Freund der Volksfreiheit sei, mit einer rothen Republikanermütze, und schämte sich nicht, noch mehr für ihn demüthigende Beweise seiner Sympathie oder Schwäche zu geben.

Obschon sich der König geweigert, den an ihn gestellten Forderungen unvorbereitet und in ungewöhnlicher, ungesetzlicher Form Gewährung zu geben, so verließ doch das Volk befriedigt den Palast. Hinter ihm blieben nur Schrecken und Bangen, oder Frohlocken im Vertrauen auf die baldige Ankunft des siegreichen Heeres der deutschen Fürsten in demselben.

Das war das große Ereigniß des 20. Juni 1792.

14.

Der König Ludwig hatte sich am 20. Juni wohl tief gedemüthigt. Aber besser wäre es für ihn gewesen, sich noch tiefer zu demüthigen und die Forderungen des Volks ohne Rücksicht auf Form und weitere Umstände zu genehmigen.

Allein alle seine Sünden waren geblieben. Die furchtbare Gefahr, welche ihm gedroht, hatte ihn nicht davon überzeugt, daß es die höchste Zeit sei, diese Sünden zu vernichten und in Vergessenheit zu brin-

gen. Thöricht erhielt er aber sein Veto gegen die beschlossene Verfolgung der eidverweigernden Geistlichen aufrecht, thöricht beachtete er des Volkes Verlangen nach den so sehr beliebten, wahrhaft patriotischen Ministern nicht, thöricht begünstigte er hinfort die Bestrebungen des geflüchteten Adels, setzte sich sogar in directe Verbindung mit den Fürsten, welche ihre Heere gegen Frankreich gesendet hatten, und glaubte sein gegen das von der gesetzgebenden Versammlung beschlossene Schützheer geschleudertes Veto durch einen Vorschlag in Vergessenheit zu bringen, welcher nur zu sehr erkennen ließ, daß er, die Macht der Nationalgarde in Paris schwächend, dem alten Plane des Königs diene. Dieser Vorschlag bezweckte die Bildung eines Lagers bei Soissons.

Daher steigerte sich die Erbitterung gegen den König, anstatt sich zu mindern. Seine Partei, in welcher die ränkesüchtige Königin das Ruder führte, hörte nicht auf in ihrer Weise fortzuhandeln und zu des Volkes Hohn die Fortschritte des ausländischen Feindes laut zu bejubeln.

Schon schien den patriotischen Gesellschaften kein anderes Mittel die verfassungsmäßige Freiheit des Volkes sicher stellen zu können, als die Absetzung des übelwollend herrschsüchtigen Königs, als der berühmte

Vergniaud in einer langen Donnerrede es laut und furchtlos aussprach, daß keinem anderen Wesen als dem Könige die ungeheure Gefahr, in welcher sich Frankreich befinde, zur Schuld zuzurechnen sei.

Hierdurch war der König als Verbrecher verkündigt und sein Sturz unabwendbar gemacht worden. Unendlich vieles war ihm vorzuwerfen, und all das traf in dem Zwecke zusammen, die Verfassung zu stürzen und die alten Herrscherrechte wieder zu gewinnen.

Allein sein Plan war zu wenig fein betrieben worden, oder zu wachsam waren das Volk und dessen Vertreter.

Vergebens bemühte sich der biedere Lafayette, das unselige Mißverhältniß zwischen dem Throne und dem Volke auszugleichen. Was Roland nicht vermocht, vermochte auch Lafayette, den von der ganzen aristokratischen Partei niemand so sehr haßte als die Königin, nicht. Beider Bemühen war ein und dasselbe, und nur im Erfolge war es verschieden, indem Roland für das seinige höhere Volksgunst, Lafayette dagegen Volkshaß erntete.

Unterdessen hatte auch Preußen mit einem mehr als 50,000 Mann starken Heere die Feindseligkeiten begonnen. Der König, welchem alles daran lag, den

Fortschritten des auswärtigen Reichsfeindes jedes Hinderniß zu entziehen, zeigte dies an, als es schon eine Thatsache war, und vergrößerte dadurch den Haß des Volkes gegen sich.

Jetzt erscholl der Ausspruch der Versammlung: „Bürger, das Vaterland ist in Gefahr!“

Auf diesen stellte sich fast ganz Frankreich unter Waffen und strömte der Grenze zu. Wie der Kanonendonner, welcher zu den Waffen rief, so hallte die Kunde durch das Land, daß der König ein Verräther der Freiheit sei, und als er den Maire von Paris, Petion, und den Gemeindeanwalt Mannel ihrer Dienste entließ, schwuren Hunderttausende ihm Rache.

15.

Der Versuch [illegible] Lafayette, die beschränkte monarchische Gewalt zu erhalten, war gescheitert. Dieser Versuch war der letzte Lebenshauch der constitutionellen Partei. Mit ihm ging sie verloren, und mit ihr entwich unter den Füßen der französischen Nation die einzig ihr in dieser Zeit noch angemessene Grundlage.

Geschützt von den feindseligen Umtrieben des herrschlustigen schwachen Fürsten, des noch herrschsüchtigeren Adels und der habsüchtigen Geistlichkeit, schoß nun das Volk im Strombett der Revolution mit rasender Schnelligkeit dahin; das Ideal, für welches es noch so wenig gereift war, die Urfreiheit der menschlichen Gesellschaft, vor Augen.

Ja nach dieser Urfreiheit stürzte sich das Volk hin. Die junge Philosophie hatte sie ihm kennen gelehrt; aber die junge Philosophie war noch nicht so alt geworden, ihm zu lehren, daß jene Urfreiheit der menschlichen Gesellschaft nur dann dauernd sein könne, wenn ihr ihr Grundgesetz, nämlich jenes hocherhabene einfache, in dem natürlichen reinen Gefühle beruhende Sittengesetz gegeben werde, welches durch das scheußliche Mittelalter zertrümmert worden. Nicht durch die republikanische Freiheit konnte jenes Sittengesetz, sondern umgekehrt durch jenes Sittengesetz erst mußte die republikanische Freiheit gewonnen werden. Der Grund, der Boden muß vorhanden sein, ehe ein Gebäude errichtet werden kann; der richtige Grund, wenn das Gebäude dauerhaft sein soll.

Aber wo war bei dem französischen Volke jetzt noch jenes erhabene reine Gefühl der Naturmenschen des Alterthums? Wo war die Heiligachtung der

Gesetzes, von welcher jene reinen, herrlichen, freien Menschen des Alterthums ganz erfüllt waren?

Was die Franzosen jetzt als Gesetz kannten, das war nichts anderes als der eigensüchtige, tyrannische Befehl des Herrenthums; und dieses Gesetz haßten und verfluchten sie; wie hätten sie es lieben lernen können? Erst nun in dem constitutionell-monarchischen Staate mußte die uralte Liebe zu und Ehrerbietung vor dem Gesetz dadurch wieder erworben werden, daß das Volk selbst das Gesetz gab. Erst dann, wenn diese Heiligachtung des Gesetzes wiedererworben und unter dem hocherhabenen Volksgesetz das Gift des Herrenthums gänzlich versiegt war, erst dann konnte jene Urfreiheit, die Republik, mit Zuversicht hergestellt, erst dann durfte der Einzelne seines Amtes entlassen werden, welcher jetzt das Volksgesetz zu vollziehen und das Volk durch die Macht der Gewohnheit, sich vor einem Herrscher zu beugen, vor unbedachtsamen, nach gefährlichen Extremen hin gerichteten Schritten zurückzuhalten hatte.

Doch damit es also geschehen möchte, dazu gehörte, daß der Einzelne, welcher noch ferner an der Spitze des Staatswesens zu stehen hatte, ein redlicher, nicht in der Schule des alten verwünschenswürdigen Herrenthums erzogener Mann war. Ein

solcher aber war er in Frankreich nicht: und darum begann nun die glorreiche Revolution glorienlos, böse, verderblich, überspannt zu werden. —

Mit Lafayette's letzter vergeblicher Anstrengung war also die constitutionelle Partei, welche bis jetzt dem Ansehen des Königs treulich als Stütze gedient hatte, untergegangen, und zwar lediglich durch des Königs eigene Theilnahmlosigkeit, welche, wie vieles Andere, ein Beweis unlauterer Plane war. Ein Damm war gesunken, den die gesetzgebende Nationalversammlung, theils ohne Willen, theils ohne Macht unter dem Einfluß der sogenannten patriotischen Partei, nicht ersetzen konnte und mochte. Der Strom schoß dahin, und jemehr das Ufer schwand, das Gesetz entwich, desto brausender, desto reißender wurde er.

Bald standen ihm nur noch zwei Gegenstände hemmend entgegen. Der eine, welcher der Krieg von Außen war, preßte ihn nur ein und machte ihn desto hochfluthender und gewaltiger. Der andere, welcher sich ihm entgegen zu stellen suchte, war der König.

Gegen ihn allein wälzte sich endlich der ungeheure Revolutionsstrom. Als er einmal von der gesetzgebenden Nationalversammlung für einen Feind des freien Volksthums erklärt worden, da schien er auch der einzige oder alleinige Feind desselben im Innern

des Landes zu sein, und alles, was für die neue Freiheit war, wendete sich feindlich gegen ihn.

Die Art aber, in welcher man sich nun gegen ihn zu wenden begann, hätte ihm sein nahes Ende voraus verkünden müssen, hätte er glauben mögen, daß die Wahrheit nicht lüge, und die Lüge nicht Wahrheit rede.

Am 14. Juli 1792 wurde zum zweiten Male der Jahrestag des Bastillensturms gefeiert. Nicht wie vor zwei Jahren schüttete der Himmel Regenströme nieder. Heiter war das Firmament, aber fürchterlich düster war es in den Gemüthern der Festversammlung, gleich wie in dem Schoße eines Wettergewölks, welches nur eines leise wehenden Lüftchens bedarf, um Blitze und Donner von sich zu geben.

Fünfundachtzig Zelte, darunter 83 den Departementsdeputirten und eins dem Könige angehörten, bildeten eine Linie vor dem bei frühern Volksstürmen zur Hälfte zertrümmerten Altar des Vaterlandes, vor welchem der König seinen Eid zu wiederholen hatte. Demselben zur einen Seite stand ein Siegesdenkmal, zur andern, umgeben von einem riesigen Scheiterhaufen, der sogenannte Lehnsbaum.

Alle Attribute des mittelalterlichen Herrenthums, alle Trophäen des Feudalwesens hingen an demselben.

Herrscherkronen, Orden, Kardinalshüte, bischöfliche Or-
nate, das Wappenbild des päpstlichen Stuhls, Für-
stenmäntel, Adelsurkunden, Lehnsbriefe u. a. ältere
Dinge neigten sich zum Spotte der vergangenen Zeit
und ihren gegenwärtigen Freunde, in den Flammen
des Scheiterhaufens ihre Vernichtung erwartend, an
den Zweigen.

Gegen Mittag erschien der fast endlose Zug, ge-
bildet aus der Nationalgarde, den Linientruppen von
Paris, den Abgeordneten der Departements, dem Hofe,
der Nationalversammlung, dem Gemeinderath von
Paris, Amtscorporationen, der Bürgerschaft, Schulen
und verschiedenen Schmuckgruppen. Mit ihm wälzte
sich eine fast unermeßliche Menschenwoge auf das
Marsfeld, in welcher bald alles verschwand, was beim
geordneten Zuge als wesentlich zum Feste gehörig
hervorgeragt hatte.

Am stärksten waren die niedrigsten Stände des
Volks vertreten. In geschlossenen ungeheuren Mas-
sen zogen die unsaubern Leute durch die Menge.
Ihre Augen suchten den König. Im sichern Vor-
gefühl ihrer baldigen Herrschaft, drängte sie ihre
Seele, den König ihren Triumph empfinden zu las-
sen, und um den Balkon, auf welchem der nicht
minder verurtheilungs- als bedauernswürdige Monarch

sich befand, schallte fast ohne Unterbrechung der Ruf: „Es lebe Petion, Petion oder Tod!“

Grimmigeren Hohn hätte dem Könige nicht leicht etwas anderes bereiten können als dieser Ruf. Denn der Maire Petion war wegen seines Antheils am Aufruhr des 20. Juni vom Könige seines Amtes entsetzt, von der gesetzgebenden Versammlung dagegen dem Volke zu Gefallen wieder mit seiner Würde bekleidet worden.

In mehr als einem Falle bewies das Volk dem Könige die wider ihn gerichtete Stellung und die Gewißheit seines Triumphs. Man forderte von ihm, daß er den Scheiterhaufen anzünde, in welchem der Lehnsbaum aufgepflanzt war.

Der König weigerte sich dessen mit der Erklärung, daß ja kein Lehnswesen mehr vorhanden sei. Man begnügte sich damit, jene Forderung gewagt zu haben, und jauchzte in wilder Freude über die rothe Lohe, als sie, durch die Zweige des Baumes wallend, die Attribute der ehemaligen Privilegienherrschaft ergriff und vernichtete.

Während dessen entfernte sich der König vom Marsfelde. Die Truppen, durch welche er schritt, huldigten ihm mit einem Lebehoch, und einige Volkshaufen, befriedigt und gerührt durch die tiefe Beugung

des unglücklichen Monarchen, nahmen den Huldigungsruf der Truppen auf ihre Lippen.

Dadurch wurde der König zum letzten Male über sein schlimmes Verhältniß zum Volke getäuscht. Er faßte abermals den Glauben, das Volk liebe ihn und werde endlich seine Pläne gut heißen, oder ihm wenigstens Zeit lassen sie auszuführen.

Doch er täuschte sich. Seine Ergebung in die Forderung des Augenblicks hatte das Volk auch nur für einen Augenblick befriedigt. Zu bald trat ihm sein aristokratisches Bestreben wieder in die Gedanken, und er stand wie vor dem Bundesfeste wieder als Feind, als Verräther der Freiheit vor dem Volke.

16.

Die patriotischen Volksgesellschaften, vorzugsweise die der Jacobiner, hatten sich keinen Augenblick durch das demüthige Verhalten des Königs täuschen lassen. Ohne Unterbrechung hatten sie fortgearbeitet an der Beseitigung derjenigen Macht, welche dem Könige diente oder dienen zu können schien. Die gesetzgebende Nationalversammlung durch das Gericht der großen Volksmasse, die sie am Lenkseil führten, be-

herrschend, blieben ihre Mühen alle fruchtlos. Auch die Entfernung der königlichen Truppen aus Paris gehörte zu den Werken der patriotischen Gesellschaften.

Als die Linienregimenter zum Kriegsheere abgesendet waren, befand sich der König Ludwig ohne alle Schutzmacht. Seine Leibwache war eine Feder im Hauche der gewaltigen Volksmassen.

Dieses Umstandes ungeachtet, beharrte Ludwig auf dem Veto, welches er gegen verschiedene, dem Volke theuere Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung eingelegt hatte, und in der festen Ueberzeugung, daß die deutschen Kriegsheere sehr bald siegekrönt vor Paris erscheinen und ihn aus den Banden des tolldreisten Volkswillens befreien werden, verhinderte er auch jetzt noch mit demselben Eifer und derselben verrathenden Unvorsicht alles, was dem Vorwärtsschreiten des auswärtigen Feindes ein Hinderniß in den Weg hätte legen können.

Desto fester schlossen sich nun die patriotischen Volksgesellschaften. Ein förmlicher Bund fand unter denselben statt. Die tiefsten Schichten des Volks waren ihr Heer, ihre Hauptmacht; doch dienten ihnen auch die Nationalgarden, welche von dem edleren Bürgerthum gebildet waren, und die bewaffneten Mannschaften, welche für die Armee ausgewählt waren

und in der Kürze zu Paris ankommen mußten, waren ihnen bereits auf Tod und Leben versichert.

Die Absetzung des Königs, des allgemeinen Feindes, war die Losung. Die Deputirten der Gironde hatten dieses Losungswort gegeben. Jetzt erbebten diese edleren Freiheitskämpfer vor dem, was sie gethan, denn selbst der Blödsinnige sah es klar vor Augen, daß die Entsetzung des Königs, durch die Macht bewirkt, welche sich jetzt so sehr geltend machte, leicht einen Umsturz der Verfassung und eine Pöbelsdespotie zur Folge haben könne.

Mit höchstem Eifer organisirten sich die patriotischen Gesellschaften. Alles wurde vorbereitet zu einem großen Aufstande gegen den König, die von ihm beschützte eidverweigernde Priesterschaft und den unbeugsamen Adel, welcher sich thöricht, gleich wie ein umringter Krieger an eine stürzende Brustwehr, an den Hof lehnte.

Schon bildeten die Jacobiner aus Leuten ihrer Genossenschaft diejenigen Corporationen, welche nach vollbrachter Umwälzung die Verwaltungsämter besetzen und der Revolution die Bahn offen halten sollten, und errichteten einen sogenannten Centralausschuß, welcher die Umwälzung zu leiten hatte.

In diesem fand man zuerst den Generalvicar

Baugeois, Debessé von Drôme, den Professor Guillaume, den Redacteur Galissot; später den Bierbrauer Santerre, Fournier, Alexander (der Anführer der Nationalgardepikeniere der Vorstadt St. Marceau), Manuel, Camille Desmoulins und den furchtbaren Danton, einen Mann von maßloser Leidenschaft, Scharfblick und riesiger Gestalt, in diesen Eigenschaften der Gott der Menge.

17.

Als die Girondisten, welche in der gesetzgebenden Versammlung saßen, dieses furchtbare, dem Vaterland und der gewonnenen Volksfreiheit Vernichtung drohende Ungewitter heranziehen sahen, wendeten sie sich brieflich an den König, ihn beschwörend, sein Veto von gewissen Beschlüssen zurückzuziehen und dadurch dem Volke eine aufrichtige Gesinnung zu beweisen.

Umsonst war ihr Bemühen. Ludwig erwartete das deutsche Heer und mochte nichts mehr aufgeben, da er das Aufgegebene wieder gewinnen wollte.

Die Erbitterung des Volks gegen den Hof wurde erhöhet durch die Reibung einer königlichen Heerestruppe an einem von Marseille angelangten Haufen

von Nationalgardisten, und die Proclamation des Herzogs von Braunschweig, welche den Uebergang von funfzig und einigen tausend Preußen auf das französische Gebiet verkündete, unter furchtbaren Drohungen die Unterwerfung der Nation unter ihren König, als unbedingten Gewalthaber, forderte und die freundschaftliche Verbindung des Königs mit den fremden Fürsten außer Zweifel stellte: diese Proclamation war ein Sturmwind in den Berg von glühenden Kohlen.

Da brachen sich Rücksicht, Scheu und Ehrfurcht plötzlich aus ihren Fesseln. Verrath! hallte es von allen Lippen. Der Verrath war dargethan. Heere von Tausenden entstanden wie mit einem Zauberschlage in allen Winkeln des Reichs, um gegen den übermüthigen ausländischen Feind zu ziehen. Aber Hunderttausende richteten sich jetzt offen gegen den inländischen Feind. Verschiedene Reichsdepartements verweigerten die Steuerzahlung und zeigten, was sie erwarteten; die 48 Sectionen von Paris dagegen erfüllten die Erwartung der Departements und forderten die Absetzung des Königs.

Noch berieth die gesetzgebende Versammlung über diese Forderung, als der Syndicus Röderer anzeigte, daß der furchtbarste Aufruhr ausbrechen werde, wenn man zögere, des Königs Absetzung zu decretiren. Der

Maire Petion bestätigte die Wahrheit dieser Anzeige; aber die Versammlung der Volksvertreter, scheu vor den Folgen der Thronerledigung, welche sie nicht berechnen konnte, war unentschlossen.

Da rauscht — es war am Abend des 9. August — der Generalmarsch durch die Straßen der Vorstädte St. Marceau und St. Antoine, welche fast ausschließlich von Leuten der tiefsten Volksklasse bewohnt waren. Um den Brauer Santerre und den Amerikaner Fournier, als die Commandanten der Nationalgarde dieser Stadttheile, sammeln sich alsbald ungeheure Massen bewaffneter Männer, welche am Leben wenig zu verlieren haben und daher zu allem bereit sind.

Während dessen erklärt Danton der Nationalgarde aus den Provinzen den königlichen Verrath des Vaterlandes und entzündet die Wuth in den von Haß wider die alte Volksknechtschaft und Liebe zur jungen Volksfreiheit erfüllten Herzen.

Die Nacht bricht herein und macht alle Anstalten gedeihen. Ein Schuß giebt das Signal. Die Sturmglocken heulen, rufen die Bürger auf die Straßen und machen die Aufrührerschaar wachsen.

Während dieses ersten Tumults sind die Hauptleute der Bewegungspartei, die Männer, welche an

der Spitze der Pariser Stadtabtheilungen, der 48 Sectionen, gestanden haben, zum größten Theile bei einander und beschließen vor allem die städtischen Gewalten zu entfernen, über deren Verhalten keine Gewißheit vorhanden ist.

Sie eilen nach dem Stadthause, entlassen den Maire Petion seiner Verantwortlichkeit, indem sie ihn seiner amtlichen Thatkraft berauben, verhaften die Municipalitätsräthe, constituiren sich selbst als oberste Verwaltungs- und Aufsichtsbehörde der Stadt, und geben so gleichsam der furchtbaren Revolution eine gesetzliche Autorität zur Leiterin.

Bald hat sich das Getöse des beginnenden Aufruhrs durch ganz Paris verbreitet. Schrecken und Mittellosigkeit wirft im Schlosse alles durcheinander. Die königliche Leibwache ist schwach; sie besteht aus nur neunhundert Schweizern und einigen Linienbataillonen, welche beim Ausrücken der letzten Regimenter in Paris zurückgeblieben sind. Und diese sind nicht einmal gleich zur Stelle, und diese sind nicht einmal sämmtlich zuverlässig.

Zum Troste des Hofes befindet sich der Nationalgardecommandant Mandat, ein eben so treu dem Könige als der constitutionellen Verfassung ergebener braver Mann von militairischem Talent, im Schlosse.

Er läßt die Gensd'armen in den Hof rücken, das Bataillon der Filles-Saint Thomas und das der Petits-Pères sich anschließen, vertheilt die geringe Artillerie auf verschiedene Punkte, zieht die wenigen Nationalgardeabtheilungen, welche sich auf den Schlag der Allarmtrommel bei den Tuilerien versammelt haben, in die Höfe, stellt die Schweizer auf den Vorsälen und Treppen des Schlosses auf, und ordnet so trotz der Bestürzung mit Umsicht die Vertheidigungsanstalten.

Allein der Mangel an Vertheidigungsmitteln macht sich allenthalben bemerkbar, und die Aussicht auf das Ende des Kampfes mit einer ergrimmten Volksmenge von Hunderttausenden ist keineswegs tröstlich für den König.

Doch meint der Monarch eine überwiegende Macht zu haben in dem Maire Petion, welcher ihm in die Hand gerathen und den er als Geißel festhält.

Allein die gesetzgebende Nationalversammlung ist zusammengeeilt, um das Ihre zu Niederdrückung der schlimmsten Gefahr zu thun, und fordert jetzt Petion vor sich, um seine Autorität beim Volke gegen das Volk zu gebrauchen. Der König muß den Maire freilassen. Die Versammlung sendet ihn in die sturmbewegte Stadt. Da bemächtigt sich der neuconsti-

tuirte Gemeinderath feiner und macht ihn wirkungslos.

Durch Petion hat nun der revolutionaire Gemeinderath Kunde von den Anstalten in den Tuillerien erhalten. Es kommt ihm jetzt darauf an, sich des Commandanten Mandat zu bemächtigen. Er wird vorgeladen, erscheint, wird festgenommen und von der tollen Volksmasse vor dem Stadthause ermordet.

So hat der Hof seinen treuesten und wichtigsten Mann verloren. Santerre, der heftigste Feind des Hofes, erhielt sogleich vom Gemeinderathe das Commando der Nationalgardelegion Mandats. So gestalten sich die Verhältnisse immer mehr zum Nachtheil des Hofes.

Unterdessen hat sich rings her um die Tuillerien das bewaffnete Volk in unermeßlicher dichtgedrängter Masse versammelt. Eine große Menge von Nationalgarden befinden sich in denselben geordnet und wie zu einer regelmäßigen Belagerung aufgestellt. Eine ansehnliche Zahl von Kanonen ist von zwei Seiten her gegen das königliche Schloß aufgestellt. Ein fürchterliches Getöse und Geschrei erfüllt die Luft und vergrößert die Angst im Schlosse. Das königliche Veto ist der Gegenstand einer Verfluchung, welche

man allein aus dem Lärmen hervorhört und die fast allein dem fürchterlichen Concerte den Text liefert.

Minister, Kammerherren, Diener, Offiziere, Kammerdamen, Dienerinnen, alles hatte sich um den König geschaart. Selbst im Augenblicke der Todesgefahr verleugneten die speichelleckerischen Creaturen des Hofes ihre Natur nicht: sie standen mit blanken Klingen und gespannten Pistolen um den König und baten Gott im Herzen, daß er die Gefahr von ihnen abwende und ihnen irgend eine Hinterthür zeige.

Diese war nicht vorhanden, aber der König selbst, den sie beschützen wollten, dünkte sie ein gutes Mittel zu ihrer Erhaltung. Sie säumten nicht, ihn zu bereden, daß er sich dem Volke zeige und die Truppen mustere. Die Königin stimmte ein in diesen Rath. Der schwache Fürst befolgte ihn und begab sich, nachdem er seine Schweizer mit um Treue flehentlich bittender Miene begrüßt, aus dem Schlosse.

Da ging die Nachricht ein, daß der seit mehren Stunden mit Schmerzen zurückerwartete Commandant Mandat ermordet worden. Die Bestürzung bei Hofe war grenzenlos. Aber je größer die Gefahr, desto unabweisbarer schien das einzige Mittel, sie abzuweisen, nämlich das Erscheinen des Königs vor Volk und Truppen.

Ja der König allein schien dem Hofpersonal und den Ministern nicht einmal mehr zu genügen, und die, welche den König vorzüglich dringend zur Rundschau getrieben, wurden jetzt gedrängt, ihn auf diesem gefährlichen Wege zu begleiten.

So erschienen nun der König, die Königin, die Prinzessin Elisabeth und der kleine Dauphin mit einigen Offizieren im ersten Hofe vor den Truppen. „Es lebe der König!" brüllten die Soldaten hier.

Aber schon auf dem nächsten Posten zeigten die Truppen eine nicht so unzweideutige Gesinnung. Die beiden Damen zogen sich mit dem Knaben zurück. Der König schritt mit den Offizieren weiter.

Da ertönte bei der Linienartillerie und einem Bataillon Infanterie donnernd der Ruf: „es lebe die Nation!" und die Nationalgarden entsetzten den König noch mehr durch ein zehnfach wiederholtes Lebehoch für den Maire Petion.

Der König konnte nicht umkehren, wie gern er es auch gemocht hätte, da er alles nun für verloren hielt. Seinem Dafürhalten wurde von Schritt zu Schritte stärkere Bestätigung zu Theil. Die furchtbaren Nationalgardepikenierbataillone verließen ihren Posten und zogen dem Könige mit dem Geschrei nach

„Fort mit dem königlichen Veto! nieder mit dem Verräther der Freiheit und des Reichs!"

Die Artilleriemassen, welche gegen das Schloß gerichtet waren, wuchsen vor des Königs Augen zu ungeheuern Reihen an, und die meisten derjenigen Geschütze, welche bisher zu Vertheidigung der Tuillerien gegen das Volk aufgestellt gewesen, wendeten plötzlich ihre Schlünde nach der entgegengesetzten Seite.

Noch hätte der König den fürchterlichen Sturm von sich und das furchtbarste Unglück vom Reiche abwenden können, wenn er frei vor dem Volke sein Vetorecht aufgegeben und der gesetzgebenden Nationalversammlung entscheidende Gewalt zuerkannt hätte. Allein entweder fehlte ihm dazu die Besonnenheit, oder die Kraft, die angeborene fürstliche Herrschsucht zu überwinden. Alles kam ja jetzt darauf an, das Volk schnell zu befriedigen und dabei die Macht aus den Händen der wüthenden Jacobiner, welche sie usurpirt hatten, in die Hand der Nationalversammlung zurückzuführen.

Am Morgen des 10. August waren die Tuillerien von mehr als hunderttausend Bewaffneten umlagert, welche fast einstimmig die Thronentsetzung Ludwigs forderten. Die Königin, noch nicht nüchtern von ihrem lebenslangen aristokratischen Rausche, war ent-

schlossen, in der Vertheidigung des Schlosses und der königlichen Rechte zu sterben, und suchte den König zu gleicher Thorheit zu bewegen. Doch Ludwig folgte dem Rathe Röderers und begab sich unter Lebensgefahren, begleitet von seiner Familie, in die gesetzgebende Versammlung.

Kaum war der König hier angelangt, als der Kampf in den Tuillerien fürchterlich entbrannte. Nur einen Augenblick schien die Macht der Vertheidiger des Schlosses der Macht des stürmenden Volks gewachsen zu sein. Die Bataillone der Filles-Saint Thomas und der Petits-Pères wurden niedergemetzelt, andere gingen über, die Schweizer konnten nicht widerstehen und fielen bis auf den letzten Mann.

Während Fluthen von Kanonenkugeln gegen die Mauern des Schlosses schlagen, dringt das bewaffnete Volk hinein, ermordet nachsichtslos alles, was dem königlichen Hause in irgend einer Beziehung angehört, vernichtet alle prunkenden Kennzeichen der königlichen Würde, und entledigt sich des langverhaltenen Ingrimms durch Thaten, welche zum Theil Schauder und Abscheu erregen, aber zu dem Bilde des furchtbaren Volksgerichtes gehören, welches die Gewaltherren darum stets vor Augen haben mögen, weil es keine Gestalt der schwärmerischen Phantasie,

sondern ein Wesen der allaugenblicklichen Möglichkeit und Wirklichkeit enthält.

18.

Der König mit den Seinigen befand sich inmitten der Nationalversammlung und mußte mit anhören, was da verhandelt wurde und geschah. Deputation nach Deputation erschien vom siegreichen Volke gesendet und forderte die Absetzung des Königs. Die zahllose Menge war vor dem Hause versammelt und gab der Forderung ihrer Deputation durch furchtbaren Tumult Nachdruck. Bald sah die Nationalversammlung, daß sie selbst das Schlimmste zu befürchten habe.

Da bestieg der Girondist Vergniaud die Rednerbühne und legte den Grund zu einer neuen Periode der großen Revolution, indem er die Forderung des Volks für gerecht erklärte und die Versammlung zur Amtsentbindung des Königs, zur Errichtung eines Nationalconvents, zur Rückberufung der freisinnigen volksbeliebten Minister, welche Ludwig früher entlassen hatte, und zur Giltigerklärung der durch das königliche Veto unterdrückten Beschlüsse bewog.

In letztern beiden Gegenständen hatte sich die

ungeheuere Schuld des Königs erzeugt. Warum hatte er jene Minister, jene gefeierten, trefflichen Männer vertrieben, in deren Hand er ganz Frankreich als sein Eigenthum finden konnte? Ist die aristokratische Sucht der Herrscher so sinnbetäubend, daß sie die ungeheuersten Gefahren der Erwägung nicht werth halten läßt, oder so maßlos stolz, daß es ihr unmöglich ist, eine Volkstugend für möglich und gebieterisch zu halten? Warum hatte sich der König so fast wahnsinnig hartnäckig gegen jene Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung gesträubt? Hätte ihm die Annahme derselben einen Finger von der Hand, oder nur die kleinste Perle aus seiner Krone geraubt?

Fürwahr, ist die aristokratische Sucht der Herrscher so wüthig und dahinreißend, als sie sich hier an dem König und (vielleicht noch mehr) der Königin von Frankreich zeigt, so kann man jetzt, bei Beginn der großen Geschichtsperiode, welche die Völker erwachen und sich erkennen läßt, dem Herrscherthum dreist seinen Untergang prophezeien. Und wohl! ist es den Herrschern unmöglich, in dem Volke, mit dem Volke und für dasselbe, dagegen nur möglich, für sich zu leben und zu streben, so mögen sie lieber nicht sein! Können sie sich nicht von dem Glauben, daß die Völker ihnen gehören, an den Glauben hingeben,

daß sie den Völkern gehören, so mögen sie erfahren; daß ihre aristokratische Thorheit sie an das vernichtende Geschick verräth, welches mit dem Strome der Welt schwimmt und alles grimmig packt, was demselben entgegen geht.

Zu beklagen aber bleibt es, daß die ungeheuern Fluthen Blutes, welche ihr thörichtes Streben gegen den Lauf der Geschichte veranlaßt, durch ihr Schicksal nimmer aufgesogen und aufgewogen werden können.

19.

Sobald der König außer Thätigkeit gesetzt worden, geschah von Seiten der Nationalversammlung alles, was der Wunsch des Volkes gefordert hatte. Alle Anstalten wurden getroffen, den Krieg gegen das feindselige Ausland mit der größten Kraft zu führen, und für die Ausführung der vom königlichen Veto bisher unterdrückt gewesenen Decrete bürgte die Wiedereinsetzung Rolands, Servans und Clavières in das Ministerium, in welches ferner die gewaltigen Revolutionsmänner Danton und Monge traten.

Es schien, als ob sich nun der neue Volkszustand fugen und befestigen wolle. Allein schon war die

Revolution aus dem natürlichen Verhältniß gerückt und konnte auf dem Punkte nicht still stehen, wo sie sich befand. Das Volk mit seinen tiefsten Schichten hatte gesiegt. Die Führer desselben, nicht Leute, welche das Edle verfolgten und das Heilige ehrten, sondern selbstsüchtige Abentheurer, denen Verwirrung lieber war als Ordnung, waren zur Macht gelangt. Und diese suchten sie im Staatswesen anzuwenden. Dadurch natürlich wurden diejenigen Staatsgewalten, von denen jetzt Heil erwartet wurde, wirkungslos und in ihrem Bestehen bedroht.

Die hervorragendsten dieser Männer waren Marat und Robespierre. Schon im Klubb der Jacobiner hatten sie in der letzten Zeit große Rollen gespielt. Jetzt standen sie an der Spitze der Municipalität von Paris; denn die Jacobiner hatten die alten Municipalitätscorporationen aufgelöst und eine neue aus ihren bedeutendsten Wortführern gebildet.

Der Leidenschaft des Volkes huldigend, im Besitze der Gewalt des Volkes, wurde es diesen Leuten leicht, die Nationalversammlung zu allem zu nöthigen, was ihre Selbstsucht wünschenswerth fand.

Das erste wichtige Werk, welches sie ausführten, war die Bildung eines Aufsichtsausschusses. An die Spitze desselben stellte sich Marat, ein Mensch, wel-

cher unter die [illegible] zu zählen ist, der sich aber selbst unter die Republikaner zählte.

Mit einer fürchterlichen Wuth begann der Aufsichtsausschuß seinen schrecklichen Dienst. Alle Vorschriften des Gesetzes höhnend, drang er bei Tag und Nacht in die Wohnungen der Menschen und schleifte Tausende in die Kerker, welche ihm von seinen Spionen als Anhänger oder Freunde des Hofes bezeichnet waren. Adel und Priesterschaft empfand am furchtbarsten die Herrschaft dieser neuen Behörde, welche viel weniger Gericht über die Personen als den Stand derselben zu halten schien.

Als die Gefängnisse angefüllt waren, schien es dem Aufsichtsausschuß, daß es nöthig sei, eine Gerichtscorporation zu bilden, welche zu verurtheilen das Recht habe. Die Nationalversammlung hatte, wie schon gesagt, nicht die Macht, zu verneinen, was jene furchtbaren Gewaltmänner bejaheten, und so entstand unter Robespierres Anordnung ein Gerichtshof, welcher über Freiheit, Leben und Tod zu verfügen hatte.

Daß dieser Gerichtshof ein fürchterlicher sein sollte, welcher die Worte Rücksicht und Gnade, ja selbst nur die Worte Erwägung und Gerechtigkeit nicht kennen durfte, das sprach Robespierre vor der gesetzgebenden Versammlung laut genug aus.

Die Versammlung besaß die Gewalt nicht, den wüthenden Bestrebungen der nichtswürdigen Volksverführer zu widerstehen. Der Gerichtshof wurde gebildet, und mit tiefem Schmerz sahen die edlen, freisinnigen Männer der Gironde, wie die heilige Volksfreiheit, für die sie so redlichen, reinen Sinnes gestrebt, durch das eigensüchtige Widerstreben des gekrönten Herren und seiner dünkelhaften Anhänger in die Gewalt des schlechtesten Theils der Volksgesellschaft, in die Hand der Nichtswürdigkeit und Rohheit, verrathen worden war. Dieses fürchterliche Unglück hatte der Fürst zu verantworten. Nur er, nicht seine Rathgeber waren verantwortlich dafür.

Auf diesem Punkte, Ihr deutschen Fürsten des Jahres 1848, weile lange Euer Gedanke!

Die neue Behörde wurde der „Gerichtshof vom 17. August" genannt und bestand aus so viel Mitgliedern, als Paris Sectionen besaß, denn jede Section gab einen Mann zur Bildung derselben.

Dieser Strafgerichtshof war der zweite Stein in dem Gebäude des Schreckensstaates, welcher mit dem Aufsichtsausschusse des Municipalgerichtes zu entstehen begonnen. Jener hatte vernichten zu lassen, was dieser der Freiheit beraubte, und nichts blieb frei, was je dem Hofe angehangen, ja was nur der constitu-

tionellen Monarchie irgendwann Sympathie bewiesen, ja was nur diese neueste scheußlichste Staatswirthschaft zu tadeln gewagt.

Durch ganz Frankreich wurde das Unternehmen des Pariser Volks vom 10. August als ein gerechtes anerkannt; vielleicht weniger darum, weil es gefährlich ist, einen Sieger zu verurtheilen, als weil der Grimm gegen den König — welcher sich jetzt unter Bewachung des Aufsichtsausschusses und der Nationalgarde mit seiner Familie in dem Thurme einer alten Abtei, der Tempel genannt, gefangen befand — also als vielmehr darum, weil der Grimm gegen den freiheitsfeindlichen König dem ganzen Frankreich nur zu wohlbegründet und gerecht erschien.

Der König und alle, die mit ihm in den Tagen nach jenem großen Aufstande durch den Aufsichtsausschuß verhaftet worden, wurden einer Verschwörung gegen die Freiheit der Nation bezichtigt, als Verräther des Vaterlandes bezeichnet und als solche fast allgemein anerkannt. Die Begünstigung des deutschen Heeres, welche unmöglich weggeleugnet werden konnte, war Beweis und Bestätigung.

Von nun an wichen alle Zeichen des Königthums. Das Wörtchen Constitution wurde verurtheilt durch die Losung der neuen herrschenden Gewalt „Freiheit

und Gleichheit." Diese Losung enthielt die vollständigste Proclamation der Republik, aber die Deutung, welche den beiden Worten von dem rohen Haufen und den niederträchtigen Menschen gegeben wurde, welche ihn anführten, ließ nur eine Aussicht auf Willkürherrschaft der niedrigsten Volksschicht, auf Pöbeldespotie.

Die Behörden und das Heer mußten nun ihren der Constitution und dem König geleisteten Schwur auf die „Freiheit und Gleichheit" übertragen. Tausende von Bürgern, Beamteten und Offizieren, welche begriffen, einen wie fürchterlichen Zustand das Prinzip der Freiheit und Gleichheit, zur Herrschaft erhoben vom schlechtesten Theile der Gesellschaft, bei der gänzlichen Gesetzlosigkeit des Augenblicks über das Reich bringen müsse, eilten die Grenzen des verrathenen Vaterlandes zu überschreiten. Und gewiß auch diese, wie gute Patrioten auch sonst, wurden in ihrer Seele jetzt — jedoch in andrer Weise — Verräther des Vaterlandes, indem sie nämlich dem Heere der deutschen Fürsten Glück wünschten.

Und in der That schien nur diese von Außen kommende Macht vermögend zu sein, das letzte Gesetz und die auf ihm beruhende wahre, wenigstens bessere Freiheit wieder herzustellen.

Sobald der König von Preußen und Kaiser von Oesterreich die Kunde von der Gefangensetzung des Königs Ludwig und seiner Familie erhalten, gaben sie an ihre Armeen den Befehl, in Frankreich einzurücken und auf dem kürzesten und sichersten Wege ohne Weile gegen Paris vorzudringen.

Das französische Heer enthielt nur 120,000 Mann und war zum Theil durch Spaltung des politischen Glaubens, zum Theil durch Wankelmuth oder Abwesenheit seiner Führer gelähmt. So wurde es den preußischen Truppen leicht, die französische Festung Longwy zu bestürmen und zu nehmen.

Das Glück des Feindes erregte zu Paris Schrecken, der sich rasch in fürchterlichen Grimm gegen die in den Kerkern der Stadt befindliche Hofpartei verwandelte. Die herrschenden Häupter des letzten Aufstandes fürchteten, die Frucht ihrer Bestrebungen zu verlieren, und dachten jetzt schon auf einen Ersatz, der, ihren niedrigen Naturen zu entsprechen, nur ein blutiger sein konnte.

Doch nahmen für die ersten Tage die Anstalten zur Abwehr des heranziehenden Feindes die Sinne und Kräfte so in Anspruch, daß eine Ausführung der schwarzen, blutdürstigen Pläne Dantons und Robespierres unmöglich war.

Aber selbst jene Anstalten halfen diese Pläne zur Ausführung bringen. Paris sollte schleunigst aus seiner Bürgerschaft ein 30,000 Mann starkes Kriegsheer herstellen und unter seinen Ringmauern ein Vertheidigungslager bauen. Wohl führte die Begeisterung für die neue Freiheit Tausende zu Spaten und Pike, allein die Feigheit oder der Widerwille gegen den neuen gefährlichen Stand der Verhältnisse hielt viele der conscribirten Bürger zurück.

Diese glaubte Danton für Königlichgesinnte, d. h. Verräther der Freiheit und des Reiches halten zu müssen, und in der Furcht vor einem reactionären Aufstande, der ihn nicht bloß um die Frucht seiner angestrengten Arbeit, sondern selbst um das Leben bringen konnte, entwarf er einen furchtbaren Plan zur Beseitigung dieser Zweideutigen. Spuren des Vorhandenseins eines geheimen zur Hofpartei gehörenden Vereins, welcher in Verbindung mit den deutschen Cabinetten stand, hießen ihm seinen Plan erweitern und die Ausführung desselben beschleunigen.

Das Municipalgericht war, wie alle andern Behörden, dem furchtbaren Jacobiner diensteifert, und so erschien von demselben folgende Verordnung:

„Vom 29. August an bleiben die Thore der Stadt 48 Stunden lang geschlossen, und niemandem

wird gestattet, sie nach Außen gehend zu passiren. Der Strom wird durch bemannte Kähne gesperrt, damit sich auch auf diesem Wege niemand der Untersuchung entziehen könne. Die benachbarten Gemeinden sind befehligt, jeden fest zu nehmen, den sie in ihren Fluren treffen. Es werden Haussuchungen gehalten und durch Trommelschlag angekündigt werden. Auf dieses Zeichen hat sich jeder in seine Wohnung zu verfügen, der nicht verdächtig erscheinen will. Darum sollen innerhalb dieser 48 Stunden keine Versammlungen gehalten werden. Abgeordnete des Municipalgerichts werden die Haussuchungen halten und haben allen nicht zum Heer oder der Nationalgarde gehörenden Personen die Waffen wegzunehmen, und alle Individuen, welche volksfeindliche Adressen unterzeichnet haben, welche sich der Stellung und der Arbeit am Vertheidigungslager entzogen, alle Priester, welche den Eid verweigert, so wie diejenigen, welche bereits als Uebelwollende angezeigt worden u. a. m. zu verhaften. Nach 10 Uhr Abends darf kein Fuhrwerk mehr auf den Straßen gehen und die Stadt muß erleuchtet sein."

Die Haussuchungen fanden statt, und ihr Resultat war ein Haufen von 15,000 Gefangenen, die zum

bei weitem größten Theile dem Adel und Priesterstande angehörten.

20.

So hatten sich die über Frankreich und besonders Paris herrschenden Häuptlinge der Volkspartei nun derer versichert, von welchen sie Schlimmes fürchten zu müssen geglaubt.

Da aber langte die Kunde an, daß auch die Festung Verdun in die Hand des feindlichen Heeres gefallen sei und dieses in Eilmärschen gegen Paris anrücke.

Dantons Furcht vor der Reactionspartei, obschon sie sich in den Kerkern befand, wurde größer. Nicht fürchtete der kühne Mensch den Kampf mit dem feindlichen Heere, wohl aber das, was der gefangene Hof und seine Genossenschaft im Rücken der Freiheitsvertheidiger für den Ausschlag des Kampfes thun konnten. Der Beschluß, sich dieser innern Feinde gänzlich zu entledigen, war in dem furchtbaren Demagogen rasch gefaßt.

Er erschien in der gesetzgebenden Versammlung und bewies in einer Schauder und Entsetzen verbrei-

tenden Rede, daß der Gerichtshof vom 17. August, gelähmt durch das von ihm angenommene alte schleppende Gerichtsverfahren, aber auch an sich zu schwach für die vorliegende ungeheure Arbeit, der Forderung des Augenblicks nicht entsprechen könne, gleichwohl aber die hochverrätherische Partei des Hofes, bevor der Feind vor Paris erscheine, wirklich vernichtet werden müsse, wenn Paris siegreich vertheidigt und Frankreich gerettet werden solle.

Danach entwarf der gewaltige Danton mit den Häuptern des Municipalgerichts, Robespierre, Marat, Panis, Sergent u. a., seinen Plan und gab den angesehensten Häuptlingen der bewaffneten Volkspartei die angemessenen Befehle. Jenem Maillard, welcher im October 1789 an der Spitze der wüthenden Weiber von Paris den König in Versailles attaquirt hatte, war die bedeutendste Rolle zugetheilt.

Günstige Nachrichten allein waren es, wodurch die in den Kerkern Befindlichen von dem Henkersschwerte des neuen freien Frankreich befreit werden konnten. Doch es schien, als ob selbst der Sternenlenker die Feigen und Freunde des Herrscherthums verurtheilt habe. Statt der Siegesberichte ging eben die Kunde ein, daß auch die Festung Verdun in die Hände

der Feinde gefallen sei und Paris dieselben in kurzer Zeit vor seinen Thoren erwarten dürfe.

Entsetzen vor der Wiederherstellung des alten Königthums bemächtigte sich der Freunde der Freiheit, Wuth gegen das Geschick, welches ihnen die Frucht ihres Strebens zu entreißen drohete, ergriff die herrschenden Häupter der Volkspartei, Grimm aber gegen den gefangenen König und seine Freunde, denen man das Glück des Feindes zur Schuld legte, erfüllte alles, was nicht in den Gefängnissen saß.

Wie ein Geist war der furchtbare Danton jetzt allenthalben, und während er hier für den nächsten Tag, den 2. September, durch Alarmtrommel, Sturmgeläut und Lärmkanonen die wehrfähigen Nationalgarden und Bürger zur Vertheidigung von Paris auf dem Marsfeld zu versammeln anordnet, giebt er dort den Befehl, den Gefangenen, welche er unter allen Feinden für die gefährlichsten hält, Messer und alle scharfen Gegenstände wegzunehmen, ihnen das nächste Mittagsmahl zwei Stunden früher als gewöhnlich zu reichen, und alles für die rascheste Vernichtung derselben vorzubereiten.

Dabei aber leitete er seinen Plan so, daß die blutige That, welche der nächste Tag bringen sollte, nicht so seiner Ueberlegung, als der Wuth des Volkes zu-

geschrieben werden konnte. Mit dem Funken von Gerechtigkeitsgefühl, welcher in ihm wohnte, dachte aber der furchtbare Mann auch darauf, die That des Volks zu rechtfertigen, und that das, indem er in den Gefängnissen das Gespinst einer furchtbaren Verschwörung gegen das herrschende Princip aufgefunden zu haben vorgab.

21.

Eine grauenvolle lautlose Ahnung lag auf Paris. Mit bangklopfendem Herzen erwartete die ganze Einwohnerschaft den neuen Tag. Er brach an; es war der 2. September des Jahres 1792. Die Straßen waren leer von demjenigen Volke, welches man gewöhnlich in ihnen sah. Nur Mitglieder der Behörden und politischen Volksgesellschaften, Nationalgardisten und kleine Haufen bewaffneten Pöbels ließen sich auf denselben sehen.

Solche vorzugsweise sammelten sich an den Thoren, Brücken und vor den Häusern, in welchen sich die Gefangenen befanden.

Der Mittag nahet. Angstbeklommen hatte man ihm entgegen gelebt. Der Mittag geht ohne ein auffallendes Ereigniß vorüber, und schon wird das

Herz leicht und beginnt zu glauben, daß dieser Tag nicht einem furchtbaren Schauspiele gewidmet werden solle.

Da beginnt es plötzlich — es ist am Nachmittag gegen 2 Uhr — zu rasseln. Die Trommeln schlagen Generalmarsch, die Sturmglocken heulen und die Lärmkanonen lassen ihren fürchterlich bedeutungsvollen Donner über die bange Stadt dahinrollen. Niemand außer den Tageshelden wagt ein Fenster zu öffnen, kein Bürger, welcher nicht in die Masse der dreisten herrschenden Volkspartei gehört, wagt es, sein Haus oder seine Wohnung zu verlassen. Ueber jedem schwebt drohend ein geheimnißvoll schreckliches Schicksal. Wer trägt das Herz an der Stirn? Und welcher ergrimmte Tiger blickt seinem Bruder forschend ins Auge, wenn derselbe ihm nicht beim Morden helfend zur Seite ist? Für Niemand in Paris außer den Acteuren des schrecklichen Schauspiels war an diesem Tage Sicherheit, auch nicht für den, welcher der Tendenz dieses Schauspiels Beifall zu steuern fähig war.

Eine Weile war die Stadt der Schauplatz eines wilden Gewühls von Bewaffneten, dem sich weder der Beweggrund noch der Zweck absehen ließ. Endlich sonderten sich die Massen. Die Nationalgarden

zogen bataillonweise nach dem Marsfelde; die bewaffneten Pöbelhaufen wälzten sich mit stürmischer Hast vor die Häuser, in welchen die Gefangenen sich befanden, und wurden dort zu Massen, die sich kaum übersehen ließen.

Es galt dem Tiger einen Tropfen Blutes kosten zu lassen. Was an jedem andern Tage geschehen konnte, veranstaltete Danton mit seiner teuflischen Klugheit jetzt. Vierundzwanzig Geistliche von denen, welche den Eid verweigert, mußten aus den Gefängnissen des Stadthauses in die Abtei übergeführt werden. Die Pöbelsoldaten aus Bretagne und Marseille, Bestien wie die, welche jetzt vor den Gefangenenhäusern ungeduldig das Mordfest erwarteten, welches sie ahnten, waren zur Bedeckung der Gefangenen aufgestellt.

Kaum waren diese in die Menge gelangt, als die Bedeckung sie verließ. Die Bande Maillards umringt sie unter gräßlichem Rachegeschrei, und alsbald liegen die feisten Pfaffen zerrissen und zerhauen als rohe scheußliche Fleischklumpen am Erdboden.

„Zu den Karmelitern!" ruft eine Stimme, welche einem Vertrauten Dantons angehört.

Da stürzt sich die durch ihre Blutarbeit noch blutdürstiger gewordene Menge der entmenschten Rä-

cher in das Karmeliterkloster, welches einige Hundert eben solcher aristokratischer Priester, die dem Staate den vom neuen Gesetz vorgeschriebenen Eid verweigern, bewahrt. Die hartnäckigen Pfaffen, darunter viele aus den ersten Klassen, werden unter gräßlichem Triumphgeschrei aus den Zellen geschleppt. Die fürchterliche Metzelei beginnt, und endet desto schneller, je mehr der Henkershände.

Mit dem tausendstimmigen Rufe: „Freiheit und Gleichheit!" wälzt sich nun die blutige Menschenwoge nach der Abtei zurück. Die Thüren werden gesprengt, die Gefängnisse geöffnet und, trunken von dem Wein, den der Ausschuß der hier befindlichen Stadtsection gereicht, beginnen die Henker mit neuer Lust ihre schreckliche Arbeit.

Doch kaum sind einige Opfer des freien Volksgerichtes gefallen, da erhebt sich aus der Menge ein Mann und erinnert daran, daß der Mensch selbst bei der furchtbarsten Rache der Gerechtigkeit ihr Recht lassen müsse, wenn er sich nicht noch unter das elende vernunftlose Thier stellen wolle.

„Wohl handelt Ihr gerecht," sagte er, „daß Ihr über die Aristokraten, welche die Freiheit des Volks und uns, indem wir uns gegen den fremden Feind in den Kampf stellen, an eben diesen Feind zu ver-

rathen bestrebt sind, daß ihr über diese dieses furchtbare Blutgericht verhängt. Allein unter denen, die wir jetzt so unbesehen als solche todeswürdige Aristokraten unter unsere Säbel ziehen, dürften sich doch vielleicht einige Unschuldige, Freunde der Nation, befinden."

Das war ein Funke Edelsinns. Und er rief plötzlich aus den Herzen, die Hyänen anzugehören schienen, eine bessere Natur, menschliches Gefühl, hervor. Eine Art von Prüfungsgericht wurde hergestellt. Aber es trat Maillard, der blutigste der Henker, als Präsident an die Spitze desselben, und von ihm war wenig Rücksicht zu erwarten.

Demungeachtet wurden die Verhaftungsacten jetzt den Hinrichtungen zu Grunde gelegt. Somit hörte nun die wilde Metzelei auf, aber nicht das Blutvergießen, und schrecklicher erschien dies in dem systematischen, geregelten Laufe, den die Handlung nun gewann.

Unter den Verurtheilten und Hingerichteten befanden sich auch zwei Personen vom Hofe, nämlich der Minister Montmorin und der Kammerdiener des Königs, Thiery.

Fast noch blutiger ging es bei andern Kerkerhäusern her. Nicht Hunderte, sondern Tausende wurden

ermordet. Nirgends war Danton, der Stifter dieses großen Blutfestes, zu sehen, und doch befand er sich allenthalben. An seinem Finger bewegte sich folgend das ganze scheußliche Chaos der grausenvollen Ereignisse. Er war der Mörder der vielen Tausende, doch war er auch der Befreier Einzelner, welche ihm nicht zu den Aristokraten, den Verräthern, zu gehören schienen. Man erkannte es, daß der furchtbare Mensch nicht im Uebermuth seiner Gewalt und aus Lust der Grausamkeit mordete, sondern weil er meinte, daß die Freiheit des Volkes es erfordere.

Erst am Abend des 5. September ging dieser entsetzliche Act der französischen Revolution zu Ende. Fast alle Gefängnisse waren leer. Zehntausend Menschen waren vernichtet worden. Frankreich war von seinen innern Feinden bis auf einige befreit und konnte sich, nach Dantons Meinung, nun vertrauensvoll gegen die äußern Feinde wenden.

„Bis auf einige," sagte ich. Der König nämlich mit seiner Familie war nicht in die Reihe der Schlachtopfer aufgenommen worden. Nachdem die Prinzessin von Lamballe das blutige Geschick erfahren, zog zwar der Henkerhaufen mit dem zerfetzten nackten weiblichen Körper nach dem Tempel, um nun die scheußliche Execution an dem König Ludwig und den Sei-

nigen zu vollziehen. Da aber findet derselbe ein dreifarbiges Band um das Gebäude gespannt, und vor diesem durch die heiligen Nationalfarben geweiheten flatternden Cordon weicht scheu der Haufen zurück.

Noch also war das Haupt der freiheitsfeindlichen Partei vorhanden. Ja der König und die Königin hatten es sehen müssen, welch' ein Unglück ihre aristokratische Sucht über das edle Volk gebracht. Sie hatten nicht bloß die Blutströme, welche die Straßen von Paris und die Schlachtfelder aufgesaugt, sondern auch des Volkes schauderhafte Entsittigung zu verantworten.

22.

Paris hatte gefürchtet, die deutschen Heere sehr bald vor seinen Thoren zu sehen. Doch das Gefürchtete geschah nicht. Die Operationen des General Dumouriez hatten den Feind aufgehalten, und am 20. September veranlaßte die vom französischen General Kellermann geleitete Kanonade bei Valmy denselben zum Rückzuge nach dem Rhein.

Desto gesicherter sahen sich jetzt die Häupter der Volkspartei in der Macht, welche sie durch den blu-

tigen fürchterlichen Aufstand gewonnen. Alles beugte sich vor ihnen huldigend, was nicht in ihr Gefolge trat; keine Behörde wagte es, den Usurpatoren mit der Macht des Gesetzes vernichtend entgegenzutreten oder sie zu entwaffnen.

Desto mehr waren diese Usurpatoren beeifert, alles zu vernichten, was das Recht hatte ihnen entgegen zu treten, und alles in ihre Hand zu ziehen, was der noch vorhandene Schatten der frühern Gewalten derselben vorenthielt.

Fast alle Verwaltungsämter von Paris waren durch den Klubb der Jacobiner mit Revolutionsmännern der neuesten Epoche besetzt worden. Als amtlichen Beherrschern von Paris war es denen leicht, die Gewalt über ganz Frankreich zu gewinnen, indem sie die schon früher begründete Verbindung mit den Municipalitäten und den Parteien der Provinzen stärkten und verengten.

Jetzt war ihnen kaum mehr nöthig, als die gesetzgebende Versammlung zu beseitigen oder die Herrschaft über dieselbe zu gewinnen. Das Erste konnte nicht unbedingt geschehen: so mußte das Zweite durch das bedingte Erste erreicht werden.

Die gesetzgebende Versammlung wurde also aufgehoben und durch Wahlen, welche die Usurpatoren

und ihre Partei fast ausschließlich durch ganz Frankreich leiteten, ein Nationalconvent gebildet, in welchem natürlich die Jacobiner und die mit ihnen verbrüderten Parteien den bei weitem überwiegenden Theil ausmachten und Männer wie Danton, Robespierre, Marat und andere Platz nahmen, denen man früher nur in Gesellschaften der schlechtesten und tollsten Tendenz und zuletzt unter den blutigen Henkern von Paris begegnet war.

Den schwächern Theil des Convents bildeten die Girondisten, welche ihrer bisher unausgesetzt bewiesenen Freiheitsliebe die neue Wahl verdankten. Und gewiß verdienten sie im Senate einer Republik zu sitzen. Sie allein waren Republikaner, wahre Republikaner; nicht jene blutwüthigen Hyänen und schwindlerischen Tollköpfe, welche die Republik proclamirten und errichteten, um die Freiheit des Volks zu verrathen und vernichten.

Aber die Girondisten, welche Frankreich eine wahre republikanische Verfassung zu geben Kraft und Willen hatten, waren im Convent zu schwach gegen jene, welche dem Reiche nur den Titel Republik und ihm unter diesem Gesetzlosigkeit und Willkürherrschaft zu geben sich bemüheten.

Zudem verhinderten sie selbst ihre Verstärkung,

indem sie ihre Grundsätze nicht den durch die neue Epoche gänzlich veränderten Verhältnissen anzupassen suchten oder verstanden. Ihr Widerwille gegen die Pöbelherrschaft und ihr Abscheu vor den blutigen Henkern, mit welchen sie die Berathungen zu theilen hatten, gab natürlich schon am ersten Tage das Signal zum Kampfe. Und dieser konnte unter den angegebenen Umständen natürlich nur mit dem blutigen Falle der Girondisten enden, welchen diese bald genug zu erleiden hatten.

Am 21. September constituirte sich der Nationalconvent. Kaum war die erste Sitzung eröffnet, da trat der Schauspieler Collot d'Herbois auf und forderte, daß der Convent das Königthum für abgeschafft und Frankreich für eine Republik erkläre.

Fast allseitiger Beifall überhob diesen Antrag einer langen Discussion. Niemand war vorhanden, welcher im Interesse des Königs ein Wort hätte sprechen mögen. Nicht einmal auf der Rechten, welche jetzt die Girondisten inne hatten, erklang den Rechten der Krone eine Stimme. Und wie hätte es geschehen können? Zu groß, zu scheußlich, zu unleugbar war das Verbrechen des Hofes zu Tage getreten.

Eine wie gefährliche Republik die neue französische war, das zeigte sich gleich in den ersten Sitzungen

des Convents, in welchen das Aeußerliche der Republik für das Innere derselben genommen und berathen wurde und die unreine und unreife Gesinnung der Stifter dieser Republik sich in den widerlichsten Reden verkündete.

Das Wort Republik, könnte man sagen, war es, was alles für die Republik hinriß; der Begriff der Republik nicht. Auch würde ein denkender Mann Frankreich jetzt weniger als je eine republikanische Verfassung gewünscht haben. Denn wo waren denn die Elemente, welche die Republik nöthig hat? In dem ganzen unglücklichen verrathenen Volke befand sich auch nicht ein einziges, wenigstens kein einziges rein und gesund.

Daher kam es, daß an eine wahre Einrichtung und Befestigung der gewonnenen Republik gar nicht gedacht wurde. Die Herrschsucht begann in allen Ecken des Convents gewappnet empor zu steigen. Was den Parteien früher ein Mittel gewesen war und sie nicht gehindert hatte, im Kampfe gegen die Aristokratie verbündet zu sein, das wurde jetzt ihr Zweck und trennte sie. Jede suchte ihre Ansicht vom Staatswesen auf die Wirklichkeit zu schlagen. Die Verschiedenheit der Meinungen, wie auch diese im Zwecke übereinstimmten, war, da die Herrschsucht, diese

unrepublikanischste Leidenschaft, auf allen Seiten in feuriger Bewegung war, Grund genug zum bittersten Kampfe.

Die Girondisten griffen auf das Heftigste den schleicherischen Robespierre, den blutgierigen Marat und alle jene Männer aus dem Henkerhaufen vom zweiten September an, welche die Republik gestiftet hatten. Das Volk war unentschieden. Es wußte nicht, ob es denen, die Henker waren, aber die Republik gestiftet hatten, oder denen Recht geben sollte, welche sich stets als wahre Republikaner bewiesen hatten, aber jetzt die Stifter der Republik angriffen. Noch war die Entsittigung nicht vollendet, noch wurde es dem Gefühle schwer, sich in der Wahl zwischen dem Schlechten und Edlen für das Erste zu entscheiden.

Demungeachtet erlitt jene verächtliche Partei keine Niederlage. Lügen, Verleumdungen und Ränke vergoldeten die Koth- und Blutflecken, die an ihr hafteten, und wendeten die Anklage gegen die Ankläger so, als ob diese danach strebten, die kaum erschaffene Republik und mit ihr des Volkes Freiheit zu stürzen.

Doch wie Robespierres und Marats Partei durch Lüge und Verleumdung sich gerettet, so retteten sich die Girondisten durch den Beweis, daß sie nie nach

einer Zerspaltung des Reiches gestrebt, und die Decretirung, daß Frankreich „eine untheilbare Republik“ sei, gebot für einen Augenblick diesen Kampf ruhen zu lassen.

Allein der Mangel an republikanischer Tugend gestattete nicht, an den Aufbau des Gebäudes zu denken, und die Herrschsucht war bestrebt, dem rohen Baumaterial Feuer unterzuwerfen. Man wollte kämpfen, nicht fried- und gemeinsam schaffen, man wollte vernichten, nicht hervorbringen.

Und da nun die Parteien jetzt nicht gegen einander kämpfen konnten, so suchten sie einen Dritten zum Feinde. Er war leicht gefunden, denn er befand sich nicht fern. In dem Tempel saß er; der König war der Feind, dessen die Parteien des Convents bedurften, um ihr Bedürfniß zu befriedigen. Und doppelt war er ihr Feind, da er nach seiner Geburt und seinem früheren Verhältniß unmöglich der Republik angehören konnte.

Aber auch der Parteihaß warf sein Pfund in die Wagschale. Die Pöbelpartei, welche die amphitheatralischen Sitze (den Berg) des Saales inne hatte, glaubte, daß die auf der Rechten befindliche Partei des edleren Bürgerthums, die Girondisten, ihr Interesse an die Erhaltung des Königs geknüpft habe

und wenigstens in demselben, und zwar durch sein bloßes Vorhandensein, eine mächtige Stütze besitze. Aber es galt ihr, ihre Feinde, die Verdammer der Zügellosigkeit, die Girondisten, zu stürzen, und dazu war es nöthig, ihre Stütze zu vernichten.

Eins mit den Jacobinern, indem sie selbst Jacobiner waren, wurde es den Führern der Bergpartei leicht, das niedere Volk für ihren Plan zu verwenden. Bald wurde in Paris von nichts anderem als den Verbrechen des Königs gesprochen. Verwünschungen des unglücklichen Fürsten verdrängten die Freiheitslieder von den Lippen der Menschen, welche sich auf den Straßen laut zu machen pflegten. Die Aufregung gegen Ludwig stieg mehr und mehr. Hunderte von Adressen, welche die Anklage des Königs forderten, gingen aus den Provinzen ein. Der Pöbel von Paris trug die am 10. August Verwundeten aus den Spitälern vor den Convent und forderte unter wilder Drohung Genugthuung der Art, als ob der König ihren Genossen diese Wunden selbst beigebracht habe.

Endlich als die Wuth aufs höchste gestiegen war, trat durch die Sectionsdirectoren die Commun als Anklägerin des gefangenen Fürsten auf. Seine Schuld war nicht wegzuleugnen; die Belege waren zu mächtig.

„Die Beweggründe der Parteien," schildert Mignet, „und der Volkshaß vereinigten sich gegen diesen bedauernswerthen Fürsten. Die, welche zwei Monate früher den Gedanken, ihn eine andere Strafe als die der Absetzung erleiden zu lassen, zurückgewiesen haben würden, geriethen in Entsetzen. Die Entdeckung des eisernen Schrankes verdoppelte vor allem die Erbitterung der Menge und vergrößerte die Unmacht der Vertheidiger des Königs. Nach dem 10. August waren in den Büreaus der Civilliste Actenstücke gefunden worden, welche die geheime Verbindung bezeugten, welche Ludwig XVI. mit den unzufriedenen Priestern, mit den Ausgewanderten und Europa gepflegt hatte. In einem Berichte, welchen die gesetzgebende Versammlung gefordert hatte, war er angeschuldigt, auf Verrath der Volksfreiheit und Vernichtung der Constitution hingearbeitet zu haben. Es wurde ein Brief nachgewiesen, in welchem er an den Bischof von Clermont geschrieben, daß, sobald er nur seine frühere Gewalt wieder gewonnen, er die Regierung und die Geistlichkeit in die Rechte wieder zurückversetzen werde, in welchen sie sich früher befunden; darum habe er auch nur den Krieg vorgeschlagen; denn von den fremden Fürsten müsse er seine Befreiung erwarten. Er wurde dieser Absicht noch nach-

drücklicher bezichtigt durch einen an ihn eingegange-
nen Brief, in welchem es heißt: „„Der Krieg wird
alle Mächte zwingen, sich gegen diese Rebellen und
Bösewichte, welche Frankreich beherrschen, zu verbün-
den, damit ihr Schicksal bald allen denen eine War-
nung sei, welche es zu wagen Lust haben, die Ruhe
der Regierungen zu stören rc. Sie können auf hun-
dertundfunfzigtausend Mann Preußen, Oesterreicher
und Reichssoldaten, sowie auf eine Armee von zwan-
zigtausend Ausgewanderten rechnen."" Er wurde
weiter beschuldigt, mit seinen Brüdern, welche er öf-
fentlich verdammt hatte, im Geheimen einverstanden
gewesen zu sein und gemeinschaftlich gehandelt zu
haben; und endlich stets die neue Gestaltung der
Staatsordnung geflissentlich beeinträchtigt zu haben."

„Neue Actenstücke verstärkten den Beweis dieser
Anschuldigungen. In einer Mauer der Tuillerien
hatte man unter dem Täfelwerk eine durch eine eiserne
Thür verschlossene Vertiefung entdeckt, und in dieser
fand der Minister Roland eine Menge Papiere, welche
unwiderleglich die Complotte und Ränke darlegten,
die der Hof gegen die Revolution angestiftet hatte;
Entwürfe, welche dahin zielten, die constitutionelle
Macht des Königs durch Gewinnung der Volkshäup-
ter zu verstärken, und dann die Aristokraten ins Werk

zu ziehen, um die absolute Herrschaft wieder herzustellen. Die Machinationen Talon's, die Unterhandlungen mit Mirabeau, die angenommenen Rathschläge Bouillé's zur Zeit der constituirenden und Entwürfe aus der Zeit der späteren gesetzgebenden Nationalversammlung traten ans Licht. Diese Entdeckung vermehrte die Erbitterung gegen Ludwig XVI. Die Büste Mirabeau's im Klubb der Jacobiner wurde zerschlagen, und der Convent verhüllte die, welche sich im Sitzungssaale befand."

Das eigenthümliche Verhältniß, in welchem sich Ludwig befand, gab zu neuen Kämpfen der Parteien Anlaß. Vor der Einführung der Republik war Ludwig unverletzlich gewesen als König, und weder ein Gericht war befugt, ihn vor seine Schranken zu laden, noch war eine Strafe vorhanden, welche an der geheiligten Person hätte in Ausübung gebracht werden können.

Hierauf baueten die Girondisten den Plan, dem Könige das Leben zu erhalten. Wohl fühlten sie, daß, fiele der König blutig durch gerichtlichen Urtelsspruch, auch ihnen bald könne die Stunde des Untergangs geschlagen haben.

Allein die Bergpartei und der größte Theil des Centrums bekämpften siegreich die Behauptung der

Girondisten durch spitzfindige Deutung und den Nachdruck der Leidenschaft der Menge, welche gänzlich in ihrer Gewalt war. Die Unverletzlichkeit des Königs, der jetzt gleich einem Privatmanne Ludwig Capet genannt wurde, hatte nach ihrer Behauptung mit dem Anfange der Republik aufgehört.

Daß mit der Königswürde auch die Schuld des Königs als König aufgehört, und der Privatmann Ludwig Capet nicht ein Verräther und Verschwörer genannt werden konnte, blieb ohne Recht und Anerkennung.

Mehr als einmal wurde der Ausschlag der Verhandlungen zweifelhaft. Die Girondisten brachten immer neue Einwürfe, bestritten bald die Verletzlichkeit der königlichen Person, bald die Competenz der ordentlichen Gerichte, bald die Gerichtskraft des Convents. Allein auf allen Stufen blieb der Berg, welcher die Hinrichtung des Königs wünschte, Sieger.

Nicht auf den Beweis der Rechtlichkeit ihres Verlangens, sondern auf die Behauptung der Nothwendigkeit stützten sich die Mitglieder der Linken, und ihre Leidenschaftlichkeit und Kühnheit riefen den mächtig wirkenden Beifall der großen Menge hervor.

„Der Convent," sprach Robespierre auf dem Punkte der Entscheidung, „hat sich ohne Bewußtsein von

der eigentlichen Frage ablenken lassen. Es handelt sich nicht darum, einen Proceß einzuleiten; Ludwig ist kein Angeklagter, und Sie können keine Richter, sondern müssen Staatsmänner sein. Sie können weder jemanden verurtheilen, noch freisprechen; aber Sie können eine Maßregel für das öffentliche Wesen treffen, einen Act der Fürsorge für die Allgemeinheit ausführen. Ein entthronter König kann in einer Republik zwiefach benutzt werden: entweder um die Ruhe des Staates zu stören und die Freiheit zu untergraben, oder um diese oder die andere zu befestigen. — Ludwig war König; die Republik ist entstanden. Durch diese wenigen Worte ist die berüchtigte Frage, welche Sie beschäftigt, entschieden. Ludwig kann gerichtet werden, ja er ist bereits gerichtet, denn er ist bereits verurtheilt, oder die Republik ist nicht als rechtlich anerkannt."

Und nun forderte Robespierre (nach Mignet), daß der König für einen Verräther des Reiches, für einen Frevler an den Menschenrechten erklärt, und alsbald gleich wie von einem Kriegsgerichte, als welches hier fast der Convent zu betrachten sei, gegen ihn das Todesurtheil ausgesprochen werde.

Ein ungeheurer Beifall rauschte Robespierre's Rede nach. Selbst ein großer Theil der Girondisten,

welche bisher für die Pflicht der Menschlichkeit aufgetreten waren und die Rettung des bedauernswerthen Monarchen zu erstreben suchten, wagten nun nicht mehr für denselben in die Schranken zu treten. Die Wuth gegen denselben hatte sich aus den tiefern Volksschichten immer höher emporgezogen und war nun fast allgemein. Man hielt ihn für einen Verräther, und die Gefahr, welche er bereitet, schien der erhitzten Einbildung nicht vorübergegangen, wie sie es war, sondern noch vorhanden.

Der Antrag Petions, daß durch den Convent das Urtel gegen den König ausgesprochen werden solle, ging durch

Nochmals kam durch die Girondisten der rechtliche Einwurf zur Verhandlung, daß der Convent unmöglich Ankläger und Richter zugleich sein könne. Aber dieses Bedenken wurde zurückgewiesen durch die Behauptung, daß der Convent das Volk repräsentire, das Volk aber die höchste Instanz sei, in welcher sich alle Parteien, Kläger und Richter, vereinigt befinden, daher wohl zugleich zur Anklage und zum Urtel befähigt und berechtigt sei.

Nachdem nun alle Anklagepunkte übersichtlich zusammengestellt waren, wurde Ludwig XVI. vor den Convent geladen. Er erschien mit Fassung. Die

Ankla e wurde ihm paragraphenweise vorgelesen, und er erwiderte leugnend oder zurückweisend.

Aber sein Leugnen da, wo die unumstößlichsten Beweise und sichersten Belege übertönend sprachen, und sein Zurückweisen mit Berufung auf königliche Vorrechte, welche keine Geltung mehr hatten, wuschen ihn nicht rein von der Schuld und steigerten nur die Wuth des Volkes gegen ihn, indem sie seiner Schuld, wenn auch nur scheinbar, einen neuen Beweis zulegten.

Das Mitleiden, welches seine Worte bisweilen erregten, verschwand stets gleich mit der Beantwortung eines neuen Klagepunktes, in welcher entweder königlicher Trotz nach alter Verfassung oder Unwahrheit sich hören ließ, und das Mitleid, welches sich bei dem Gedanken an die Todesstrafe des Königs geltend machen mochte, das verlor eben so seine Geltung bei dem Gedanken, daß durch die Könige, die Väter Ludwigs, ja auch durch ihn selbst Hunderte von Unschuldigen ihr Leben auf dem Schaffot verloren hatten. Wozu Mitleid gegen einen Mann, welcher Mitleid gegen Andere nicht besessen? Wozu das Blut eines Mannes bedauern, der das Blut von Hunderten, ja und nur auf Grund der niedrigsten Herrschsucht, nicht geschont? Dieses Mitleid und

Bedauern vielleicht darum, daß er ein König war? Das wäre gerade zehnfache Dummheit. Das war die beruhigende Politik.

Ludwig kehrte in seinen Kerker zurück. Seine Angelegenheit hatte sich durch dieses erste Verhör nicht verbessert, sondern verschlimmert. Selbst die vertrauensvollsten Männer der Rechten hielten jetzt ihre Mühe für verloren und gaben es auf, für den verunglückten Monarchen zu kämpfen.

Aber doch schien sich noch eine Gelegenheit zur Rettung Ludwigs XVI. zu bieten. Die Gerechtigkeit war in dem Convent nicht todt, wie Historiker behaupten. Es wurden dem Könige Vertheidiger bewilligt, und dies belebte aufs Neue die Hoffnung der Girondisten.

Es war todesgefährlich, für den König in die Schranken zu treten; doch wagten es zwei seiner frühern Diener, wohl mehr im Wahne, den untergegangenen Ständeprivilegien einen belebenden Dienst zu leisten, als im Drang der persönlichen Gefühle für Ludwig.

„Wisset im Voraus," sagte Desèze in seiner Vertheidigungsrede, „wie ihn (den König) die Geschichte beurtheilen wird: Ludwig, welcher in einem Alter von zwanzig Jahren den Thron bestieg, brachte auf

denselben ein Beispiel guter Sitte, der Gerechtigkeit und Sparsamkeit; er brachte auf ihn weder eine Schwäche, noch eine verderbliche Leidenschaft; er war stets ein Freund des Volks. Das Volk hat die Aufhebung drückender Steuerlasten verlangt, und Ludwig hat dieselben aufgehoben; das Volk hat die Aufhebung der Leibeigenschaft verlangt, und Ludwig hat dieselbe aufgehoben; das Volk forderte Reformen, und Ludwig unternahm dieselben; das Volk wollte seine Gesetze ändern, und er ließ es geschehen; das Volk wollte, daß Millionen Franzosen ihre Rechte wieder erhielten, und er gewährte dieselben; das Volk wünschte die Freiheit, und er ertheilte sie demselben."

Eine solche Vertheidigung war freilich gefährlicher als gar keine Vertheidigung, und wirkte vielmehr belastend als entlastend. Ein einziger Gedanke vernichtete sie, der Gedanke an die unbestreitbare Wahrheit und Thatsache, daß alle die aufgezählten Gewährungen nicht vom Könige freiwillig dargebracht, sondern ihm abgerungen waren.

Wie hoffnungslos auch die Sache des Königs stand, die Girondisten, welchen nicht der Thron, sondern das Leben eines weniger durch eigne als fremde Schuld schuldig gewordenen Menschen am Herzen lag, wagten es noch einmal, in die Verhältnisse der

Sache wirkend einzugreifen. Sie bestritten dieses und jenes Recht, dessen der Convent sich anmaßte, verwarfen diese und jene Form, welche dem Gesetze widerstritt.

Allein der Sieg blieb stets auf Seite der Gegner. Die Schuld des Königs war zu tief begründet, zu unleugbar und verletzend, als daß es möglich gewesen wäre, seiner Rechtfertigung einen guten Dienst zu leisten.

Die Appellation an das Volk wurde verworfen, das Schuldig wurde ausgesprochen vom Convent, und nun handelte es sich nur noch um die Art der Strafe. Die Bergpartei und der Jacobinerklubb setzten alle Kräfte für das Todesurtel in Bewegung: und das Todesurtel wurde entschieden durch eine Mehrheit von 26 Stimmen.

Noch suchten die Girondisten, welche meist für Verbannung gestimmt hatten, einen Aufschub der Proclamation des Todesurtels zu erlangen; allein auch dieses letzte Hoffnungsmittel ging verloren; und selbst die Frist von drei Tagen, um welche der König bat, um sich auf sein Erscheinen vor Gott vorzubereiten, wurde nicht gewährt.

Es war am 21. Januar 1793 des Morgens. Ganz Paris war in Bewegung, gleichwohl herrschte

„Die Beweggründe der Parteien," schildert Mignet, „und der Volkshaß vereinigten sich gegen diesen bedauernswerthen Fürsten. Die, welche zwei Monate früher den Gedanken, ihn eine andere Strafe als die der Absetzung erleiden zu lassen, zurückgewiesen haben würden, geriethen in Entsetzen. Die Entdeckung des eisernen Schrankes verdoppelte vor allem die Erbitterung der Menge und vergrößerte die Unmacht der Vertheidiger des Königs. Nach dem 10. August waren in den Büreaus der Civilliste Actenstücke gefunden worden, welche die geheime Verbindung bezeugten, welche Ludwig XVI. mit den unzufriedenen Priestern, mit den Ausgewanderten und Europa gepflegt hatte. In einem Berichte, welchen die gesetzgebende Versammlung gefordert hatte, war er angeschuldigt, auf Verrath der Volksfreiheit und Vernichtung der Constitution hingearbeitet zu haben. Es wurde ein Brief nachgewiesen, in welchem er an den Bischof von Clermont geschrieben, daß, sobald er nur seine frühere Gewalt wieder gewonnen, er die Regierung und die Geistlichkeit in die Rechte wieder zurückversetzen werde, in welchen sie sich früher befunden; darum habe er auch nur den Krieg vorgeschlagen; denn von den fremden Fürsten müsse er seine Befreiung erwarten. Er wurde dieser Absicht noch nach-

drücklicher bezichtigt durch einen an ihn eingegangenen Brief, in welchem es heißt: „„Der Krieg wird alle Mächte zwingen, sich gegen diese Rebellen und Bösewichte, welche Frankreich beherrschen, zu verbünden, damit ihr Schicksal bald allen denen eine Warnung sei, welche es zu wagen Lust haben, die Ruhe der Regierungen zu stören rc. Sie können auf hundertundfunfzigtausend Mann Preußen, Oesterreicher und Reichssoldaten, sowie auf eine Armee von zwanzigtausend Ausgewanderten rechnen."" Er wurde weiter beschuldigt, mit seinen Brüdern, welche er öffentlich verdammt hatte, im Geheimen einverstanden gewesen zu sein und gemeinschaftlich gehandelt zu haben; und endlich stets die neue Gestaltung der Staatsordnung geflissentlich beeinträchtigt zu haben."

„Neue Actenstücke verstärkten den Beweis dieser Anschuldigungen. In einer Mauer der Tuillerien hatte man unter dem Täfelwerk eine durch eine eiserne Thür verschlossene Vertiefung entdeckt, und in dieser fand der Minister Roland eine Menge Papiere, welche unwiderleglich die Complotte und Ränke darlegten, die der Hof gegen die Revolution angestiftet hatte; Entwürfe, welche dahin zielten, die constitutionelle Macht des Königs durch Gewinnung der Volkshäupter zu verstärken, und dann die Aristokraten ins Werk

Stille, aber eine dumpfe, schreckliche Stille, in der Stadt. Es war, als sei diese Stille eine Ahnung der fürchterlichen Folgen dieses größten Sieges der Pöbelpartei.

Die Trommeln rasselten, die Kanonen rollten schwerfällig durch die Straßen, und 40,000 Mann Nationalgarden bewegten sich schweigend nach ihren Sammelplätzen und endlich geordnet von da in die Straßen, welche vom Tempel nach dem Revolutionsplatze führen.

In diesen bildeten sie ein zwiefaches Spalier. Ungeheuere Haufen bewaffneten Pöbels zogen von allen Seiten her demselben Ziele zu. Doch auch diese waren stumm und düstersinnig, ja auch die furchtbaren Menschen von der Linken des Convents, welche sich in der unermeßlichen Volksmenge sehen ließen, zeigten sich nicht andrer Art. Es war, als ob sie jetzt erst das Furchtbare erkannten, welches sie durch das blutige Loos Ludwigs stifteten.

Es war um 9 Uhr, als der König, begleitet von dem Nationalgardecommandanten Santerre und dem Abbé Edgeworth, den Tempel verließ und den Wagen bestieg. Langsam bewegte sich derselbe seinem Ziele entgegen. Hinter ihm wälzte sich das Volk,

eine ungeheuere Lawine, her. Um zehn Uhr endlich langte er unter dem Schaffot an.

Die Miene des Mitleids war nirgends zu erblicken. Entweder waren durch die blutigen Acte der überspannten Revolution die Herzen schon so verknöchert, daß sie keiner Empfindung mehr fähig waren, oder man dachte an die sieben unschuldigen Unglücklichen, welche das Volk beim Sturm der Bastille aus den Kerkern zum Tageslicht gebracht, und an die vielen andern, welche, ein Opfer ihrer Liebe zur Freiheit, der fürstlichen Herrschsucht ihr Leben hatten hingeben müssen.

In fester Haltung bestieg Ludwig das Schaffot. Nachdem er mit schnellem Blicke über die Volksmenge hingesehen, kniete er vor seinem Beichtvater nieder, um den Segen zu empfangen.

„Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!“ rief der Abbé Edgeworth aus, als er dem Könige die Hände aufs Haupt legte.

Darauf wendete sich der König gegen das Volk: „Ich sterbe unschuldig; ich verzeihe meinen Feinden; und Du, unglückliches Volk ...“

Mehr vernahm man nicht von ihm, denn was er noch sagte, ging verloren unter dem Getöse, welches die Trommeln verursachten. Nachdem ihm die

Republik erkannten, auf den höchsten Grad gestiegen, aber vorzüglich bei den Girondisten.

Mit wahrhaft ängstlichem Eifer suchten die Girondisten nach Mitteln, diese verderbliche Partei zu stürzen; allein vor dem einzigen Mittel, welches das bewirken konnte, schauderten sie zurück. Ihr Edelsinn, ihre echt republikanische Gesinnung, ihr Gefühl der Brüderlichkeit und ihre Vergötterung des Gesetzes verführten sie. Gegen eine wüthende Hyäne dient kein Edelsinn zu Sieg und Rettung, eine Hyäne erkenne man nicht als Bruder an, und gegen die freche Mordwaffe ist die Mordwaffe das Gesetz.

Als einst (20 Juli 1792) der Pöbel in die Tuilerien gedrungen war, nicht um etwas vom Könige zu erlangen, sondern um ihn zu beschimpfen, hatte der zu dieser Zeit noch im Dunkel lebende Napoleon Buonaparte unwillig geäußert: „Nur fünfhundert mit Kartätschen niedergeschmettert, und die andern werden schon laufen."

Er (der junge Buonaparte) hatte das rechte Mittel erkannt, nicht aber die Girondisten. Durch Gewalt nur konnte jetzt das Gesetz in seine Autorität erhoben und der Republik Wahrheit, Würde und Kraft zum Bestehen gegeben werden.

Mehr als einmal war das verblendete Volk im

Begriffe zur Erkenntniß zu kommen, mehr als einmal wurde es zweifelhaft an der Redlichkeit seiner schwankenden Führer, mehr als ein Augenblick bot sich, die Cannibalen, die Cordelier und Jacobiner niederzuschmettern. Allein der Widerwille der Girondisten gegen andere Kampfmittel als Vernunftgründe und Gesetz machte jede zu Frankreichs Rettung sich darbietende Minute und Gelegenheit unbenutzt vorübergehen und führte die Schreckensmänner auf eine Höhe, von der aus sie alles im Blute ersäufen konnten, was ihnen nicht dienen möchte.

Da in ihrer Weise die Girondisten nie einen entscheidenden Sieg gewinnen konnten, so wurde es ihren Gegnern natürlich leicht, sie mehr und mehr in das Ansehen von Feinden der Volksfreiheit zu versetzen, denn jedes erfolglose Unternehmen gewinnt den Schein der Unrechtlichkeit.

24.

Das Schicksal des Königs hatte aber nicht bloß diese achtenswerthe Partei, sondern auch einzelne Männer in Harnisch gebracht, welche große Macht besaßen. Der bedeutendste deren war der Oberfeldherr Dumouriez.

Empört nicht sowohl über die Hinrichtung des Königs, als über die schändliche, Sitte und Gesetz verletzende Art, in welcher diese durch die Pöbelpartei herbeigeführt worden war, beschloß er, durch die Macht seines Heeres das Gesetz vor einem gänzlichen Untergange zu retten, und die Pöbelherrschaft im Keime zu erdrücken.

Hätte er sich mit den Girondisten vereinigt, hätten diese dann durch ihr Ausscheiden den Convent gesprengt und, gestützt auf das bessere Bürgerthum, welches ihnen anhing, sich competent erklärt zu Beschlüssen, so würde zwar ein starker, blutiger Zusammenstoß unvermeidlich, aber auch der bessern Partei der Sieg gewiß gewesen sein.

Allein Dumouriez verfolgte zugleich den Plan, das constitutionelle Königthum wieder einzuführen, und dies hielt die Girondisten, welche jetzt echte Republikaner waren, von ihm, und ihn von den Girondisten, welche er als solche kannte, zurück; dies aber machte sein Unternehmen scheitern, indem sein Heer das Vertrauen zu ihm nicht haben konnte, welches es zu einer ganzen Versammlung von Volksvertretern gehabt haben würde.

Die Truppen erklärten sich gegen Dumouriez's Vorhaben desto entschiedener dann, als derselbe die

Befehlshaber der deutschen Armee, deren Operationen sich wieder mit Glück zu krönen begannen, zu Mitwirkung in seinem Plane aufforderte und so gleichsam einen Verrath beging.

Dumouriez mußte flüchten, das Heer kam in die Hände von Männern, welche, um sich selbst einen guten Dienst zu leisten, mit der siegreichen Partei ziehen zu müssen glaubten, und so geschah auch von dieser Seite die Rettung oder Begründung der Republik nicht.

25.

Da aber schien die Pöbelherrschaft von einer Seite her erdrückt werden zu sollen, von welcher solche Wirkung kaum erwartet werden konnte. Und siegreich würde das contrarevolutionäre Ereigniß gewesen sein, hätte es statt der Fahne des Königthums eine republikanische Fahne getragen.

Sobald nämlich die Hinrichtung Ludwigs XVI. in allen Staaten bekannt geworden, verband sich fast ganz Europa gegen die scheußliche Republik, welche sich in seiner Mitte gebildet hatte. 299,000 Oesterreicher, Sardinier, Preußen, Engländer und Hollän-

der versammelten sich allein auf der westlichen Grenze des Reiches.

Um dieser furchtbaren Macht zu widerstehen, mußte der Convent zu einer Aushebung von 300,000 Mann schreiten. In Folge dieser Maßregel brach plötzlich der furchtbarste Aufstand in der Vendée los. Adel und Geistlichkeit hatten ihn längst vorbereitet. Ein Fuhrmann, Namens Cathelineau, wurde zum Generalissimus erwählt, und unter dem Banner dieses Feldherrn begannen die drei vendéeischen Heere, zusammen fast 40,000 Mann stark, siegreich ihre Unternehmungen.

Allein ihr Zweck, das Königthum herzustellen, erwarb ihnen in dem übrigen Frankreich keine Theilnahme, und so zeigte sich schon im zweiten Stadium des Vendéekrieges, daß die Frankreich beherrschende Partei nichts von demselben zu fürchten habe.

Desto größer wurde daher die Kühnheit derselben. Die Adligen und Priester der Vendée waren die Stifter des Aufstandes: so setzte es der Berg nun im Convente durch, daß die Adligen und Geistlichen, welche bei einem Auflaufe gefunden würden, ohne weiteres von einem Jeden als Geächtete betrachtet und niedergemordet werden durften; daß allen denjenigen, welche einem einst privilegirt gewesenen Stande

angehörten, der Besitz von Waffen streng untersagt wurde; daß die Güter aller ausgewanderten Edelleute und Priester confiscirt, und die Ausgewanderten durch ein allgemeines Todesurtel an der Rückkehr ins Vaterland gehindert wurden, und endlich, daß das furchtbare Revolutionstribunal, welches kurz nach seinem Entstehen wieder aufgehoben worden, aufs Neue hergestellt wurde.

Um diesem Tribunal, welches in einer einzigen Sitzung ohne Gewährung einer höheren Instanz über Leben und Tod entschied, die Arbeit zu erleichtern, und um bei neu zu veranstaltenden Blutbädern die Opfer desto leichter zu finden, setzten es die Häupter der Pöbelpartei ferner im Convente durch, daß an jeder Hausthür eine Tafel ausgehängt werden mußte, welche die Namen der Bewohner des Hauses trug.

26.

Jetzt strengten sich die Häupter der anarchischen Partei mehr als je an, die Gegenpartei zu vernichten. Mit scheußlicher Nichtswürdigkeit wurde die Verleumdung bei der großen Menge betrieben; selbst was an sich dazu hätte dienen müssen, die wahre republika-

nische Gesinnung der Girondisten zu bezeugen, das wurde in den Schein der Freiheitsfeindlichkeit, des Royalismus und der Reichsverrätherei gesetzt.

So wurden die Girondisten zu Mitarbeitern an dem verrätherischen Plane des Feldherrn Dumouriez gestempelt, obgleich sie am lautesten ihren Unwillen über denselben ausgesprochen hatten; so wurden sie beschuldigt, den König haben retten zu wollen, und so wurden sie zu ihrem Erstaunen bezichtigt, den contrarepublikanischen Vendéekrieg veranlaßt zu haben.

In gleichem Maße aber strengten sich auch die Girondisten mehr an. Sie versäumten kein Mittel zu ergreifen, welches zum Beweise der Nichtswürdigkeit der Bergpartei dienen konnte. Der tollwüthige Marat hatte, da jetzt Adel und Geistlichkeit nicht mehr vorhanden waren, um seinen Blutdurst zu stillen, den Bürgerstand als Aristokratie proclamirt und nicht bloß in seinem Journal den Pöbel gegen diesen zu Felde gerufen, sondern auch Pöbelhaufen zur Plünderung verschiedener wohlhabender Bürger geführt.

Die Girondisten klagten also dieses Parteihaupt an und bewirkten, daß es verhaftet wurde. Aber Marats Genossenschaft in der Bergpartei verschaffte ihm die Freiheit wieder.

Die Cordelier, deren Haupt Danton war, und

die Jacobiner, an deren Spitze Marat und Robespierre standen, machten sodann eine Verschwörung gegen die Girondisten und belagerten den Convent in der Nacht des 10. März in der Absicht, die Girondisten, welche sich ihrer, d. h. der Pöbelherrschaft widersetzten, niederzumorden.

Zwar erreichten die Verschworenen ihren Zweck nicht; gleichwohl erhoben sich die Girondisten laut und kräftig gegen die Partei der Meuchelmörder, welche sich rühmten Republikaner und Frankreichs Befreier zu sein. Sie forderten, daß eine Commission aus zwölf Männern zur Untersuchung der meuchelmörderischen Verschwörung und zur Bestrafung der Theilnehmer niedergesetzt werde; ja sie gingen, als sie ihren Willen durchgesetzt, noch weiter, und forderten, daß die von der anarchischen Partei noch immer besetzten Gerichts- und Polizeiämter der Stadt unverzüglich in andere Hände gegeben würden.

Ihre Forderungen waren zu gut begründet, als daß der Berg einen Wortkampf hätte eingehen können. Sein niederträchtiges Streben nach Gesetzlosigkeit und dictatorischer Gewalt war zu weit ins Licht gestellt. Etwas anderes als die rohe Gewalt konnte jetzt zu seiner Rettung nicht dienen. Jedes Mittel war ihm recht Die Bildung der Commission der

Zwölf konnte der Berg nicht hindern, eben so wenig die Personenveränderung in den Aemtern; aber er bereitete eine Revolution vor, welche die Commission vernichten und die Aemter wieder in die Hand der Jacobiner und Cordelier, welche jetzt noch Hand in Hand gingen, zurückgeben sollte.

Die Revolution begann allmälig. Der Anhang der Jacobiner belagerte das Haus der Untersuchungscommission, so daß diese weder zu untersuchen, noch zu richten im Stande war, und diejenigen Verbrecher wieder freigeben mußte, welche sie in Haft genommen hatte; die Miethlinge Robespierre's hinderten durch Geschrei im Convente jeden Girondisten am Reden, und Sansculotten hielten die Eingänge des Saales besetzt, so daß die Girondisten nicht einmal die nöthigen Maßregeln treffen konnten, um die Galerien zur Ruhe zu zwingen.

Bald fand der wirkliche Aufstand statt. Ungeheure Massen gedungenen niedrigen Volks belagerten den Convent. Unter furchtbaren Drohungen forderte der Berg die Cassation der Zwölfercommission. Der Drang des Augenblicks nöthigte den Convent, dieselbe zu genehmigen und die Municipalität aufs Neue in die Hände der Jacobiner zurückzugeben.

Allein am andern Tage, wo der Convent sich frei

befand, setzten die Girondisten auf's Neue ihren Willen durch, und der Berg sah sich genöthigt, zum dritten Male bewaffnete Pöbelmassen zu Hilfe zu ziehen.

Es war am 2. Juni. Der 27. und 31. Mai hatten durch ihre Aufstände nur eingeleitet, der 2. Juni sollte vollenden. Der wüthende Marat setzte mit eigener Hand die Sturmglocke in Bewegung. Die jacobinische Municipalität schickte die Alarmtrommel durch die Straßen, und um Hebert, einen Municipalbeamteten, welcher eben so wie Marat durch gedungene Pöbelhaufen aus der Haft befreiet worden, sammelten sich die Verschwörer, und um Henriot, welcher von dem Municipalgericht zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt worden, die mitverschworenen und meist zu den Klubbs der Jacobiner und Cordelier gehörenden Legionen der Nationalgarde.

Der Zweck dieser Insurrection war vielweniger die Vernichtung der Commission der Zwölf; denn obschon diese in der Classe der Jacobiner, welche die Aemter der Stadt inne hatten, und somit jedem revolutionären Aufstand ihrer Partei zum Ausbruch und Gedeihen helfen konnten, eine bedeutende Verheerung auszuführen im Stande war, so war sie doch nicht sehr zu fürchten; vielmehr war die Insurrection gegen die rechte Seite des Convents, die Girondisten,

gerichtet, welche es sich zur Pflicht gemacht hatten, den ungebildeten, nicht denkenden Theil des Volks, den Pöbel, welcher in seiner geistigen Unselbstständigkeit und Seelenniedrigkeit um ein Weniges eben so gegen tyrannische Fürstenherrschaft als gegen die heiligste republikanische Volksfreiheit zu kaufen ist, und heute eben so dem edlen Revolutionär als morgen dem nichtswürdigen dient, nie nach etwas anderem fragt als nach der Füllung seines Leibes, und allenthalben hingeht, wo ihm diese geboten wird, und alles zu thun bereit ist, was ihm diese verspricht, unter Republik fast nie etwas anderes versteht und nie etwas anderes wünscht als Communismus in directester Weise, zum Nehmen ohne Verdienst nur zu sehr, zum Erwerben nur zu wenig, zum Schaffen fast nie, zum Vernichten immer bereit ist, welcher in Folge seiner gänzlichen, wenn auch unverschuldeten, Geistes- und Gefühlsunbildung selten mehr ist als ein Thier, was nur Instinct besitzt, und allzugern zum Raubthiere wird *) — also gegen die Girondisten war die

*) Man mißverstehe mich nicht! Ich verstehe unter diesem Pöbel nicht die Leute gewisser Volksklassen, obschon er sich allerdings zum größten Theile aus den Leuten gewisser Volksklassen bildet. In den tiefsten Ständen können Leute sich befinden, welche die Zierde der herrlichsten Republik zu sein Fähigkeit besitzen. Eben so können Personen der glänzendsten Aristokratie zu jenem Pöbel gehören.

Insurrection gerichtet, welche es sich zur Pflicht gemacht hatten, diesen gefährlichen Pöbel, zu welchem Marat, Robespierre, Danton, Hebert, Henriot u. a. selbst gehörten, nicht zur Herrschaft über den größern und edleren Theil des Volkes, den Bürgerstand, gelangen zu lassen.

Die Klubbs waren versammelt und schlossen sich den versammelten Nationalgarden und gedungenen Haufen an, welche sich bei dem fortwährenden Sturmläuten und Alarmschlagen durch den Zudrang von Neugierigen endlich ins Unberechenbare vergrößerten. Die Stifter dieses Aufstandes waren in eifrigster Thätigkeit, um die Menge über den Zweck des Aufstandes zu belehren

Daß die Rechte des Conventes sich verschworen habe, die republikanische Freiheit des Volkes zu vernichten, und daß man nur in Masse und mit drohender Waffe einem solchen Unternehmen entgegen treten könne, war die Lehre. Die gröbste Lüge und Verleumdung fanden bei den rohen Leuten der Menge natürlich die willigste Aufnahme; die Verhaftung einiger nichtswürdigen Menschen von der Municipalität durch die Commission diente als untrüglicher Beweis. Der Zweck genügte allmeist schon, die Triebfeder zu untersuchen waren wenige aufgelegt. Man

müsse den Convent belagern und durch Einschreckung ein Anklagedecret gegen die Girondisten erzwingen, ja nicht eher abziehen, als die Verhaftung derselben geschehen sei, schrien Robespierre, Danton und ihre Helfershelfer; man müsse die Girondisten niedermetzeln, schrien Marat und seine Genossen. Die Menge schrie: es lebe Danton, es lebe Robespierre, Henriot, Marat, Hebert, die Freiheit und Gleichheit. —

Das waren die Leute der französischen Republik von 1793, das war die französische Republik von 1793. Schenke, Gott, allen Staaten republikanische Verfassungen, aber bewahre sie, Gott, vor solchen Republiken, und bewahre die Republiken vor solchen Republikanern!

Um zehn Uhr des Morgens — es war am 2. Juni, einem Sonntag — zog die ungeheure, mehr als 80,000 Menschen enthaltende Menge vor die Tuilerien. Henriot war der Führer. Die kühnsten und treuesten Haufen stellte er dem Schlosse am nächsten.

Der Convent war versammelt; nur einige von den Girondisten, welche voraussahen, daß eine furchtbare Gewaltthat gegen sie ausgeübt werden sollte, waren nicht erschienen. Die Galerien waren erfüllt von Robespierres Strickerinnen und Leuten der Klubbs.

Eine ungeheure Bewegung herrschte im ganzen Saale. Die Miethlinge warteten nicht einmal die Eröffnung der Sitzung ab, um ihre Schmähungen gegen die Volksvertreter der Rechten auszustoßen. Diese verhielten sich dabei jetzt noch am ruhigsten. Ihre Gefahr war am größten, aber ihre Schuld am kleinsten. Ihr Gewissen war rein. Sie wollten, daß die Republik ein Gesetz habe, mehr nicht; und der Wahrheit nach konnten ihre Gegner das Verlangen eines Anklagedecretes nur dadurch erklären, daß sie kein Gesetz in der Republik dulden mochten.

Endlich wurde die Sitzung eröffnet. Da bestieg der kühnste Girondist, Lanjuinais, die Rednerbühne, um vom Präsidenten Erklärung über den furchtbaren Auflauf zu fordern. Doch kaum hat er zwei Worte gesprochen, da erschallt es mit fürchterlichem Geschrei vom Berg und den Galerien her:

„Herunter, herunter! er will eine Gegenrevolution, einen Bürgerkrieg haben! er verleumdet Paris, er beschimpft das Volk!“

Der Redner läßt die Schreier sich erschöpfen und faßt aufs neue das Wort:

„Ihr beschuldigt uns,“ sagt er, gegen den Berg gewendet, „Paris zu verleumden. Paris ist rein und gut, aber Ihr maßt Euch tyrannischer Herrschaft an

über dasselbe. Ich verlange, daß alle ungesetzmäßig gebildeten Behörden von Paris cassirt und ihre seit drei Tagen geschehenen Anordnungen nichtig erklärt, daß ferner Jeder, der sich unbefugt und unberufen amtlicher Gewalt anmaßt, gerichtlich verfolgt werde."

Während dieser Rede hatten sich einige der tollsten Männer vom Berge auf den Redner gestürzt, um ihn von der Bühne herabzureißen, und als er endete, trat, von Henriot gesendet, die erste Deputation ein und forderte des Redners und seiner Genossen Verhaftung. Natürlich, daß das Verlangen nur in allgemeinen Ausdrücken motivirt wurde z. B. „Das Glück des Volkes wird aufgeschoben. Das Volk verlangt gerettet zu werden, oder es rettet sich selbst..."

Der größere Theil des Conventes fühlte das Schmähliche der Sklavenschaft, welche ihm der Pöbel zumuthete, raffte seine Kraft zusammen und ging nicht auf die Anforderung ein. Es sollte zur Tagesordnung geschritten werden.

Da ertönte vom Berg und den Galerien aufs neue ein entsetzliches betäubendes Geschrei, und außerhalb des Salons und des Hauses wurde das Getöse so arg, daß kein Redner das Wort nehmen konnte. Mit jesuitischer Schurkenhaftigkeit riefen Ei=

nige vom Berge den Girondisten zu, sie möchten sich zum Schein verhaften lassen, um dem wüthenden Volke zu entkommen.

Allein die Girondisten wußten, worauf es der Bergpartei nur noch ankam, und erklärten, auf ihren Plätzen lieber ermordet werden zu wollen.

Da ergänzt eine plumpe Intrigue das Unzureichende der Gewalt. Ein Deputirter von der Bergpartei stürzt in den Saal und versichert, von den bewaffneten Haufen draußen insultirt worden zu sein.

„Der Convent zeige sich dem übermüthigen Volke und flöße ihm neue Ehrfurcht ein!“ ruft Barrère tückisch.

Da verläßt der Convent das Schloß. Aber es geht ihm wie dereinst in demselben Falle dem König Ludwig. Das Volk und an dessen Spitze Henriot verlangen die Auslieferung der Girondisten. Die ungeheure Größe der Menge und das ernste Drohen ihrer Waffen beugen den Willen der Majorität des Conventes:

Und so geschieht es nun, daß ein Anklagedecret gegen die Girondisten und die zwölf Männer der Untersuchungscommission ausgefertigt und ihre Verhaftung beschlossen wird. Vier und dreißig Namen

enthielt die Liste, darunter die einst so gefeierten Petion, Brissot, Vergniaud, Lebrun, Clavière.

So war diejenige Partei nun außer Kraft gesetzt, von welcher allein das Heil der Republik zu erwarten stand. Es waren Männer voll des biedersten Volkssinnes, voll heiligen reinen Gefühls für Freiheit, Menschenrecht und Tugend, voll höchster Achtung des Gesetzes, durchdrungen von und immer strebend in der Ueberzeugung, daß der alte Zustand der Volksgesellschaft nimmer wiederkehren dürfe, aber eben so sehr auch überzeugt, daß nicht alles Alte und am wenigsten die Kraft des Gesetzes vernichtet werden dürfe, wenn das Neue Werth, Weihe und Dauer gewinnen solle. Sie trachteten nie danach zu herrschen, und wollten, daß Niemand herrsche als der Gesellschaftsvertrag, das aus der Volksmajorität hervorgehende Gesetz.

Aber noch war das französische Volk, kaum erst der tiefsten Knechtschaft entgangen, nicht genug politisch gebildet, um zu begreifen, daß eben in der Idee der Girondisten der wahre Republikanismus enthalten sei. Gleich einem blinden Werkzeuge, gab es sich jeder Partei hin, welche sich um es bemühte, und so ging die Partei der Girondisten unter, weil sie es verschmähete, ihre erhabene republikanische Idee

durch das physische Gewicht der käuflichen Menge zu stützen, zu schirmen und zur Herrschaft zu bringen.

Als die Girondisten beseitigt waren und darauf die entscheidende Gewalt in die Hand ihrer niedrigen Gegner gekommen war, konnte beinahe mit Gewißheit vorausgesagt werden, daß dieser französischen Republik kein langes Bestehen beschieden sei. Eine völlige Sprengung aller Bande der innern Gesellschaftsordnung und eine vollkommene Erschöpfung aller innern Kräfte ließen sich nur erwarten.

Was der Hintergrund dieser nächsten Folgen verbarg, konnte freilich kein menschliches Auge entdecken. Viele Scenen paßten in das große Schauspiel, und verschiedenartig konnte der Schluß sein; das aber ließ sich ahnen, daß er das Extrem von dem bringen werde, was der glänzende Anfang gebracht hatte.

27.

Der Drang des patriotischen Herzens trieb mehre der verhafteten Girondisten, darunter als die Namhaftesten: Petion, Barbaroux, Guadet, Louvet, Buzot, Lanjuinais, Frankreich aus den Händen der gefährlichsten Partei durch das einzige noch übrige Mittel zu reißen. Dieses war die Insurgirung der

Provinzen. Sie entflohen der Haft und warfen sich in die südlichen Departements.

Das Verhalten der Linken des Conventes hatte längst alle Seelen empört, denn hier hatten die Klubbisten nicht so unmittelbar auf die Bevölkerung wirken und sie zu ihrem tollen, sittenlosen Laufe mit sich fortreißen können, wie in Paris. Der Sieg des Berges vom 2. Juni über die in den Departements hochgeschätzten Girondisten verursachte schon da und dort Aufstände, ehe noch die Flüchtlinge selbst erschienen. Als dies aber geschah, wuchs der Aufstand mit Riesenschritten, und nach kaum einigen Wochen standen nicht weniger als einundsechzig Departements gegen Paris oder die herrschende Linke des Conventes in Waffen.

Diese Insurrection verband sich natürlich sogleich mit der der Vendée und wurde somit für die herrschende Macht desto gefährlicher; allein sie wurde dadurch auch für die Republik oder die Volksfreiheit gefährlich, der, wie sehr sie auch gemißbraucht werden mochte, doch das Fortbestehen gewünscht werden mußte.

Der Aufstand der Vendée, durch den Adel und die Priesterschaft gestiftet, war ein rein royalistischer. Da er viel älter war, als der in den übrigen Departements und schon im vollsten Schwunge, so geschah

es, daß der Aufstand in den übrigen Departements sich mit dem der Vendée verschmolz und daß nun die ganze ungeheure Insurrection eine reactionaire, eine royalistische Tendenz annahm.

So gelangten auch hier die Girondisten nicht zum Ziele, und als wahre Vaterlands- und Volksfreunde, als echte Republikaner wußten sie nun nicht einmal, ob sie den Provinzen, welche sie zum Aufstande bewogen, oder dem tollen Paris den Sieg wünschen sollten.

Der Kampf schien gegen die Republik ausschlagen zu sollen. Siegreich rückten die Heere der Departements gegen Paris vor. Keine Stadt widerstand. Jedes bereicherte seinen Lorbeerkranz, der zu feiern gewesen wäre, hätte statt des königlichen ein republikanisches Band ihn geschmückt.

Der Convent steigerte seine Anstrengungen im Verhältniß zu der Gefahr. Er sendete nach allen Seiten Armeen gegen die Insurgenten aus. Allein auch die Truppen waren gegen ihn erbittert. Auch bei ihnen hatte das scandalöse Treiben des Bergs und sein Sieg Unwillen erregt, und die Unglücksfälle an der westlichen Grenze des Reichs, wo das deutsche, engliche, holländische und sardinische Heer jetzt eifriger als früher operirte, hatten diesen Unwillen noch

sehr gesteigert. So war kaum eine Rettung des Conventes und der Republik zu erwarten.

Da aber fand es die herrschende Partei gerathen, der Republik die ihr lange auf eben so schändliche als muthwillige Weise vorenthaltene Organisation zu geben. Die Verfassung wurde summarisch entworfen und summarisch genehmigt. Für eine ins Einzelne dringende Berathung war keine Zeit vorhanden.

Daß diese in einigen Tagen geschaffene Constitution eine höchst excentrische war, kann nicht wundernehmen. Nach ihr sollte das Volk in seiner natürlichen Form und unbeschränkten Ausdehnung Inhaber sowohl der legislativen als der vollziehenden Gewalt sein. In bestimmten Fristen wiederkehrende allgemeine Volksversammlungen wurden als Mittel zu Ausübungen jener Gewalt vorgeschrieben.

Wie unausführbar auch diese Verfassung war, so war sie doch eine Verfassung. Die Republik hatte eine Form erhalten. Jetzt war sie wenigstens zu begreifen, sie war kein tolles Chaos mehr; sie war ein anschauliches Wesen geworden.

Und das entflammte bald alle Herzen wieder für die schon vielseitig verwünschte Republik und nahm der Theilnahme an der royalistischen Bestrebung der insurgirten Provinzen das Wachsthum.

Repräsentanten von vierundvierzigtausend Gemeinden erschienen zu Paris, um die Annahme der neuen Verfassung zu bezeugen, und gaben dadurch einen Beweis von glühendem Gefühl für die Republik, daß sie auf Verhaftung aller verdächtigen Personen des Reichs antrugen.

Ein solcher Antrag wurde natürlich mit Jubel genehmigt. Eine fürchterliche Tyrannenherrschaft entstand. Die Behörden wurden befehligt auf das sorglichste die Bürger zu beobachten und zu bewachen, und die Bürger mußten Zeugnisse über ihre politische Gesinnung einreichen. Nur die republikanischen Fanatiker wurden unbedrückt gelassen; was sich dagegen bisher gleichgültig gegen das Staatswesen oder einer gesetzlichen Ordnung geneigt bewiesen hatte, wurde ohne Nachsicht in die Festen und Kerker geführt.

Zu diesen Verdächtigen wurden alle Ausländer gerechnet, und wie jene wurden diese verhaftet.

Als eine Maßregel der Vorsicht verhieß die Verhaftung baldige Befreiung, allein sie täuschte, so wie alle Verordnungen der jetzt herrschenden Partei dann täuschten, wenn man in ihrem Hintergrunde Menschlichkeit, Milde und Gerechtigkeit erwartete.

Die Republik hat allezeit nur einen Feind, näm-

lich die Aristokratie, und gegen diese ist allein ihre Waffe gerichtet. Da nun keine Geburtsaristokratie in Frankreich mehr vorhanden war, so sah man die Classe der Wohlhabenden, die Kaufleute, Fabrikanten und Grundbesitzer, für die Aristokratie an, und wie der Henker der Republik dereinst nicht ohne Gerechtigkeit furchtbar in den Stand des Adels und der Geistlichkeit gegriffen, so griff er jetzt meist mit schreiender Ungerechtigkeit in den Bürgerstand.

Dagegen wurde das Proletariat, dessen Theilhaber freilich die wirksamsten Helfer der herrschenden Partei gewesen waren, auf eine Weise begünstigt, als ob nur der Bettler Staatsbürger sei, als ob der Pöbel der edlere und wichtigere, der maaßgebende, der herrschende Theil der Bevölkerung sein sollte.

Die Folge eines solchen Verhältnisses konnte nur sein, daß die französische Republik ein immer unnatürlicheres Ding wurde, daß die Verhältnisse des Staatswesens immer mehr mit einander in Widerspruch geriethen, immer mehr Gewaltmaßregeln, — die unter solchen Umständen stets für Rettungsmittel angesehen werden — nöthig wurden, die Partheien immer neuen Stoff zu Hader und Kampf fanden, die herrschenden Gewalten stets verdrängt, gewaltsam ersetzt, und ebenso wieder verdrängt wurden,

und mit dem besseren Theile des Volkes die — Republik selbst vernichtet wurde.

Von einem Schritte dieser Geschichte zum andern bietet sich ein neuer unleugbarer Beleg für die frühere Behauptung dar, daß das französische Volk noch nicht für eine Republik hinreichend vorbereitet war und nothwendig eine geraume Zeit auf derjenigen Stufe des staatsgesellschaftlichen Zustandes, welche es durch die konstituirende und gesetzgebende Nationalversammlung gewonnen, hätte stehen bleiben müssen, um in sich die für eine Republik nöthige Grundlage, nämlich das hohe sittliche Gefühl des wahren republikanischen Bürgerthums, die Tugend, die Heiligachtung des Gesetzes, auszubilden.

Ein Trost aber bleibt dem Beschauer dieser ersten französischen Revolution darin, daß diese unselige Republik doch eine Stufe zur Republik war, und nur darum trauert er, daß das edle Volk diese fürchterliche, Blut und Jammer fordernde Stufe betrat, da doch eine andere, bessere frei, ja von ihm sogar schon in Besitz genommen war.

Nicht dem Volke ist zu zürnen, nicht über das unglückliche Volk ein Fluch auszusprechen, sondern über das Herrenthum, über Adel, Geistlichkeit und Hof, welche durch ihr fortdauerndes Streben in ihren

alten Grundsätzen das Volk und die Verhältnisse in die entsetzliche Ueberspannung trieben.

Die Begeisterung für die Republik, welche durch die Herstellung der Verfassung wieder erwacht war, war so groß, daß der Convent alles zu decretiren wagen konnte und selbst bei tyrannischen Anordnungen Widerspruch nicht zu fürchten hatte. Die Gefahren waren groß. Weit über die Gefahren hinaus reichten die vorbeugenden Anordnungen.

Aber das Volk, und ob die Opfer unersetzlich waren, fügte sich mit wahrhafter Wollust. Das sogenannte Maximum wurde decretirt, wodurch den armen Volksclassen auf Rechnung der besitzenden billige Nahrungsmittel gesichert wurden; und das Decret wurde ohne Widerstand angenommen. Die Schätze an edlen Metallen, Rossen, Geräthen, Früchten wurden vom Convent gefordert, und sie wurden von dem Volke dargereicht. Eine Aushebung der sämmtlichen männlichen Personen vom 18ten bis 25ten Lebensjahre wurde angeordnet, und alsbald stand eine Armee von nicht weniger als 1,200,000 Mann zur Verfügung des Conventes, welche mittels der Conventsdecrete eben so rasch ausgerüstet als versammelt war.

Mit dieser Armee begann nun der Convent den

Kampf gegen die inneren und äußeren Feinde zu betreiben. An den Grenzen wurden glorreich die Armeen der fremden Fürsten besiegt und die Insurrection in den Provinzen niedergedrückt. Nur Lyon und Toulon hielten sich eine geraume Zeit, doch fielen endlich auch diese beiden Hauptstützpuncte der großen Gegenrevolution, jenes durch den General Kellermann, dieses durch den General Dugomier am 17. December 1793.

Vor Toulon hob sich ein Name aus der Dunkelheit hervor, welcher in naher Zukunft die halbe Welt in Bewegung bringen, und unter welchem das unvermeidlich gewordene Verhängniß der überspannten Revolution in Erfüllung gehen sollte. Dieser Name war Napoleon. Der Bataillonscommandeur Napoleon Buonaparte hatte so Wesentliches zur Erstürmung beigetragen, daß er von Dugomier nachdrücklich dem Convent empfohlen wurde.

Der innere Krieg zog sich nun an denjenigen Ort zurück, auf welchem er begonnen hatte, nämlich in die Vendée. Die Heere der Vendée erlitten Niederlage nach Niederlage.

Es entzückte das Herz, zu sehen, wie schwach der Sklavensinn, wie stark die Begeisterung für Freiheit macht, wie wenig die Hingebung an einen Herrn

wie sehr die Hingebung an die eigene Würde zur Heldenschaft und Würde führt.

Die royalistischen Vendéer, allenthalben geschlagen, faßten den Entschluß, ihre des anfangs leicht gefundenen Lorbeers beraubte Stirn in fremdem Lande zu verbergen. Vierzigtausend ihrer, darunter die Geistlichen und Adeligen des Landes traten die Auswanderung mit bewaffneter Faust an.

Allein auch dieses für die Republik minder gefährliche Vorhaben waren sie nicht im Stande auszuführen. Von den pfeilschnellen Armeen des Conventes gepackt, erlitten sie eine fürchterliche Niederlage. Kaum einigen Tausenden war es vergönnt der großen Opferung zu entkommen und noch eine Lebensstunde für die Erkenntniß zu gewinnen, daß der Mensch immer ein Thor ist, wenn er die Ausschweifungen einer neuen Zeit zu Gunsten der alten zu bekämpfen strebt.

28.

Jetzt als Sieger sich vor den zersprengten Armeen der fremden Fürsten und somit von dieser Seite ohne Gefahr, und als Sieger sich in dem Gebiete der innern Feinde erblickend, begann der Convent mit der

Eile, welche seine Lage nöthig, und der Grausamkeit, welche seine Natur möglich machte, die Ausrottung aller der Republik feindlichen Elemente. Er umgab die Vendée mit sechzehn befestigten Kriegslagern und sendete fliegende Colonnen durch die unterworfenen Departements, welche, mit Feuer und Schwert fürchterlich waltend, sich den Namen der höllischen Colonnen erwarben.

Hinter diesen grausamen Armeen zogen die Commissare des Conventes in die wichtigsten Städte ein, und was jene nicht unter Berufung auf das Kriegsrecht mit dem Schwerte gepackt und vertilgt hatten, das ergriff das unnachsichtige Richterschwert der Commissare.

So ließen Collot d'Herbois, Fouché und Couthon in Lyon Tausende von Bürgern, Edelleuten und Geistlichen niedermachen und ganze Straßen schleifen. Nicht anders walteten Barras und Fréron in Toulon, und Tausende von Häuptern fielen in den übrigen Orten der unterjochten Provinzen.

Das ganze Element des Royalismus sollte ausgerottet werden, und darum wiesen die republikanischen Richter jede Abmessung der Schuldgröße zurück. In der Gesinnung lag die Schuld. Gehörte sie dem Königthum, der Volksknechtschaft an, so

war sie ein todeswürdiges Verbrechen und setzte das Messer der Guillotine in Schwung, wie wenig sie auch ausgeübt haben mochte.

Grausam, unmenschlich, scheußlich erscheint dem Angehörigen einer ruhigen Zeitperiode und eines glücklichen, freien und in dem Geleise einer guten Organisation bereits eingefugten und ohne Störung dahinlebenden Staates ein solches Gerichtsverfahren.

Allein die Befestigung und Fortdauer der Freiheit schien nun einmal von demselben bedingt, und dies dienet dem Convente zur Entschuldigung. Die Republik war zu früh geboren, und ihre Verhältnisse waren nun einmal so unglücklich, daß nur die Gewaltthat Rettung versprach. In wogenden Strömen floß das Menschenblut, ein Leben war nicht einen Deut werth.

Wohl erweckten die unzählbaren gräßlichen Hinrichtungen Jammer in mancher Brust, allein es war ein Jammer über die schreckliche Nothwendigkeit. Aber in keiner Brust erweckten sie Sympathie für den alten Zustand des Reichs.

Und wie konnte dies der Fall sein? Zeigte nicht das Herrscherthum Blutströme, die millionenmal größeren Jammer erweckten, Blutströme, die einzig der Laune oder dem nichtswürdigen Gelüst, oder einem

geringen Vortheile eines einzigen Menschen, des vielleicht verächtlichsten, nichtswürdigsten Menschen flossen? Ließen Hunderttausende ihre Häupter auf dem Schaffot als ein Opfer der Freiheit, so war dies hunderttausendmal trostvoller, als wenn ein einziger Mensch sein Haupt einst darum verlor, oder sein Leben darum in einem Kerker verwimmern mußte, daß er mit tugendlichem Herzen und freier Zunge vielleicht ein ungebührliches, schandhaftes Recht des schamlosen Herrschers bestritten oder verletzt hatte. Und minderen Schauder erregten die Blutsttöme, welche hier um der Freiheit willen fließen mußten, als jene, welche Ludwig XIII. u. Ludwig XIV. in den Kerkern und auf den Schlachtfeldern und Karl IX. in den Straßen von Paris ihrer Herrschsucht und Laune zu gefallen rinnen machten. Grausam war die junge Freiheit. Aber das Volk liebte selbst diese grausame Freiheit, gedachte es der schmachvollen Knechtschaft; und es billigte die furchtbaren Maaßregeln des Conventes, denn die Fortdauer der Freiheit und die Verwandlung der grausamen Freiheit in eine gesicherte ruhige Freiheit schienen sie zu erheischen.

Ja auch der Historiker möchte der herrschenden Partei darum nicht zürnen, daß sie die Royalisten durch jedes mögliche Mitel auszurotten suchte; destomehr aber darum, daß sie das Ausrottungssystem

auch gegen Bruderparteien anwendete, Parteien, welche nie der Herrschaft der Fürsten eine Huld bewiesen, immer der Republik ihr Herz geweihet hatten. In der Verfolgung deren bewies sich, daß ihrer Handlungen Triebfeder die Herrschsucht war, und dieser Beweis erklärte sie der Verdammung werth.

Es war die Partei Robespierres, welche jetzt an der Spitze des Reiches stand. Sie hatte den sogenannten Wohlfahrtsausschuß eingenommen und beherrschte aus diesem den Convent. Sie beschloß, und der Convent genehmigte. Mit ihr war der große Volkshaufen. Gemeines Sinns, war nicht die republikanische Freiheit, sondern ihr Selbst ihr Ziel, aber die ausgedehnteste republikanische Freiheit war ihre Firma, ihre Flagge, ihr Banner, und durch dieses flößte sie ihren natürlichen Mitteln die übernatürliche Kraft ein, welche zur Bewältigung der chaotischen und gefährlichen Verhältnisse der Republik nöthig war.

29.

Nachdem also der Wohlfahrtsausschuß die Freunde der Fürstenherrschaft, die Royalisten der Provinzen, völlig

vernichtet zu haben glaubte, wendete er sich gegen diejenigen Parteien, welche durch ihren Widerstand gegen republikanischen Fanatismus und Anarchie einst das Emporkommen der robespierreschen Partei beeinträchtigt hatten und jetzt die Herrschaft derselben bekämpften oder wenigstens in Gefahr setzten. Man faßte zuerst die, welche bereits halb gefangen und daher am machtlosesten war.

Das war die girondistische. Der Prozeß gegen die eingekerkerten Girondisten, vom Wohlfahrtsausschuß im Tribunal geleitet, war kurz. Es war eine Zeit des Todes, der Lebensvernichtung. Der Schrecken saß in der Herrschaft, die Guillotine war in Mode. Strafabstufungen gab es nicht, denn es gab keinen Unterschied in den Vergehen. Ein jedes machte verdächtig, jeglicher Verdacht ließ große Gefahren ahnen und machte jeglichen Schein zur That, jegliches Vergehen zu Hochverrath, zu Verrath an der Volksfreiheit.

So geschah es, daß die herrlichsten Männer der Gironde, die trefflichsten, edelsten Republikaner zum Tode verurtheilt wurden. Ihnen voran mußte die Königin Maria Antoinette das Blutgerüst besteigen (am 16. October). Am 31. October bestiegen es die Girondisten, einundzwanzig an der Zahl. Unter den Tausenden von Köpfen, welche jetzt auf Robespierres

Befehl fielen, befand sich auch der ränkevolle des Herzogs Philipp von Orleans, jenes nichtswürdigen Menschen, der bei König und Pöbel, bei allen Parteien zugleich ein selbstsüchtiger Verräther war.

Die Gewalt Robespierres besaß nur den Schein einer Schranke, in der That aber war sie schrankenlos. Die große Menge bejauchzte die Freiheit und hieß den Willen des gewaltigen Dictators gut. Sie betrachtete nur das Freiheitsbanner, welches der Dictator und seine Genossen in der Hand trugen, aber nicht die Handlungen, welche unter diesem Banner ausgeübt wurden. Die Unbildung pflegt alle anderen Sinne zu verlieren, wenn einem ihrer Sinne bis zur Uebersättigung genügt wird.

Anders war es mit den politischen Parteien, welche früher mit der Robespierres theils Eins gewesen, theils gemeinschaftlich gegen die gemäßigte Partei des Conventes nach der ausgedehntesten Volksfreiheit gestrebt hatten, jetzt aber gewissermaßen unterthänig geworden waren. Obschon sie sich an der Stelle der robespierreschen Partei keineswegs anders verhalten haben würden als diese, so verziehen sie doch derselben die Herrschaft nicht und machten es ihr vielmehr theils laut, theils ränkesüchtig im Geheimen, theils durch Demonstration zum schweren

Vorwurf, daß sie den Preis ihres Sieges nicht dem Volke überlassen hatte, welchem sie ihn schuldig war, sondern ihn sich selbst zugeeignet hatte.

Leise begann nun der Kampf von Seiten jener Parteien gegen die herrschende, indem sie, nach Maßgabe ihrer Ideen beschuldigend, die Menge, welche noch an der robespierreschen Partei hing, an sich zu ziehen suchten.

Am gefährlichsten war jetzt dem herrschenden Wohlfahrtsausschuß die Partei der Municipalität. Sie glaubte an dem Volke einen Hang zur Tollheit gewahrt zu haben und durch Ueberbietung in Tollheit — nach ihrem Ausdruck: in republikanischem Eifer — die Menge an sich ziehend, die Partei Robespierres besiegen und vom Stuhle der Herrschaft verdrängen zu können.

Aus solcher Idee und diesem Streben entsprang die Verwerfung der christlichen Zeitrechnung und Einführung des republikanischen Kalenders, eines der seltsamsten Erzeugnisse der überspannten Revolution. Dieser Kalender setzte den Anfang der Zeitrechnung auf den Tag der Conventseröffnung und Proclamirung der Republik und Freiheit, nämlich den 22sten September 1792 fest. Jeder Woche theilte er zehn

Tage, jedem Monate drei Wochen und dem Jahre zwölf gleiche Monate von dreißig Tagen zu.

Den sonach zum vollen Jahre mangelnden Theil ersetzte er durch fünf Tage, welche dem letzten Monate folgten und die Sansculottiden genannt wurden Diese fünf Tage sollten Festtagen gleich, und der erste derselben dem Genie, der zweite der Arbeit, der dritte den Thaten, der vierte der Belohnung und der fünfte der Meinung geweiht sein. Die Namen der Monate waren Vendémiaire (October), Brumaire (November), Frimaire (December), Nivose (Januar), Ventose (Februar), Pluviose (März), Germinal (April), Floréal (Mai), Prairial (Juni), Messidor (Juli), Thermidor (August), Fructidor (September). Die Tage der Wochen, welche Decaden genannten wurden, erhielten ihre Namen nach der Zahl z. B. Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi etc.

Mit Jubel genehmigte das Volk diesen neuen, wie es meinte, echt republikanischen Kalender, und die Partei der Municipalität glaubte dadurch schon viel gegen den Wohlfahrtsausschuß gewonnen zu haben.

Allein sie wollte ja den Ausschuß stürzen, und dazu das Volk ganz gewinnen. Sie that also einen neuen Schritt, von welchem sie sich den Beifall

der nun einmal für überspannte Ideen eingenommenen Menge versprach: sie ließ den Convent, der sich so dienstfertig vor ihrer Macht als vor der des Wohlfahrtsausschüsses beugte, die Abschaffung der christlichen Religion decretiren und führte einen für diese Republik in der That besser passenden Gott ein, nämlich die Vernunft in der Gestalt, und zwar in der lebendigen Gestalt einer Dirne.

Vielleicht nie war das schöne Geschlecht zu so hohen, gar übermenschlichen Ehren gekommen. Der Tollheit hatte nun endlich nicht einmal mehr der Raum des Ernstes zugereicht, sie hatte sich bis ins Spaßhafte begeben müssen; die Hurenhäuser waren Tempel der Vernunft und Wohnorte der Götter geworden.

Auch diese Neuheit der wunderlichen Republik nahm die Menge mit maßlosem Jubel auf, und es fehlte nicht an Geistlichen aller Classen, welche sich freudig für diesen neuen, die Pein des Cölibates beseitigenden Gott entschieden.

Auch der Bischof Gobel von Paris meinte, einer hübschen Dirne müsse es sich weit angenehmer und genußreicher dienen als dem unsichtbaren Manne in den Wolken, und darum müsse man sich der heiligen Vernunft fügen und dem gesammten Priesterstande

eiligst und eifrigst mit bestem Beispiele vorangehen. — Im Brumaire entsagte er öffentlich im Convente dem alten Gotte und verschwor sich als der beßtrepublikanische Priester seiner Zeit mit geheimem Entzücken dem neuen weiblichen.

Als Robespierre sah, welch' eine Macht die Municipalpartei jetzt durch die Menge gewann, die sich in der Lust an diesen hochrepublikanischen Einrichtungen den Schöpfern derselben anschloß, erschrak er nicht wenig, und mit ihm der ganze Wohlfahrtsausschuß.

Noch war die Macht seines Ansehens ungeheuer. Er fühlte sie, und, ihr vertrauend, wagte er es, durch Verdammung des schöngeschlechtlichen Gottes und Anordnung der Verehrung eines „höchsten Wesens" den Strom der Tollheit zu brechen, der seiner Partei den wichtigsten Schatz zu rauben und ihn einer andern Partei zuzuschwemmen drohte.

Allein der Gott in einer schönen Dirne gefiel nun einmal; er gewährte in einer Zeit der schrankenlosen Freiheit und der fast erschöpften Ideen mehr Genuß als das unsichtbare „höchste Wesen." Seine Maßregel führte nicht völlig zum Ziele. So meinte Robespierre, sei nichts übrig, als durch völlige Ver-

nichtung der Municipalpartei seine Herrschaft zu erhalten.

Schon am 15. Frimaire des 2ten Jahres der Freiheit (1793) griff er dieselbe vor dem Convent mit der Beschuldigung an, daß sie die Köpfe des Volkes durch philosophische und unsittliche Tollheiten, und durch das tolle Volk die Verhältnisse der Republik zu verwirren suche, um die bestehende Regierung, den Convent, zu stürzen und auf dem Grabe der republikanischen Freiheit ein Tyrannenscepter zu erheben. So schalt der Wolf, der das Schaaf im Rachen hatte, den Fuchs eine mörderische Canaille, die nach des Schaafes Leben trachte. Sollte ein Mensch im Gebiete der Menschenkenntniß hohen Ruhm erwerben, so mußte er zur Zeit der ersten französischen Republik und in dieser leben.

Als Robespierre jene öffentliche Anklage geführt, traten plötzlich alle seine Freunde, wenigstens alle Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses mit Denunciationen gegen die Aufrührer der Municipalpartei hervor. Sie, namentlich St. Just, Robespierres eifrigster Anhänger und Diener, beschuldigten sie — was that die unversteckbare Lügnerstirn dagegen? — Agenten des feindseligen Auslandes zu sein und sich

verschworen zu haben, die Republik an einen Tyrannen zu verrathen.

Beweise waren nicht nöthig, desto weniger, da das Volk sich nicht im Interesse der Beschuldigten regte. Aus der Hand des Häschers in die Hand des Henkers führte ein nur spannenlanger Weg, denn Häscher und Henker wandelten in dieser französischen Republik Arm in Arm. Hébert, der gewaltigste Pöbelhäuptling der frühern Zeit, der General Ronsin, Anacharsis Cloots, der gräulichste Gottesleugner und eifrigste Verehrer der lebendigen Vernunftgöttinnen, Vincent, Monmoro und eine große Menge ihrer Collegen bestiegen Frankreichs merkwürdige Freiheitsmaschine, die Guillotine.

Diese blutige Sklavin Robespierres räumte fürchterlich in den Municipalämtern von Paris auf. Unter ihrem eisernen Finger verlor beinahe die ganze Partei die Köpfe, und unzählige welche als Verdächtige, eigentlich aber als Tadler Robespierres, seit langer Zeit im Kerker gesessen hatten, aber nicht leicht irgend eines begreiflichen Vergehens angeklagt werden konnten, wurden jetzt dieser Partei, welche die Köpfe verwirkt hatte, beigezählt.

So hatte Robespierre diese ihm feindliche Partei vernichtet, und nicht bloß seine Herrschaft gesichert,

sondern auch dadurch seine Macht verdoppelt, daß er seine Anhänger in die verwaisten Municipalämter brachte.

Jetzt wendete er sich mit desto größerm Muthe gegen eine andere, ihm durch das hohe Ansehen, welches sie bei der besseren Classe des Volkes besaß, nicht minder gefährliche Partei. Nicht wie die Municipalpartei trachtete die Partei Dantons durch Fortreißung der Menge in ausschweifenden Ideen nach der Herrschaft. Ihr in früherer Zeit gewonnenes Ansehen genügte ihr, herrschen mochte sie nicht, ihr Republikanismus war reiner als der Robespierres und der übrigen Parteien. Grausam war Danton gewesen, als es galt, die Republik herzustellen. Jetzt, wo dieses Ziel erreicht war, mochte er Grausamkeit nicht mehr billigen, und nur das friedliche Walten des Gesetzes gut heißen, unter welchem allein von einer wirklichen republikanischen Freiheit die Rede sein kann. Darum verdammte er die dictatorische Herrschaft Robespierres und schrie Wehe über das Blut des Volkes, welches der kalte, eigensüchtige Wüthrich in hohen Strömen von dem Rücken der Guillotine herabfließen ließ.

Aber indem er sich dadurch den Bösewicht zum Feinde machte, erwog er nicht, daß sein Ruf durch die Monate lang beobachtete Mäßigung bereits ver-

altet, und seine Macht der Macht seines Feindes nicht mehr gewachsen war. Er ließ thatenlos die Wetterwolke über sein Haupt hereinziehen. Das Blut, welches er einst fließen gemacht — und ob er auch glaubte, daß die gerechte Sache, die Nothwendigkeit, das grausame Gesetz gegeben — drückte ihn und machte ihm das Leben lästig. Er schien sich nach der Erfüllung einer vergeltenden Bestimmung zu sehnen.

Seine Freunde glaubten durch seinen Ruf, würde er aufs Neue durch ihn emporgehoben, die Republik und ihn zu retten. Sie beschworen ihn, Robespierre und dessen Helfer zu denunciren. Allein er weigerte sich zu willfahren.

„Ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren," sagte er.

Währenddem war seine Anklage im Wohlfahrtsausschuß geschehen und seine Verhaftung beschlossen worden (zu Anfang des Germinal). Er wurde in Kenntniß gesetzt von dem Geschehenen, aber er entfloh nicht. Während der Nacht wurde er mit seinen Freunden, dem geistreichen Camille Desmoulins, Philippeaux, Lacroix und dem ruhmvollen General Westermann, auf Befehl des Ausschusses, d. h. Robespierres, verhaftet.

Eine Stimme erhob sich im Convente, um durch Dantons eigene Worte seine Verhaftung gerechtfertigt oder verdammt zu hören. Allein Robespierre machte die Stimme schweigen und ließ seinen eifrigen Diener St. Just die verleumderische Anklage stellen. Dieselbe wurde genehmigt und dem mörderischen Revolutionstribunal, der eigentlichen Werkstätte des blutsüchtigen Dictators, übergeben.

Und schon schien es, als ob Danton und seine Sinnes- und Schicksalsgenossen durch ihre Vertheidigungsreden das Leben und den Sieg über ihren Feind gewinnen sollten. Das Redlichkeits- und Menschlichkeitsgefühl des Volkes auf den Tribunen erwachte, die Sympathie mit den Angeklagten gab sich in tobenden Stürmen kund und setzte die Richter, deren Augen nicht minder ängstlich forschend an Robespierres bleicher Tigerstirn hingen, als ihre Ohren an den Tribunen, in Verlegenheit.

Da ließ Robespierre die Oeffentlichkeit des Gerichtes aufheben und ohne weiteres Verhör das Todesurtel aussprechen. Und das Todesurtel wurde vollzogen.

Das Vergeltungsrecht wollte seine Geltung haben. Das vergossene Blut der Menschheit läßt sich nimmer durch Wohlthaten an der Menschheit aus-

gleichen. Dieses Gesetz steht auch selbst über den Menschen, welche Kronen tragen. An dieser Wahrheit haftete lange deren Gedanke; doch auch der Gedanke derer, welche für das Heiligste der Völker kämpfen! Die Stifter der ersten französischen Republik mußten zu Grunde gehen. Durch Blut hatten sie diese Republik gestiftet, und sie mußten ihr Blut dieser Republik zum Opfer bringen; ja diese Republik selbst konnte nicht dauern. Statt einer Pflegerin der Menschheit hatten sie ein Ungeheuer gemacht, welches die Menschheit verschlang, und sterben mußte, als es sich, blindlings verschlingend, überfressen hatte.

30.

Durch den Sieg über jene Parteien war Robespierre allmächtig geworden. Alles, Ausschüsse, Convent und Tribunal, beugten sich vor ihm, sein Wort, sein Nicken, sein Blick war ein Gesetz, ein Decret.

Jemehr Menschen aber im Schauder des täglich rinnenden Blutes den Widerspruch zwischen der robespierreschen Herrschaft und der Freiheit der Republik entdeckten, destomehr wuchs die Zahl seiner Feinde.

Dies aber erschreckte jetzt den furchtbaren Mann wenig, da in seiner Hand eine so unbeschränkte Macht lag, daß er seine Feinde in gleichem oder höherem Maße durch das Wasser der Guillotine vermindern konnte, als sie sich mehrten.

Die Verhaftungen und Hinrichtungen, stets im Namen der Freiheit und Tugend ausgeübt, wurden jetzt zahllos. Von früh bis zum Abend arbeitete die Guillotine. Manchem Tage warf sie über hundert Köpfe in den Schoß. Die Gefängnisse wurden leer und füllten sich immer aufs Neue wieder, um sich rasch aufs Neue zu leeren.

Nicht bloß Robespierre brachte seine Feinde auf die Guillotine, sondern auch jedes Mitglied seines Anhangs die seinigen. Und jedem der Schlachtopfer wurden fast immer seine Familie und Freundschaft, ja selbst Bekanntschaft nachgesendet, denn die Verbindung oder der Umgang mit dem Verurtheilten machte diese verdächtig, und selbst der leiseste Verdacht ließ den um seine Herrschaft besorgten Wütherich die Vernichtung nothwendig erachten.

Das Volk schien sich an das blutige Schauspiel der Guillotine gewöhnt zu haben. Es strömte nicht mehr wie im Anfange der Schreckensherrschaft in blödsinnigem oder barbarischem Jubel den Richtstätten

zu. Die Hinrichtungen währten ohne Unterbrechung den ganzen Tag. Es war eine endlose Tragödie ohne Scenenwechsel, ein alltägliches Ding. Kaum blieb noch der Vorübergehende stehen, wenn die mit Unglücklichen beladenen Karren durch die Straßen zogen und die Henkersknechte ihr Handwerk trieben.

Allein die Länge dieses Schauspiels regte die Menge doch endlich zu der Frage an, ob dieses blutige Schauspiel ohne Ende auch in gutem Rechte beruhe, und Robespierre mußte ein Mittel ersinnen, welches jenen Henkereien Rechtfertigung gewährte. Er erhob also die republikanischen Tugenden, welche im drängenden Wechsel der Verhältnisse sein Schild und seine politische Tendenz geworden waren, zum Gesetz und weihete denselben durch Decret sogar die Ruhe- oder Festtage der Decaden. Wahrheit, Gerechtigkeit, Schamhaftigkeit, Freundschaft, Mäßigkeit, Treue, Ruhm, Unsterblichkeit und andere derartige allgemeine Begriffe wurden an Heiligkeit dem höchsten Wesen gleichgestellt, und nun war es leicht, eine jede Hinrichtung auf das Genügendste zu motiviren, denn nicht leicht mochte es auf Erden, und vielweniger in Frankreich einen Menschen geben, der nicht der Verletzung eines dieser Götter oder einer dieser republikanischen Tugenden beschuldigt werden konnte.

Trotzdem verließ ihn die Ahnung von der Unumgänglichkeit des baldigen Endes seines Treibens und seiner Herrschaft nicht. Es erging ihm wie dem Schiffer, der, auf hoher See die Baufälligkeit seines Schiffes gewahrend, sich nach einer Gondel umblickt. Er drängte sich eng an seine vertrautesten Freunde St. Just und Couthon, und in dieser Verbindung neues Vertrauen gewinnend, wagte es der Thor einem noch höherem Ziele zuzustreben, als das war, welches er bereits erreicht hatte.

Bisher war er gleichmäßig mit allen Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses verbunden gewesen, und aus dieser Einheit entsprang vorzugsweise seine Allmacht. Jetzt fester an einige dieser Mitglieder angeschlossen, und mit denen weiter strebend, als die andern gelangen sollten, brachte er eine Spaltung im Wohlfahrtsausschuß hervor, welche seinen Fall begründen mußte.

Viel zu klug war Robespierre, als daß er nicht seine Operation als gefährlich hätte erkennen sollen. Allein seine inneren und äußeren Verhältnisse, die Bestimmung, das Naturgesetz der Dinge, das Fatum, das Verhängniß drängte ihn in die Gefahr. Er konnte nicht stehen bleiben, er konte nicht weichen, er konnte nicht umgehen, er mußte mit vollem Bewußtsein

folgen, und folgte mit Täuschung seines Bewußtseins durch momentan aufsteigende Selbstvergötterung.

Die Ahnung seines Sturzes wurde häufiger und schwerer, jemehr er an der scheuen Zurückgezogenheit der meisten Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses den Boden unter seinen Füßen unsicher werden fühlte. Und desto ängstlicher besorgt wurde er für seine Erhaltung, desto furchtbarer wurde er, desto begieriger trachtete er danach, seine zahllosen, von Tage zu Tage sich mehrenden Feinde bis auf den letzten zu vernichten.

Seine Furcht und Wuth wurden noch stärker durch meuchelmörderische Versuche erregt. Ein Mann, Namens l'Admiral versuchte am 3. Prairial aus einem Hinterhalte den Wütherich zu tödten, und am 4. Prairial drang ein junges Mädchen, Namens Cäcilia Renault mit gleicher Absicht in die Wohnung desselben.

Allein es glückte dieser Heldin nicht wie der edlen Charlotte Corday, unter deren Dolche jenes blutgierige, wüthende Haupt der Municipalpartei und des Pöbels, Marat, im verflossenen Jahre sein Leben verröchelt hatte. Wie Charlotte Corday mußte Cäcilia Renault, und mit ihr ihre ganze schuldlose Familie, die Guillotine besteigen.

Jetzt genügte dem fürchterlichen Dictator die Unterthänigkeit des Revolutionstribunals und die Weitschrankigkeit des Gesetzes nicht einmal mehr. Das Revolutionstribunal beobachtete noch einige Formen, welche den Weg der Schlachtopfer von der Verhaftung bis zur Guillotine um eine Minute verzögerten. Das Revolutionstribunal war auch zu umfanglos, um die ungeheure Arbeit übernehmen zu können, welche Robespierre ihm jetzt vorzulegen gedachte.

Robespierre ließ daher seinen dienstfertigen Knecht Couthon auf Abschaffung dieser Formen, namentlich der, welche dem Angeklagten einen Vertheidiger zusicherte, und auf die Erweiterung des Tribunals durch vier Sectionstribunale antragen. Ferner ließ Robespierre ihn auf Erweiterung des Gesetzes, nach welchem Conventsmitglieder nur durch ein Decret des Conventes verurtheilt werden konnten, bis dahin, daß es zu deren Verdammung nur des Ausschusses bedürfe, antragen.

Es trat in diesen Anträgen zu deutlich ans Licht, daß Robespierre darnach trachte, sich auch von seinen Gegnern im Convente durch die Guillotine zu befreien. Schrecken ergriff bei diesen Anträgen den ganzen Convent und vorzugsweise den Berg, auf

welchem jetzt die Anhänger Dantons, die Feinde des robespierreschen Schreckenssystemes, saßen, und jene Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, zwischen denen und dem Dictator eine gewisse Trennung eingetreten war.

Einige muthige Männer wagten es, die Anträge, welche Robespierre zu dem unumschränktesten Herrn über Leben und Tod machen würden, zu bekämpfen. Das Grundgesetz jeder Republik, die Freiheit der Berathung der Volksvertreter, werde vernichtet, wenn man diese Anträge durchgehen lasse, die jedem Worte mit der Guillotine drohen, behaupteten sie. Ihr Antrag auf Zurückweisung fand Unterstützung.

Da bestieg Robespierre selbst zu Unterstützung der Anträge die Rednerbühne. Noch war sein Wille allmächtig, die Furcht vor ihm ungeheuer. Alles beugte sich, alles schwieg, niemand wagte eine Widerrede, die Anträge gingen durch, und, — Robespierre war gewaltiger, als er je gewesen war.

31.

Mit einer furchtbaren Hast suchte Robespierre jetzt seine Feinde los zu werden. Die Hinrichtungen wurden zahllos. Mindestens funfzig fanden an

einem jeden Tage statt. Die Kerker wurden leer. Schon meinte Robespierre sein Ziel erreicht, seiner Herrschaft eine eiserne Dauer gegeben zu haben. Aber er irrte sich. Die gefährliche Größe seiner Macht hatte die Zahl seiner Feinde größer gemacht, als sie je gewesen. Nur verbargen sie ihre Gesinnung, schaarten sich im Geheimen und erwarteten den zum Handeln günstigen Augenblick.

Die Größe seiner Macht täuschte den Dictator über seine Sicherheit. Die Municipalität, die Sectionen, der Pöbel, die Nationalgarden, der Klubb der Jacobiner, das Revolutionstribunal, alle diese Mächte waren vermittels seiner Creaturen Posten in der Summe seiner Macht. Er selbst glaubte nie sicherer gestanden zu haben.

Aber er erwog nicht, daß er alle jene Kräfte nur durch das Ansehen des Nationalconvents in Bewegung setzen konnte, und daß dessen Name ihm fehlte, sobald er gegen denselben operiren wollte, was doch jetzt, um zu dem letzten Ziele zugelangen, nöthig war.

Die andere Partei des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses hatte seit längerer Zeit seine Usurpation und Nichtswürdigkeit bei der Menge an's Licht gestellt. Er erfuhr dies durch seine zahllosen Spione, und meinte, daß nun eben die rechte und

höchste Zeit sei, von der Erweiterung jenes Gesetzes Gebrauch zu machen. Er forderte also, daß gewisse Mitglieder der Conventsausschüsse zur Guillotine gebracht würden.

Da aber erfuhr er in den Ausschüssen selbst den ersten Widerstand. Die Ahnung seines Sturzes stieg wieder mächtig in ihm auf. Eine peinliche Furcht bemächtigte sich seiner. Er warf sich der Menge, die ohnehin sein war, tiefer in die Arme und zog sich vom Convente zurück, wodurch er immer mehr den Boden unter den Füßen verlor. Statt bisher allmächtig durch das Gesetz, mußte er jetzt seine Erhaltung in einem Kampfe gegen das Gesetz suchen. Bis jetzt der schrecklichste Verfolger der Verschwörungen, wurde er nun selbst ein Verschwörer.

Seine Genossen waren St. Just, Couthon, der Maire Fleuriot, der Tribunalpräsident Dumas, der Vicepräsident Coffinhal und der Kommandeur von Paris Henriot. Die Verschworenen waren entschlossen den Convent durch die Gewalt der Waffen zu vernichten, wenn er es wagen würde, auf die wiederholte Anklage seiner Ausschüsse nicht einzugehen.

Denn alles kam Robespierre nur noch darauf an, seine Feinde in den Ausschüssen und im Convente

selbst — in diesem waren es vorzüglich die auf dem Berge sitzenden Dantonisten — zu verfügen.

Allein seine Feinde waren auf den Angriff vorbereitet. Und besaßen sie auch die Dreistigkeit und den Muth des furchtbaren Gegners, dieses bis jetzt nie besiegten Usurpators, nicht, so besaßen sie doch eine ermuthigende Ahnung derjenigen Ueberlegenheit, die ihnen daraus entspringen mußte, daß sie für den Convent, ihre Gegner gegen den Convent kämpften, und darum das Volk zwischen den Kämpfern in Zweifel stehen und beim ersten glücklichen Erfolge auf die Seite des Convents treten mußte, der ihm doch ohne Frage heiliger war als ein einzelner, zumal schon von manchem verdächtigenden Flecken behafteter Mensch.

Freilich hatte Robespierre nicht versäumt, alle Kräfte auf die Vorbereitungen zu seinem Kampfe zu verwenden. Er hatte fortwährend im Jacobinerklubb präsidirt, er hatte fortwährend mit der Municipalität, den Sectionsdirectoren und den Nationalgarden den engsten Verkehr gepflegt, er hatte eine Menge Volksversammlungen gehalten und durch leise Verleumdungen, wie durch laute Anklagen, durch Vorspiegelungen und Versprechungen Jacobiner, Municipalität, Sectionen, die Menge und alles, womit

er in Berührung gestanden, in Erbitterung gegen den Convent und namentlich die ihm feindlichen Mitglieder desselben zu bringen gesucht.

Am 8. Thermidor begann Robespierre im Convente den Kampf. Listig sein Interesse mit dem der großen Mehrheit des Conventes verschmolzen darstellend, klagte er in einer langen und heftigen Rede den Berg und die Ausschüsse des Verrathes an der Volksfreiheit, der Republik an, und forderte, daß der Convent die Bezeichneten als Verbrecher aus sich ausstoße und vernichte.

Er hatte Beifall erwartet. Allein es blieb still in der Versammlung. Nur ein leises, dumpfes Gemurmel in den Reihen, und die Gesichter zeigten eine bedeutungsvolle Unzufriedenheit.

Da forderte einer der Volksvertreter von Robespierres Partei, daß die Anklagerede gedruckt und veröffentlicht werde. Sogleich erhoben sich einige kühne Männer und warfen die Anklagen auf den verrätherischen Kläger, auf Robespierre, zurück.

„Es ist Zeit," sprach Cambon, „die Wahrheit zu sagen: Ein einziger Mensch lähmte den Convent, und dieser ist Robespierre."

„Man reiße die Maske," rief darauf Barennes, „auf welchem Gesicht sie sich auch befinden möge,

herunter; lieber mag ich meinen Leichnam einem Ehrgeizigen überlassen, daß er sich darauf einen Thron errichte, als durch Zurückhaltung ein Beförderer seiner Schandthaten werden."

Und ein anderes Mitglied des Convents, Namens Fréron, trug darauf an, daß das Decret, nach welchem Volksvertreter verhaftet und gerichtet werden konnten, wieder zurückgezogen werde.

Diese direct auf Robespierre geführten Angriffe kamen zu früh, allein sie bereiteten vor und trugen zu dem Beschlusse des Conventes bei, Robespierres Rede zur Untersuchung an die Ausschüsse zu senden.

Da erhob sich wüthend der furchtbare Diktator.

„Wie," rief er, „ich spreche im Schooße des Conventes Wahrheit, wie die Pflicht gegen das Vaterland es erfordert, und statt einzustimmen, sendet man meine Anklage zur Untersuchung an die Angeklagten?"

Allein seine Macht war zerbrochen, er selbst hatte das gezeigt, er war nicht mehr der Furchtbare. Knirschend darum, daß er seinen Willen nicht durchgesetzt, sein Ziel nicht in der leichteren Weise erreicht, ging er, um nun das Signal zum Aufstande zu geben, zu seinen Verbündeten.

Eine große Versammlung der Volksvereine, des Jacobinerklubbs, der Municipalität rc. fand am Abend

statt, und nachdem unter Beifallsjauchzen der fanatisirten Menge die Feinde Robespierres für Feinde der Freiheit und des Vaterlandes erklärt und der Beschluß gefaßt worden, den Convent mit bewaffneter Faust zu zwingen, dieselben der Guillotine zu überlassen, oder den Convent selbst zu vernichten, würde alles in Bereitschaft für die Insurrection des nächsten Tages gesetzt.

Zu derselben Zeit war St. Just in dem Conventsausschuß. Man versuchte ihn von Robespierre abzuziehen. Allein er bauete auf Robesbierres Macht und erklärte:

„Eure Zumuthung hat mein Herz beschimpft, und diese Eröffnung werde ich morgen auch dem Convente machen.“

Jetzt wußte man, daß das Ziel von Robespierres Plane auf dem nächsten Tage stand, und versäumte weder eine Minute noch ein Mittel, die durch die Verschiedenheit der politischen Meinung getrennten Theile des Conventes zu einigen und zum Widerstande zu kräftigen.

Am 9. Thermidor (im Jahr 1794) in der Mittagsstunde begann die denkwürdige Conventssitzung, von welcher es abhing, das Joch der französischen Republik, die Schreckensherrschaft des blutgierigen

Advocaten, zu vernichten oder ihr eine noch fürchterlichere Fortdauer zu Theil werden zu lassen.

Bangschlagenden Herzens traten die Conventsmitglieder in den Saal. Zwischen ihnen und Robespierre hing das Schwert. Ließ es sich nicht gegen ihn wenden, so war es um sie geschehen. St. Just stand auf der Rednerbühne. Der Rednerbühne gegenüber hatte Robespierre Platz genommen, um seine Feinde durch den Blick seines düstern Auges und die bedeutungsvollen Falten seiner bleichen Stirn zu entwaffnen.

Ein dumpfes Gemurmel ging schon jetzt durch den Saal, Unruhe auf allen Bänken, beklommen waren Aller Herzen, es war wie bei der drückenden Schwüle vor furchtbaren Ungewittern. Auf den Galerien machten sich Zeichen verschiedener Art bemerkbar.

St. Just, der Engstverbündete Robespierres, hatte das Wort genommen:

„Ich gehöre," rief er, „keiner Faction an und werde sie darum alle angreifen. Es ist vielleicht gefährlich, zu erklären, daß Mitglieder des Conventes die Bahn der Weisheit verlassen haben . . ."

Bei diesem Beginn der Anklage erhob sich ein großer Tumult. Der Redner wurde unterbrochen.

Sogleich erhebt sich der kühne Tallien, und da die Bühne noch nicht frei ist, so spricht er von seinem Platze aus:

„Kein echter Republikaner vermag mit trockenem Auge den unglücklichen Zustand der Republik zu betrachten. Alles in Parteien zerschlagen! Gestern hat ein Mitglied des Convents den Convent anzuklagen versucht, heute geschieht dasselbe von einem andern. Man sinnt auf nichts als Kämpfe, und mag darauf nichts geben, daß unter diesen Kämpfen des Volkes Wohl und Freiheit, die Republik selbst, zu Grunde geht. Ich trage darauf an, daß die Decke gänzlich dem Geheimnisse des Verrathes abgezogen werde."

Beifall rauscht dieser Rede von allen Seiten des Hauses nach.

Danach erhebt sich Billaud Varennes und theilt mit, daß er am vergangenen Tage im Klubb der Jacobiner gewesen und da die verrätherischen Anstalten gesehen und den Entschluß vernommen habe, den Convent mit Waffen nieder zu machen. Ja er bezeichnet einen Menschen, welcher sich den Verschworenen zur Theilnahme an solcher That zudringlich angeboten.

Da verlangt die ganze Versammlung unter lautem Beifall der Galerien und großem Tumulte, daß

der Bezeichnete ergriffen und verhaftet werde. Es geschieht, nachdem man ihn auf den Bänken des Berges gefunden.

Darauf beschwört Billaud Varennes den Convent, nur diesmal nicht schwach zu sein, denn von dieser Sitzung hänge das Ungeheure ab, worüber Frankreich entweder ewig den Convent segnen, oder verfluchen werde. Darauf enthüllt er Robespierres schwarzen Plan und verlangt dessen und seiner Mitverschworenen Verhaftung.

Ein fürchterlicher Tumult erhebt sich aufs Neue. Robespierres Miethlinge schreien Fluch über den Redner, allein sie werden überschrien von denen, welche über den Usurpator der Herrschaft Fluch schreien.

Da erhebt sich, einen finsteren Blick gegen seine Ankläger schleudernd, mit stolzer Stirn Robespierre. Er meint, seine Erscheinung wirke noch wie ehedem übermächtig. Er besteigt die Rednerbühne und will seine Stimme erschallen lassen. Allein kaum ist er dem ganzen Hause sichtbar geworden, so schallt es von allen Seiten:

„Herab mit dem Tyrannen, herab mit dem Bluthunde, mit dem Verräther!“

Die Füße stampfen den Erdboden, die Fäuste schlagen Tisch und Geländer, in das Tosen mischt

sich ohne Aufhören die gellende Klingel des Präsidenten. Umsonst müht sich Robespierre seine Stimme durchdringen zu lassen. Wuthschäumend verläßt er die Bühne.

Jetzt legt sich der Lärmen, und Talien erhebt mächtig seine Stimme:

„Man zerreiße den Schleier! Er ist schon zerrissen. Die Verräther sind entlarvt. Mögen sie vernichtet werden, damit die wahre Freiheit ihren Triumph erlange. Ich habe gestern der Sitzung des Jacobinerklubbs beigewohnt und gezittert für das Vaterland. Ich habe es angesehn, wie die Armee dieses neuen Cromwell gebildet wurde, und einen Dolch ergriffen, ihm diesen in die Brust zu stoßen, wenn der Nationalconvent es nicht wagen möchte, seine Anklage zu beschließen. Es lebe die Republik!"

Bei diesem letzten Ausrufe zieht er einen Dolch aus dem Gewande und zeigt ihn mit hoch emporgehobenem Arme Robespierren.

Ein ungeheurer Beifall des Hauses begleitet diese Scene. Schon scheinen die Miethlinge Robespierres verschwunden zu sein oder sie haben sich, verzweifelnd an der Sache ihres Herrn, auf Seite des Conventes gestellt. Man hört keinen Ruf mehr, welcher dem Dictator geweiht ist, und keine Störung beein-

trächtigt den Beschluß des Convents, in Permanenz zu treten und den Präsidenten Dumas, Boulanger und Dufrèse, die eifrigsten Helfer Robespierres, zu verhaften.

Da stürzt Robespierre auf die Rednerbühne.

„Zum letzten Male," ruft er, „frage ich dich, Du Präsident von Meuchelmördern, ob Du mich sprechen lassen willst."

Und da der Conventspräsident ihm das Wort nicht gewährt, ruft er in Angst und Wuth, die Arme wie ein Flehender ausstreckend, die Galerien an:

„Zu Euch uneigennützigen, tugendhaften Männern, nehme ich meine Zuflucht: erwirkt mir das Wort, welches die Meuchelmörder mir verweigern!"

Verwünschungen bescheiden ihn. Daß das Volk der Galerien, welches ihm bisher immer Beifall zugejauchzt, sich von ihm wendet, schmettert ihn nieder. Er taumelt auf seinen Sitz zurück, und der Convent beschließt Robespierres, seines Bruders, Couthons, Lebas' und St. Just's Verhaftung. Sogleich wurde sie durch die Gensdarmen des Convents vollzogen.

Als nun aber die versammelten Häupter der robespierreschen Partei, die Präsidenten der Municipalität, des Jacobinerklubbs, verschiedener Volksvereine, und die obersten Anführer der Nationalgarden, unter

denen sich natürlich der Commandant Henriot befand, die Niederlage und Verhaftung Robespierres und seiner Genossen im Convente erfuhren, machten sie schleunigst Anstalt zu bewaffneter Einmischung.

Die Sturmglocken wurden geläutet, und durch Alarmzeichen aller Art die Volksmassen und Vereine zusammengetrieben. Mitten im Gewühl des Volkes wurde der Commandant Henriot von zwei Gensdarmen des Conventes gefangen genommen und an den Sicherheitsausschuß abgeliefert.

Während vom Convent alles gethan wurde, sich der Verschworenen zu versichern und die Insurrection nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, that die Municipalität alles, die Anstrengung des Conventes zu Nichte zu machen.

Es wurde ihr leicht durch den Befehl an die Gefangenenhäuser, die Verhafteten nicht aufzunehmen, und durch Zusendung bewaffneter Schaaren die Verhafteten zu befreien.

Alsbald sahen sich die beiden Robespierre, Lebas, St. Just, Henriot und d. A. auf dem Stadthause wiedervereint und im vollen Besitze ihrer Freiheit und Gewalt.

Der Schlag scheint sich gegen den Convent wenden zu wollen, der sich noch immer in den Tuile-

rien berathend befindet. Die Nachricht geht ein, daß die verhafteten Häupter der Schreckenspartei befreiet worden und Henriot soeben vor den Tuilerien seine Artillerie zum Angriffe aufstellt. Schrecken und Verwirrung bemächtigen sich der Versammlung der Volksvertreter. Es scheint ihnen nichts Ehrenvolleres weiter übrig als auf ihren Posten zu sterben.

Da bricht die anfangs betäubt gewesene Menge auf den Galerien in den Ausruf aus: „Zu den Waffen, nieder mit den Bösewichtern!" und verläßt schleunigst das Haus.

Diese Scene giebt dem Convente den Muth wieder, denn er sieht, daß er noch nicht ganz verlassen ist. Der Muth des Conventes wächst, als man Henriots Artillerie das Feuer verweigern und den Carousselplatz verlassen sieht.

Mit schnellem Entschlusse werden Henriot, Robespierre, alle andern Häupter der Verschwörung und mit denen die ganze Municipalität außer dem Gesetz erklärt und Commissare abgesendet, dies in der Stadt, zunächst aber in den Sectionen zu verkünden.

Diese waren bereits versammelt, und die Abgesandten der Verschworenen boten Alles auf, sie der robespierreschen Partei zuzuwenden. Allein die Bürger, theils die Verhältnisse nicht kennend, theils schau=

dernd vor einer Verletzung der Majestät des Nationalconventes, waren nicht so rasch zu gewinnen, als es den Verschwornen nöthig war. Da erschienen die Conventscommissare mit der Kunde von der Aechtung derer, welche jetzt um sie warben.

Es bedurfte keines langen Besinnens. Eiligst zogen die Bataillone nach den Tuilerien und defilirten vor der Versammlung mit den Zeichen der unwandelbarsten Ergebenheit.

Da sich nun eine solche bewaffnete Macht dem Convente hingegeben, zögert er nicht, dem bewaffneten Angriffe der Feinde zuvorzukommen. Es war Mitternacht. Die Volksvertreter treten zum Theil bewaffnet in die Reihen der bewaffneten Bürger, zum Theil bilden sie, um das höchste Gesetz durch Personification mächtiger zu machen, einen besonderen Zug, der den Bataillonen vorangeht. In zwei Colonnen geformt, bewegt sich nun das ehrwürdige Bürgerheer nach dem Stadthause, in welchem die Häupter der Verschwörung, beschäftigt mit der Förderung ihres Unternehmens, sich befanden.

Auf diesem Wege wurde dem Heere des Conventes noch eine wesentliche Verstärkung zu Theil. Der ungeheure Tumult in der Stadt ließ die im Stadthause Versammelten das Heranrücken der Sectionen

nicht gewahren. Lautlos wurden alle Ausgänge des Hauses von einzelnen Detachements besetzt und das Haus dann von der ganzen Masse umringt.

Als dies geschehen, glaubte man sich dem Feinde triumphirend ankündigen zu dürfen. Donnernd erscholl mit einem Male von den Lippen Aller der der Ruf:

„Es lebe der Nationalconvent!“

Entsetzt stürzen sich die betrogenen Schreckensmänner an die Fenster. Entsetzt fahren sie zurück. Sie sehen sich gefangen. Ihr Spiel ist zu Ende. Nur einen Trumpf haben sie noch zuzugeben, nämlich ihr Leben auf der Guillotine, und diesen können sie nicht mehr retten.

Aber auf der Guillotine wollen sie ihn wenigstens nicht hingeben, einen solchen ungeheuren Triumph wollen sie dem Convente nicht zu Theil werden lassen. Lebas ergreift eine Pistole und jagt sich die Kugel durch den Kopf. Der allmächtige Dictator Robespierre hält dieß in seiner machtlosen Lage für die nachahmungswürdigste That; aber statt des Hirnschädels zertrümmert er sich die Kinnlade Sein Bruder stürzt sich aus dem Fenster, ohne sich zu zerschmettern, und Henriot wird hinausgestürzt durch seinen über seine Verführung wüthenden Genossen Coffinhal

doch ohne des Lebens verlustig zu gehen. Couthon versucht sich zu erdolchen, aber mit Ungeschick. Sie alle, und mit ihnen eine große Menge Mitverschworener, werden Gefangene des Convents und desselben Tages vor Sonnenuntergange eine Beute des Hauptinstrumentes ihres seltsamen Republikanismus, der Guillotine.

Unter dem wildesten Jubel der Menge fiel der Kopf des furchtbaren Advocaten. Robespierre war nicht mehr, und in der Seele manches Denkenden entstand die Hoffnung, daß Frankreich eine Republik werden werde. Denn noch war es auch nicht eine Minute lang eine gewesen.

32.

Während die Parteien in Paris die Republik durch ihre selbstsüchtigen Ränke und Kämpfe zu zertrümmern sich müheten, baueten die Heere ihr durch glänzende Siege Pfeiler. Der Wohlfahrtsausschuß hatte gleich nach d. 31. Mai des vergangenen Jahres die girondistischen Generale aus ihrer Wirksamkeit gesetzt und an ihre Stellen Männer wie Jourdan, Pichegru, Hoche, Moreau, Westermann,

Dugommier, Marceau, Kleber, Carnot u. a. d. A. gesetzt.

Die hohe Begeisterung dieser Patrioten für Vaterland und Volksfreiheit, welche durch den Hinblick auf die entsetzlichen Verhältnisse der Republik in der Hauptstadt nicht geschwächt wurde, theilte sich den Heeren mit, vernichtete die politischen Spaltungen in denselben, und schuf da Helden, wo die Republik etwas anderes als Helden nicht gebrauchen konnte.

Pichegru und Jourdan befehligten die Hauptarmee der Republik, jener den linken, dieser den rechten Flügel. Preußen, welches sich bereits fast ganz vom Kriegsschauplatz zurückgezogen hatte, durch England bewogen, aufs Neue kräftig Antheil an der Bekämpfung der französichen Republik zu nehmen, ließ in mehren Abtheilungen ein sehr starkes Herr in die Niederlande einrücken. Die österreichschen Heere, durch der Preußen Theilnahme und ihres neuen Generals (Clairfait) Verheißungen mit neuem Muthe erfüllt, rückten zu gleicher Zeit vor.

Da warfen sich die genannten beiden Generale der Republik dem Feinde mit ihrer ganzen Gewalt entgegen, bekränzten sich mit Lorbeern bei Charleroi und Fleurus, trieben die Oestreicher und Preußen über den Rhein zurück und bereiteten so die Einnahme

und Republikanisirung der vereinigten Niederlande vor, welche Pichegru während des Winters vollbrachte.

Nicht minder glücklich waren die Generale der Republik, welche gegen das spanische Heer geschickt wurden. Die Siege bei Ceret (welchen Dugommier), bei Monte Nero (welchen Perignon gewann), die Erstürmungen Figueras und Rosas, und später die Einnahmen Fuentarabias und San-Sebastians durch den General Müller befreieten Frankreich nicht bloß auf der westlichen Seite von jeder Gefahr, sondern boten ihm sogar Gelegenheit, sein Gebiet und seine Macht zu vergrößern.

Nur auf dem Meere unterlag es seinen Feinden, und der Admiral Villaret Joyeuse mußte die Siegeskrone dem englischen Admiral Howe überlassen, wodurch die französischen Colonien theils eine Beute Englands blieben, theils eine solche wurden. Allein Frankreich war nicht auf dem Meere zu überwinden. Es gehörte nicht seinen Colonien an, sondern die Colonien ihm; und an den französischen Colonien gewann England Frankreich nicht.

Wie sich auch die fremden Fürsten anstrengten, den Herd der für sie freilich sehr gefährlichen Völkerfreiheit zu zertrümmern, so blieb ihr Mühen doch

ohne Frucht und Schmuck. Die List des Herrenthums verschmähete kein Mittel, welches dem Zwecke zu dienen versprach. Den Heeren sollten Schauder und Wuth eingeflößt werden gegen das Wesen der Republik.

Ja, wohl empfanden die fürstlichen Heere einen Schauder vor dem scheußlichen Wesen des französischen Parteitreibens, doch nicht vor der Republik, von welcher sie längst einen Begriff gewonnen hatten; denn das Licht des Jahrhunderts war nicht bloß über Frankreich aufgegangen.

Und hatten die Heere wirklich einen Schauder vor der französischen Republik empfinden gelernt, so hatten sie darum doch keine Begeisterung für das Sklavenjoch gewonnen, unter welchem sie zum Kampfe gegen das fremde Reich getrieben wurden; und das Joch wurde ihnen lästiger und lästiger, jemehr ihnen das wohl begründete Recht, mit welchem ihre Gebieter den Kampf begonnen zu haben und zu führen vorgaben, übel begründet erschien. Mit Unlust gingen die deutschen und anderen Heere in den Kampf mit den Franzosen, ihr Schwert wurde nur vom Befehle ihrer Herren, nicht von ihren Herzen regiert und hatte keine wirkliche Schärfe gegen das freiheit-

trunkene Volk. Und so wurden natürlich Frankreich allenthalben Siege zu Theil.

33.

Nach der Hinrichtung Robespierres ging keineswegs die Republik unter, wie der wüthende Dictator bei seinem letzten Scheiden aus dem Conventslocale prophezeiet; ja es schien, jetzt erst werde die Republik entstehen.

Doch jene Prophezeiung täuschte wie dieser Schein. Die Republik blieb ohne eine Republik zu sein, und was, von dem nun freien Convent gegeben, ihr Wahrheit versprach, verschwand nur zubald, da es dem Aeußern angehörte und unter den ungestümen Bewegungen des unreifen und durch seine Verirrungen nur noch mehr verwirrten Volksgeistes nicht Bestand gewinnen konnte.

Wie bisher nach dem Siege einer jeden Partei die Siegerin, anstatt das Gebäude der Republik auf- oder auszubauen, sich immer wieder in Parteien geschlagen und, statt zu ihrem Ruhm für des Volkes Wohl das große Denkmal herzustellen, neue Kämpfe gesucht hatte, so war es auch jetzt der Fall.

Im Kampfe gegen Robespierre und seine Genossen hatten sich die verwandten Parteien des Conventes in eine verschmolzen, in der Feier des Sieges traten sie wieder auseinander, um sich anzugreifen. Die Elemente der Feindschaft, Geistesschwäche und Dünkel, politische Unbildung und Selbstsucht, Unduldsamkeit und unüberwindlicher Drang sich oder seine Meinung geltend zu machen, Selbstüberschätzung und ein unbezähmbarer Trieb, an die sächliche (physische) Kraft zu appelliren, waren das lebensthätige Innere, gewissermaßen die Grundlage dieser französischen Republik. Aus Kampf hervorgegangen, war sie eine den Kampf bedingende Verfassung der staatlichen Gesellschaft, und indem sie nur unter Kampf, Sieg und Niederlage ihrer Theile unter einander bestehen konnte, machte sie Verderben, Vernichtung, Erschöpfung der geistigen und sächlichen Kräfte und die Unmöglichkeit eines ewigen Bestehens zur nothwendigen Folge. Der Sieg mußte immer wieder Grund zu neuem Kampfe legen. Wo die Gewalt der Faust an die Stelle des Gesetzes oder in die Reihe der Gesetze tritt und die Begriffe vom Grundgesetz der republikanischen Verfassung, der Freiheit und Gleichheit, so unklar, schwankend und untereinander unverwandt sind, da kann es auch nimmer anders sein.

Darum irrte sich der Convent und mit ihm mancher Wohlmeinende sehr in dem Glauben, daß nun, nach Robespierres Sturze, das für die Republik erreicht werden werde, was unter den steten Kämpfen nicht zu erreichen gewesen war. Robespierres Sturz beendete die Kämpfe nicht; die Republik bedingte sie, oder vielmehr ihr kranker Geist, die politische Unreife des damaligen französischen Volks.

Nachdem Robespierre des Lebens beraubt worden, trachtete der Convent danach, einem späteren Kampfe vorzubeugen, und sendete deshalb dem Dictator eine ziemlich große Anzahl seiner Genossen auf die Guillotine nach.

Aber schon bei dieser Benutzung des Siegs wurde der Grund zu neuem Kampf, statt beseitigt, gelegt. Die Ausschüsse, welche früher gegen Robespierres Dictatur gekämpft, schrieben sich den Sieg und das Recht jener Dictatur als Siegesbeute zu. Um diese Beute wirklich in Besitz zu nehmen, trachteten sie danach, den Zustand der Revolution zu erhalten. Und so stellten sie sich feindlich dem Convente und vorzugsweise dem Berge gegenüber, welcher, zurückgekehrt zu mäßigeren und besseren Grundsätzen, ein gerechtes Staatswesen herbeizuführen strebte.

Auch diese Partei, welcher sich die Sectionen (Bürgerschaft) fest angeschlossen, schrieb sich den Sieg über die Schreckensherrscher zu und machte, wenn auch nicht auf die Beute, welche jene zu gewinnen suchten, doch auf die Gewalt über diese Beute Anspruch.

Es galt dieser Partei, d. h. dem Convente, sich zu kräftigen, zu sicheren und dann für die Republik zu handeln. Das erste that der Convent, indem er die noch im Kerker und in flüchtiger Irre befindlichen girondistischen Deputirten zu sich zurück rief; das zweite indem er die Mitglieder der Ausschüsse, welche wegen ihrer frühern Verbindung mit Robespierre die Schreckensmänner genannt wurden, einzeln verfolgte und vernichtete, und das dritte versuchte er, indem er das Gesetz zu Leben und Ansehen zu bringen sich bestrebte.

Die Jacobiner, welche mit der revolutionären Partei, den Ausschüssen, verbunden waren, ließen sich jetzt nichts so angelegen sein als die Macht der Thermidoristen, (so nannten sich die Leute der coventionellen Partei, um den Sieg über Robespierre als ihr Eigenthum zu bezeichnen) in ihrem Wachsthum aufzuhalten. Aber ein Aufstand, welchen sie in den Vorstädten erregten, mißglückte und gab dem Convente

mehr Macht, als er früher besessen, und gute Gelegenheit zur Anklage seiner Gegner.

Schon durch diese gewann der Convent ein bedeutendes Uebergewicht über die Ausschüsse und durfte es wagen, sie sowohl wie das furchtbare Revolutionstribunal zu reorganisiren. Eine Menge Mitglieder, welche durch ihre Fähigkeiten vorzugsweise gefährlich werden konnten z. B. Barrère, Carnot, Lindet, Vadier, Bouland u. a., mußte die Ausschüsse verlassen, und die Thermidoristen besetzen die Stellen mit Männern ihres Bekenntnisses.

Nachdem sie so die Gewalt der Ausschüsse beschränkt, durften sie es wagen, den Klubb der Jacobiner, welcher bisher mit den Ausschüssen verbunden gewesen war, unmittelbar anzugreifen. Ihre ehemalige enge Verbindung mit Robespierre stellte sie in die Klasse der Schreckensmänner. Der Abscheu der Bevölkerung vor dieser, welcher mit Robespierres Sturz erwacht war, machte den Angriff der Jacobiner für den Convent ungefährlich.

Er fand statt; vorzüglich kräftig in den Departements, wo die Jacobiner während der Schreckensherrschaft in Verbindung mit den bestialischen Commissären Robespierres oder der herrschenden Partei des Wohlfahrtsausschusses zu den fürchterlichsten Blut-

bädern theils Anlaß, theils selbst ihre Hand gegeben hatten. In den Departements, wo die Jacobiner eine fast unbeschränkte Mittelsherrschaft ausgeübt, war ihre Schuld hervorstechender und der Angriff derselben gefahrloser, weil sie daselbst vereinzelter standen, weniger vor dem allgemeinen Hasse geschützt waren und minder durch die Masse wirken konnten. Die Gefängnisse, in welchen kaum noch Robespierres Gefangene, Anhänger der Girondisten und a. gesessen, füllten sich jetzt von seinen Anhängern, den Jacobinern.

So wurde der gefährliche Klubb der Jacobiner geschwächt. Doch blieb er noch immer sehr umfangreich, da der Convent in den Grundsätzen der Mäßigung und Gerechtigkeit Personen ihrer Freiheit nicht berauben mochte, welchen nicht eine unmittelbare Theilnahme an den Grausamkeiten der Schreckensherrschaft nachgewiesen werden konnte.

Die laute und immer wiederholte Beschwerde des Jacobinerklubbs über die Einkerkerung eines großen Theils seiner Mitglieder, gab dem Convente die beste Gelegenheit die gefährliche Volksgesellschaft nochmehr ihrer Macht zu berauben.

So wurde ihr, als ob sie geächtet wäre — und

das war sie in der That bei der großen Mehrheit des Volks — das Petitionsrecht genommen und jede Art von Verbindung mit ihren Zweigklubbs und anderen Volksvereinen geraubt.

Der Klubb, seines Einflusses auf die Bevölkerung der Departements und in Paris seines Einflusses auf die Regierung beraubt, fürchtete seinen Untergang und glaubte sich nur durch eine neue, die jetzt herrschende Macht vernichtende Insurrection vor demselben bewahren zu können. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um Paris zum Aufstande zu bringen.

Aber jetzt war das nicht mehr so leicht als ehedem. Das Volk war mit den Grundsätzen der jetzt herrschenden Macht zufrieden. Es war der unklaren und unreinen politischen Tendenzen und der Tollheit, sich ohne Zweck oder für einen unbegreifbaren Zweck die Köpfe zu zerschmettern, überdrüssig. Und nicht sowohl durch Gleichgiltigkeit, als vielmehr durch thätigen Widerstand erschwerte es das Unternehmen der Jacobiner.

So vereinigte sich eine große Menge von Jünglingen — meist der gebildeteren Classe angehörig — um dem Jacobinerklubb nöthigenfalls mit bewaffne-

ter Hand entgegen zu wirken. Dieser neue Verein nannte sich der der vergoldeten Jugend. Er nahm eine eigenthümliche Tracht und Waffe *) an, folgte dem Commando seines Stifters, des Redacteurs Fréron, und stellte sich dem Convente zur Disposition.

Hierin zeigte es sich, daß die Revolution erstens ihren Culminationspunct überschritten hatte und zweitens keine war, welche ewig dauern oder etwas ewig Dauerndes hervorbringen konnte. Schon war die Jugend, welche stets am freudigsten revolutionairen Bewegungen ihre Hand leiht, des bisherigen politischen Zustandes müde und schloß sich der Partei an, welche der Herrschaft des Gesetzes, der Beschränkung der Rechte, der Begrenzung der Freiheit nachstrebte; ja selbst die Jugend fühlte es, daß eine solche Republik keine Republik, daß eine solche Freiheit keine oder eine tolle Freiheit sei.

Oft waren die vergoldete Jugend und Jacobiner bei zufälligen Gelegenheiten thätlich an einander gerathen, den wirklichen Vernichtungskampf begannen sie aber erst in Folge einer drohenden Aeußerung **)

---

*) Mit Blei ausgefüllte Keulen.

**) „Der Löwe schläft, aber sein Erwachen wird schrecklich sein."

des Jacobiners Billaud im Volksvereine. Die Pläne des Klubbs kamen wieder zur Betrachtung im Convente und ein Proceß gegen die henkerhaften Commissare des früheren Wohlfahrtsschusses, welcher eben vorlag, verschlimmerte die Meinung und brachte den Convent zu dem jetzt ziemlich ungefährlichen Entschlusse, dem Klubb eine neue, die Ueberwachung erleichternde Gestaltung vorzuschreiben.

Aber dieser Entschluß war der Befehl zur Vernichtung, der desto ausführbarer war, da nicht bloß die Thermidoristen sammt der vergoldeten Jugend, sondern der ganze Bürgerstand von Paris von Grimm gegen die tollen Schreckensfreiheitsmänner erfüllt war.

Die vergoldete Jugend schaarte sich, in großer Masse schlossen sich ihr die Thermidoristen, in noch größerer die bewaffneten Bürger an. Die Menge zog vor das Haus, in welchem der Jacobinerklubb eben versammelt war.

Eine wirkliche Belagerung fand statt. Die Fenster wurden zertrümmert, die Thüren aufgesprengt. Ein Ausfall der Belagerten that keine Wirkung. Ihre Entwaffnung folgte, und mit Schlägen und Hohngelächter wurden die Gefangenen heimgeschickt.

Der Convent aber nahm das Archiv des Klubbs in Beschlag und versiegelte das Haus desselben.

So jämmerlich war das Ende jenes furchtbaren Vereins von halbgebildeten oder schwärmerischen Leuten, welcher die Revolution auf ihre schwindelnde Höhe getragen, das ganze Volk zittern gemacht und Hunderttausende von Staatsbürgern vernichtet hatte, allerdings aber auch zu den Siegen über die Heere der fremden Fürsten Großes beigetragen hatte.

84.

Ungeachtet ihres völligen Sturzes waren die Jacobiner immer noch ein mächtiger und thätiger Hebel zu neuen Aufständen. Die Herrschaft wieder zu erlangen durften sie nicht hoffen, aber die herrschende Partei zu stürzen, wenigstens empfindlich zu bedrängen, durften sie wagen, ohne einer Ueberschätzung ihrer Kraft beschuldigt werden zu können. Und wenn kein anderer Zweck, so drängte sie doch die Rache, den letzten Rest ihrer Macht zu verwenden.

Da sich die früher herrschenden Parteien durch ausschweifende Grundsätze, Tyrannei und Willkühr gestürzt hätten, so glaubte der Convent in dem Er-

treme dessen das sicherste Mittel seiner Erhaltung zu gewinnen.

Hierin beging er einen Irrthum, aber einen noch weit größern darin, daß er alles, was die früher herrschende Partei geschaffen, durch das Extrem zu ersetzen suchte.

Und doch führte ihn eben dieser mehrmals schwere Gefahr herbei ziehende Irrthum zu dem Ziele, nach welchem er zunächst strebte, nämlich zu der politischen Excommunication der niedrigsten Volksclassen.

Es wurden fast alle jene Männer in den Convent gerufen, welche früher als Freiheitsfeinde aus demselben verbannt worden. Es waren dies fast ausschließlich Girondisten oder Anhänger derselben. Daß sie Feinde der Freiheit oder gar Anhänger des Königthums gewesen, konnte nicht behauptet werden; allein die Verleumdung hatte sie früher dazu gemacht, und in der Meinung waren sie noch jetzt solche. Daher war ihre Zurückberufung nicht geeignet, das Vertrauen in den Convent zu steigern, und wohlgeeignet zu einem Aufstande gegen den Convent fähig zu machen; denn war man auch müde des wilden Treibens in überspannten Grundsätzen, so möchte man doch keineswegs eine Rückkehr des Königthums, und die Republik unter einem Robespierre, fand man

weit ehrenvoller und duldenswerther als die sicherndste, beste Ordnung unter dem Scepter eines Fürsten.

Herrscher wie Robespierre und ein Fürst sind sehr verschieden. Beide herrschen, aber nicht ist die Herrschaft des einen duldbar wie die des andern. Der eine herrscht durch ein Vorrecht, welches stets eine Schmach unter sich wirft, der andere herrscht ebenfalls, aber durch den Schein, daß er mit Allen und Alle mit ihm herrschen, und dieser Schein versöhnt nicht bloß, sondern zieht das stets nach Ehre geizende Herz an diese Herrschaft.

Der Convent verfolgte, während er die als Royalisten berüchtigten Gefangenen frei ließ, mit unnachsichtiger Strenge die Männer der Schreckenspartei, welche gleichwohl noch vielseitig in dem Rufe, nur für die Freiheit gestrebt zu haben, standen. Dies nicht minder war geeignet, das Mißtrauen gegen den Convent zu erwecken, als ob er die Republik zu vernichten sich bestrebe.

Ferner hob der Convent die gegen die adligen Flüchtlinge und eidverweigernden Priester früher erlassenen Decrete auf und gab die der Confiskation anheim gefallenen Güter dieser Personen frei. Ja sogar das Loos des im Tempel gefangen sitzenden Sohnes Ludwigs XVI., welchem die Royalisten der

Vendée die Bezeichnung Ludwig XVII. beigelegt, wurde durch eine bessere, man darf sagen standesmäßigere Behandlung, erleichtert.

Diese Handlungen, so schroff gegen das bisherige System der Revolution strebend, waren allerdings verdächtigend und für den Convent Gefahr bringend, denn daß sie nur aus einem zu weit reichenden Gefühle der Gerechtigkeit und einem dünkellosen redlichen Trachten, nichts sonst als eine Regierung zu schaffen, welche mit der schändlichen Schreckensregierung in gar keiner Verwandtschaft stehe, hervorgegangen, das konnte nicht leicht Vielen in dem jetzigen Frankreich begreiflich sein.

Die Jacobiner benutzten die Handlungen des Convents für ihren Zweck. Das Proletariat, welches ihnen allezeit angehangen, war auch jetzt noch empfänglich für ihre verdächtigenden Declamationen, und jetzt, wo der Convent offen an der Vernichtung der Herrschaft und des Einflusses der Menge arbeitete, mehr als je.

Ein Kampf stand bevor. Seine Entscheidung hing von der Stärke der beiden Parteien ab. Noch hielt ihn der Eindruck auf, den der mächtige Sieg des Conventes über Robespierre und der der vergoldeten Jugend über die Jacobiner bei den niederen

Volksclassen hervorgebracht. Es bedurfte aber nur eines besonders empfindbaren, womöglich in das materielle Leben eingreifenden Ereignisses, um jenen zügelnden Eindruck unter dem Grimm zu begraben und den Kampf entstehen zu lassen.

Und dieses Ereigniß trat ein. Der Convent hob das Maximum auf, durch welches das Proletariat auf Kosten der Besitzenden billige Nahrungsmittel erhalten hatte. Nach Aufhebung dessen beeilten sich die Besitzenden, den Schaden zu ersetzen, welchen ihnen das Maximum während so langer Zeit verursacht. Die Preise stiegen in kurzer Zeit zu einer enormen Höhe, und diese Theuerung wurde für die niederen Volsklassen desto empfindlicher, jeweniger sich bei den unsicheren Verhältnissen, bei dem tief erschütterten Credite im Geschäftsleben Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst fand.

Die Hungersnoth wurde von Tag zu Tag peinlicher und die Empfänglichkeit der Menge für den Plan der Jacobiner größer. Die Brotvertheilung des Convents entprach dem Bedürfniß nicht. An Aufstände gewöhnt, schien der Menge bald nur ein Aufstand das rechte Mittel zur Rettung zu sein, ein Aufstand entweder gegen die Besitzenden oder

gegen die Regierung. Denn der Sturz der Regierung versprach die Wiedereinführung des Maximums.

Der Proceß gegen einige der bedeutendsten Männer von der Schreckenspartei gab das Signal. Am ersten Germinal versammelten sich die Sectionen. Die der Vorstädte St Antoine und St. Marceau, welche von der niedrigsten Classe der Bevölkerung bewohnt waren, gehörten der Verschwörung an. Die wilde Menge rückte gegen die Tuilerien an und verübte schon auf dem Wege manche Gewaltthätigkeit.

Allein noch hatte sie das Ende ihres Wegs nicht erreicht, als die Sturmglocke auf den Tuilerien, welche nach Robespierres Sturze die Municipalität hatte ausliefern müssen, ertönte und der Generalmasch durch die Straße rasselte.

Im Fluge eilte die vergoldete Jugend heran, und schnell folgten derselben die meisten Sectionen der innern Stadt. So war es den Insurgenten nicht möglich eine Gewaltthat auszuüben, und sie mußten sich in dem Bewußtsein trösten, wenigstens vor dem Convente ihre Stimme nach dem Maximum und der dem Proletariat so günstigen Verfassung vom Jahre 1793 haben erschallen zulasse.

Aber die Vergeblichkeit der ersten Unternehmung forderte zu einer zweiten, kräftigeren auf. Diese

nahm eine politischere Natur an, weil die aufgeregte Menge jetzt ihre Augen unverwandt auf den Convent gerichtet hielt. Der Proceß gegen die am ersten Germinal Verhafteten reizte, erbitterte, ermuthigte.

Es war am 12. Germinal, als die Insurgenten aufs Neue gegen den Convent aufbrachen. Die Gensdarmen wurden überwältigt, und der wilde Zug ging in den Saal der Versammlung. Tod- und Verderben drohend hallte von unzähligen Lippen die Forderung nach dem Maximum, der Verfassung vom Jahre 1793 und der Freilassung der in Processe befindlichen „Patrioten."

Die ganze linke Seite des Convents trug darauf an, die Forderungen der Insurgenten anzuhören und zu genehmigen. Allein die Majorität zog es vor, dem Proletaritat keinen Muth zu Erneuerung solcher Angriffe zu machen, und ließ die Sectionen alarmiren.

Je größer Furcht und Widerwille vor der früheren Pöbelherrschaft, desto eifriger waren die Bürger in ihrem Kriegerdienste. Die Aufrührer von der bewaffneten Macht des Convents zu ihrer höchsten Ueberraschung plötzlich in den Tuilerien angegriffen, behielten nur die Wahl zwischen Ergebung oder Flucht.

Natürlich zogen sie Letztes vor und scheueten selbst den gefährlichen Weg durch die Fenster nicht.

Alsbald begann eine Menge von Verhaftungen. Auch siebzehn Mitglieder des Berges, welche sich des Rechtes der Insurgenten in den Verhandlungen energisch angenommen und sich somit gleichsam zu Theilhabern an der Insurrection gemacht hatten, wurden dem Gefängniß übergeben.

Allein die Häupter des Aufstandes blieben unbekannt und verschont, oder man konnte ihrer nicht habhaft werden, und so blieb der revolutionären Partei ihre Seele und Kraft.

Dies wußte der Convent und besorgte nicht ohne Herzensangst eine neue, gefährlichere Emeute. Ihr zuvorzukommen, ergriff er ein falsches Mittel. Die democratische Verfassung vom Jahre 1793, gewährte, da sie auf einer fast maßlos breiten democratischen Grundlage ruhete, der Menge außerordentlich große Vortheile, ja räumte ihr sogar gewissermaßen die Herrschaft ein. Sie war eigentlich nie ins Leben getreten, da sie Robespierre seiner persönlichen Herrschsucht zu Gefallen niedergehalten und die Freiheit, welche er dem Proletariat ließ, sie für dieses unnütz gemacht hatte.

Allein jetzt, wo ihnen die Freiheit auf allen Seiten

geschmälert wurde, verlangten die niederen Stände mit Ungestüm die Belebung dieser so lange todt gelegenen Verfassung. Der Convent kannte die Macht, welche diese Verfassung seinen Feinden gewähren würde. Darum beeilte er sich, dieselbe, statt zur Geltung zu bringen, unter einer neuen Constitution zu begraben, welche den niedrigen Ständen, statt ihnen neue Macht zu ertheilen oder den Rest der alten zu zu erhalten, vielmehr diesen Rest rauben sollte.

Dieses Mittel, einen neuen Aufstand unmöglich zu machen, war ein falsches. Es war eben nur dazu geeignet, das Umgekehrte zu bewirken. Es mußte nothwendig zu einem neuen Kampfe kommen. Von der Stärke der beiden Parteien hing des Kampfes Ausgang ab.

Auf Seite des Convents standen alle Sectionen der innern Stadt, die wenigen anwesenden Truppen der Republik und die vergoldete Jugend. Dem Convent gegenüber unter der Leitung der zersprengten Jacobiner standen die Sectionen der Vorstädte, die verfolgten Anhänger der Schreckensregierung, die theils obdachlose, theils in allen Winkeln der inneren und äußeren Stadt ansässige Pöbelmenge, eine große Anzahl von Fremden und einige Abtheilungen von den Truppen.

Kaum hatte der Convent ernste Anstalten zu Herstellung der neuen Constitution getroffen, als seine Feinde die gewaltigste Insurrection vorzubereiten begannen. Vereint in großen Versammlungen gleich denen, welche die Jacobiner früher gehalten, wurden der Plan berathen und Decrete verfertigt. Die Auflösung des Convents und die Herstellung der Verfassung von 1793 wurden proclamirt; die Verhaftung der Conventsmitglieder, welche gegen die früheren beiden Aufstände der Menge gearbeitet hatten, so wie die Befreiung der wegen jener Aufstände in Haft befindlichen beschlossen. Die Wiederberufung einer gesetzgebenden Nationalversammlung, die Abschaffung aller vom Convent eingerichteten Amtscorporationen, eine neue Besetzung der Municipalität mit Personen von der insurrectionellen Partei waren nicht minder wichtige Beschlüsse.

Man sah, die Insurgenten wollten die für sie so glückliche Geschichte Frankreichs von den früheren Jahren zurückrufen. Wie die Verhältnisse sich früher selbst gestaltet hatten, so wollten sie sie jetzt gestalten. Sie bedachten nicht, daß die Geschichte sich selbst macht, nie aber machen läßt. Die Geschichte macht die Menschen, die Menschen nimmer die Geschichte, und selbst der mächtigste Gewaltherr

dürfte nicht sagen „so soll es werden," ohne befürchten zu müssen, daß er als ein Betrogener vor das Extrem seiner Wünsche gerathen werde.

Der Aufstand brach am 1. Prairial (20. Mai) los. Der Convent hatte von seiner Entstehung nichts gewahrt und war deshalb nicht gut auf ihn vorbereitet. Er kam ihm wie eine Gewitterwolke, die im Nu den ganzen Himmel überzieht. Als er die erste Kunde von dem drohenden Ungewitter erhielt, blieb ihm kaum noch so viel Zeit, sich permanent und die Häupter von Aufständen außer dem Gesetz zu erklären, Befehl zum Alarm zugeben und acht Mitglieder mit dem Auftrag abzuordnen, den Sectionen Auskunft über den Zustand der Verhältnisse zu geben.

Aber noch waren diese Befehle nicht vollzogen, als die Insurgenten sich schon vor den Tuilerien befanden. Die Uebermacht der Menge beseitigte die Wachen. Axtschläge öffneten die Thüren. Plötzlich ergoß sich die ungeheure Fluth wilden rohen Volks in die Galerien. Von der Drohung des furchtbarsten Waffengetöses hallte der große Saal wieder, und das Geschrei „Maximum und die Verfassung von 1793" übertönte jeden anderen Ruf.

Mit hoher Würde trat der Conventspräsident gegen die wilden Gäste auf. Allein er machte weder die

am Leben wenig oder nichts zu verlieren hat, aus dem weiten Gebäude. Doch anstatt mit einem „Es lebe die Verfassung von 1789" begrüßt zu werden, dringen dichte Garben von Bayonneten den ungeordneten Haufen entgegen.

Die langen Piken der insurrectionellen vorstädtischen Sectionen überreichen weit die Bayonnete und bringen den Bürgern tödtlich auf die Brust. Es fließt Blut, viel Blut. Bürger stürzen, Proletarier, von den Feuerröhren angespien, stürzen. Die Feuergewehre der Aufrührer geben aus den Fenstern der Tuilerien eine sehr geschwätzige Erwiederung und richten eine nicht unbedeutende Verherung in den Gliedern der Bataillone an.

Aber mächtiger sind die Piken. Vor ihnen müssen die Sectionen weichen. Schon scheint es, die Insurrection solle aus dem Blute, welches sie vergießt, die Krone schöpfen.

Da erscheinen plötzlich zwei Pikenierbataillone von den Sectionen der innern Stadt. Sie lösen die zurückgedrängten Schützenbataillone ab und machen sich in der Gegend des Hauptthors zur Attaque fertig, während jene Bataillone Stellung auf den Flügeln zu gewinnen suchen, um den Angriff durch ein Kreuzfeuer zu unterstützen.

Jetzt sind die Insurgenten nicht mehr auf Grund ihrer Waffe im Vortheil. Pike gegen Pike. Der Kampf nimmt eine andere Wendung. Die Feinde des Convents werden zurückgeworfen. Sie besetzen das Schloß in allen seinen Theilen. Kopf über Kopf erscheinen sie in den Fenstern, deren Rahmen ausgerissen und auf die Bürger niedergeschleudert werden. Jedes Thor, jede Thür erfüllt sich von einem dichten Haufen. Selbst auf den Dächern suchen die Belagerten Gelegenheit zur Vertheidigung ihrer Person und ihrer Sache.

Aber während dies außerhalb des Conventssaales von den bewaffneten Pöbelhaufen und den Leuten der vorstädtischen Sectionen geschieht, bedrängen im Saale die Haufen der Personen besserer Stände, welche weniger der Magen um des Maximums willen, als die politische Meinung handeln läßt, und in denen sich vorzugsweise die Jacobiner befinden, also während jenes draußen geschah, bedrängten diese Haufen jetzt mit dem höchsten Maße ihrer Macht die Conventsversammlung, damit sie den Befehl zum Rückzug der Bürgerlegionen ertheile und durch eine gesetzliche Majorität die vom Berge abgefaßten Decrete sanctionire und unverzüglich in Kraft treten lasse.

Allein bis hierher hatte der Convent einen unbeugbaren achtenswerthen Willen bewahrt, und jetzt, wo ihm Hilfe bereits erschienen war, mocht' er sich viel weniger seiner Würde entkleiden, ob auch die Gefahr für das Leben der Einzelnen der Majorität jetzt größer war. Umsonst drängten die Insurgenten. Die Volksvertreter waren steinere Bilder. Sie gaben endlich weder eine Antwort noch ein Zeichen von sich und boten ihre Brust regungslos den Dolchen dar, welche die Dränger drohend, jedoch nur drohend, zuckten.

Unterdessen hatte der Kampf vor den Tuilerien fortgewährt und sich zum Nachtheile der Insurgenten mehr und mehr gestaltet. Die Haufen, welche die Eingänge besetzt gehalten, waren geworfen worden. Jetzt zog sich der Kampf die Treppen empor. Die revolutionäre Menge, auf so viele Orte vertheilt und im Labyrinth des ungeheuren Gebäudes desto mehr unvermögend die Kräfte zu concentriren, da ein leitender Wille, ein Oberbefehlshaber, fehlte, fühlte bald die Fruchtlosigkeit ihres Widerstandes und wich rascher.

Endlich hatten die Bürger den Saal erreicht. Ein neuer, siegreicher Kampf ließ sie auch diesen gewinnen.

Der Convent war gerettet. Die Bühnen wurden ohne lange Anstrengung gesäubert. Nach allen Seiten hin suchten die Geschlagenen zu entkommen, aber auf allen Seiten begegneten sie den siegreichen Schaaren.

Die Zahl der Gefangenen wuchs zu beträchtlicher Höhe an. Zwar rettete die Flucht den bei weitem größten Theil der Masse; aber die Häupter des Aufstandes fielen in die Gewalt der Sieger und des Conventes.

Demungeachtet erhoben die Vorstädte am folgenden Tage aufs neue den Kampf, und zwar mit Aufwendung noch größerer Kräfte. Ihre ganze Artillerie fuhren sie vor den Tuilerien auf, und ihre Versicherung, lieber auf dem Platze sterben als ihre Anforderungen unerfüllt lassen zu wollen, schien keine leere Drohung zu sein. Dem Convent bangte vor dem Ausgang des neuen Kampfes. Ein wenig Tücke schien ihm diesmal von der Noth und Gefahr geboten. Er ließ sich freundlich auf Unterhandlungen ein und gab leere Versprechungen, um Zeit und Gelegenheit zur Schwächung des gefährlichen Feindes zu gewinnen.

Die List gelang. Die Zeit brachte die Gelegenheit, und die Gelegenheit den Triumph der List. Doch

erforderte dieser Triumph auch sein Blutopfer auf ei=
nem Kampfplatze.

Es war dem Convent gelungen, den Mörder des
Conventsmitgliedes Feraud zu entdecken. Ein allge=
meiner schwerer Unwille über die in gräßlich frecher
Weise verübte Blutthat herrschte in ganz Paris, und
selbst in einigen Theilen der revolutionairen Vor=
städte. Viele, welche die stattgehabte Revolution bil=
ligten, mochten doch diese That nicht entschuldigen.

Daher war der Wunsch fast allgemein, daß der
Mörder in der vollen Strenge des Gesetzes gestraft
werden möchte, und diese Stimmung ermuthigte den
Convent zu Rücksichtslosigkeit desto mehr, da sich
bei dieser Angelegenheit seine Partei zu verstärken
versprach und die vollkommene Niederlage des Fein=
des in Aussicht trat.

Der Mörder wurde öffentlich verhört und zum
Tode verurtheilt. Der Pöbel, in seinem Mangel an
Gerechtigkeitsgefühl, ergrimmte und bereitete sich vor,
seinen Grimm zu kühlen.

Am 4. Prairial sollte die Hinrichtung vollzogen
werden. Die Guillotine stand bereit. Der Verur=
theilte wurde aus dem Kerker auf den Karren ge=
bracht. Eine dichte Menge erfüllte den Platz. Plötz=
lich erhob sich ein künstlich veranstalteter Lärmen,

welcher viele der Neugierigen nach einer anderen Seite hinzog. Die Menschenmasse war dadurch beweglich geworden, und die auf verschiedenen Seiten aufgestellten Haufen der vorstädtischen Sectionen vermochten es nun, auf die Bedeckung anzudringen und in dem furchtbaren Gewirr, welches entstanden war, den Mörder zu befreien.

Diese das Gesetz und Recht so tief verletzende That, welche selbst von einem großen Theile der Feinde des Convents nicht gerechtfertigt wurde, gab diesem die beste, längst gewünschte Gelegenheit zur Vollendung seines Siegs. Die allgemeine Entrüstung über die Frechheit des Pöbels machte das Decret zur Entwaffnung der Vorstädte gefahrlos, und es wurde unverzögert von den Sectionen der innern Stadt, der vergoldeten Jugend und den Truppen in Vollzug gesetzt.

Die Vorstädte wurden von allen zugänglichen Seiten zugleich angegriffen. Ein blutiger Kampf war nicht zu vermeiden, aber er war schnell entschieden, denn die Partei der untern Stände hatte durch ihr unrechtliches Treiben den größten Theil ihrer gebildeteren Theilnehmer verloren und sich daher sehr geschwächt. Der Convent siegte, und die Entwaffnung der vorstädtischen Sectionen und die Aufhe-

bung aller unter der Schreckensherrschaft eingeführten Institutionen derselben fand alsbald statt.

So war die Macht des Pöbels und mit dieser die letzte Hoffnung der Jacobiner vernichtet. Die Gefängnisse füllten sich von Anhängern des Schreckenssystems, und die Guillotine begann noch ein Mal in ihrer alten Weise zu arbeiten, Massen zu verschlingen.

Ein großer Theil der Linken des Convents fiel unter das schwere Urtel, welches Hunderte theils auf das Blutgerüst, theils in die Verbannung trieb.

So seiner Feinde entledigt, säumte nun der Convent nicht, die von ihm entworfene Constitution einzuführen und dadurch der ultrademokratischen vom Jahre 1793 die Möglichkeit abzuschneiden.

Es war die beste Verfassung, welche während der Revolution ins Leben trat, in der That ganz geeignet, die Republik in diejenigen Fugen zu rücken, welche ihr Dauer versprachen. Nach derselben theilte sich die gesetzgebende Corporation, welche vom Volke zu wählen war, in zwei Theile, von denen der eine die Vorberathung übte, der andere, welcher nur Mitglieder von höherem Alter enthalten durfte, die Entscheidung zu geben hatte. Als ausübende Gewalt wurde ein Conseil von fünf Mitgliedern be-

stellt und diesem eine sehr umfassende Macht in die Hand gelegt. Mit der äußersten Sorgfalt ausgearbeitet, reichte die neue Verfassung bis zu den äußersten Grenzen des Staatswesens und veranlaßte dadurch die ausgedehnteste Veränderung. Viele Aemter wurden aufgehoben, viel mehre eingerichtet, alte Verordnungen durch neue ersetzt und Gesetze für Verhältnisse gegeben, in welchen früher die Willkür das tollste Wesen getrieben.

Die günstige Stimmung des Volks machte es dem Convente leicht, diese Verfassung ins Werk zu setzen. Die niedrigsten Stände, die durch dieselbe gänzlich von der Regierung ausgeschlossen wurden, waren zu entkräftet und entmuthigt, als daß sie hätten Widerspruch erheben mögen. Und der Fluch der aus den Winkeln wieder hervorkriechenden Männer der Schreckenspartei verhallte wirkungslos.

35.

Das republikanische Frankreich schien jetzt erst werden zu sollen. Die politischen Parteien, welche, bald mit, bald gegen einander kämpfend, das schöne Land in eine Blut- und Trümmerwüste verwandelt und bei dieser großen Verheerung sich nur für das Eine

Lob erworben hatten, daß sie unter den Trümmern mit vielem Guten doch wenigstens auch das Herrenthum begraben, sie waren vernichtet. Die zu ihrer Belebung nöthigen Elemente waren entfernt.

Und ein Entstehen neuer Parteien ließ sich kaum erwarten, da die geistigen und körperlichen Kräfte des Volks so erschöpft waren, daß unbeschadet der glühendsten Sympathie für Republik, für Freiheit, doch ein heißes Sehnen nach einer strengen gesetzlichen Ordnung und Ruhe allgemein war. Es ließ sich erwarten, daß der diesmalige Stillstand der Revolution dauern werde, und davon hing das Bestehen der Republik ab.

Auch die Verhältnisse zum Auslande unterstützten diese gute Erwartung. Die Spanier waren geschlagen. Der Hof zu Madrid erklärte sich zum Frieden geneigt und schloß ihn mit Opfern, die Frankreich von großem Werthe sein mußten. Denn die Anerkennung der Republik von Seiten Spaniens war etwas Hochwichtiges, indem dadurch Frankreich im Rücken frei wurde und sich mit desto größerer Kraft gegen den Feind an der Ostgrenze wenden konnte.

Und auch dieser war bereits sehr bedeutend dadurch geschwächt, daß Preußen, um bei dem Raube, den Rußland an Polen zum dritten Male verübte,

sein Interesse wahrzunehmen, Frieden mit der Republik geschlossen hatte.

Die durch die Westarmee verstärkte Heeresmacht an der Ostgrenze errang natürlich nun die bedeutendsten Vortheile. Italien fiel in die Gewalt der Franzosen, desgleichen das ganze linke Rheinufer und eine große Strecke des rechten. Alle Rheinstädte, mit Ausnahme zweier, sahen sich genöthigt sich zu ergeben, und sowohl die Oestreicher als die Engländer mußten wünschen, mit der Republik Frieden schließen zu können.

Das mochten die fürstlichen Herren außerhalb Frankreich nimmer erwartet haben, daß das in sich selbst so sehr verwundete, in den fürchterlichsten Krämpfen und Blutungen liegende Reich dem ganzen Welttheile siegreich zu widerstehen vermöge. Ja die Freiheit, und selbst wenn sie überspannt und krank ist, macht die Menschen zu Riesen. Die Knechtschaft, und wäre sie selbst süß und stolz, wie die der fürstlichen Vasallen, wird die Menschen immer Zwerge sein lassen.

So, wie beschrieben, stand es von Außen, als der Convent seinen dritten Sieg über die revolutionaire Menge und die Reste des Jacobinerklubbs davon trug. Man durfte das Beste von der Zukunft er-

warten, da das Schlimme von der Vergangenheit vernichtet worden und die Greuel der Gegenwart, deren Schauplatz vorzugsweise die südlichen Departements waren, keine Zeichen einer reactionairen Drängung an sich trugen, vielmehr von dem natürlichen Rachegefühl, welches dem Augenblicke angehört, geboten zu sein schienen.

Denn in jenen Provinzen, welche vor zwei Jahren von den flüchtigen Girondisten zum Aufstand getrieben worden und in welchen nach ihrem Siege die Schreckenspartei auf eine fürchterliche Weise gewaltet hatte, da waltete man jetzt in gleicher Art gegen die Reste jener Partei, welche sich zum größten Theile in den Kerkern befanden. Es reichte hin Jemanden als Schreckensmann zu bezeichnen, um ihn seines Lebens verlustig zu machen. Auf offener Straße wie in den Häusern fanden die Würgereien statt. Kein Gericht wurde in Anspruch genommen. Die Schreckenspartei war vogelfrei, war geächtet. Der Convent hatte sie besiegt und vernichtete sie durch gerichtliches Urtel, das Volk vernichtete sie ohne Gericht. Vereine bildeten sich sogar zu diesem blutigen Zwecke. Der 2. September rächte sich mit entsprechender Gewalt. Die Guillotine war in vielen Städten ein stabiles Institut und verzehrte haufenweise,

zu jeder Tageszeit und ohne eigentliche Vollmacht diejenigen, welchen sie früher so eifrig gedient hatte. In manchen Städten wurden neue auf schnelle Abfertigung großer Massen berechnete Mordmethoden eingeführt, und selbst die Lust der Grausamkeit gab zu Neuerung im Mordhandwerke Anlaß.

Darin erkennt man, daß alle politischen Parteien gleich fanatisch sind. Die, welche unterliegend und leidend edel schienen und Mitleid oder Mitgefühl erweckten, sind in der Wahrheit nicht minder verdammlich als jene, die ihretwegen verflucht wurden. Daß in Toulon die Exaltirten Tausende mit Kartätschen niederschmettern ließen, verdient den Fluch; daß die Gemäßigten in Tarascon jetzt Tausende von einem Thurme auf einen Felsen herabstürzten, von welchem sie dann in die Rhone fielen, verdient keine Beneidung.

Diese Rache an der Schreckenspartei glaubte England für einen Erguß royalistischer Gesinnung halten zu müssen. War diese in den Departements vorhanden, so ließ sich durch geschickte Ränke im Innern Frankreichs erreichen, was von außen nicht zu erreichen gewesen war, nämlich der Untergang der Republik. Die Vorspiegelungen des Marquis von Puisaye bestärkten England noch mehr in seiner Täu-

schung. Es glaubte nichts zu riskiren, wenn es eine Ausrüstung für 40,000 Mann der royalistischen Partei zuführe.

Allein eine solche war keineswegs vorhanden, am allerwenigsten aber in der Bretagne, welche das Ziel der englischen Flotte war. Ueber sechstausend französische Flüchtlinge, sämmtlich Royalisten, wurden ausgeschifft, und diese bildeten in der That einen sehr kräftigen Stamm für eine aufständische royalistische Partei. Doch eine solche war nicht vorhanden. Der Stamm gewann keine Zweige, die sechstausend Royalisten fanden keinen Anhang, und der Anhang derselben, welcher in dem Kopfe des Herrn Marquis vorhanden gewesen, taugte nicht zum Kampfe mit der Armee des republikanischen Generals Hoche, welche unverzüglich angriff.

Die kluge Benutzung des Terrains entschied sehr schnell den Kampf. Die Republikaner siegten, und die aristokratischen Herren, welche zu Schiffe gekommen, mußten Gott danken, daß sie zu Schiffe entkommen konnten, denn eine Flucht zu Lande, wie die ihrige, würde nur wenige dem Feinde entführt haben. So die Schlacht bei Quiberon am 21. Juni 1795.

36.

So durch der Heere Macht vor der Gewalt, und selbst der List des Auslandes gesichert, im Innern befreit von ihren gefährlichsten Feinden, den politischen Parteien, stand die Republik da wie ein Gebäude, welches den jüngsten Tag erleben soll.

Die neue Constitution war zwar nur erst im Entwurf vorhanden, aber die Zufriedenheit, welche das Volk in allen Kreisen ihr kund gab, prophezeite, daß sie ein unerschütterlicher ewiger Pfeiler des freien Reiches sein werde.

Nur einige Fragen erregten noch Bedenken: Kann eine Leidenschaft, welche durch demüthigende Gewalt besiegt wurde, in ihrer Niederlage verschwinden oder muß sie sich in ihr Extrem verwandeln? Kann eine überspannte Revolution jemals das richtige Geleis gewinnen, oder muß sie nicht naturgesetzlich, zurück geworfen von dem unersteiglichen Felsen, gegen welchen sie blindlings und ohne Berechtung anbrauste, zu ihrem Ausgangspuncte wieder gelangen? Können Elemente verloren gehen? Können Ereignisse ihre Bestimmung ändern?

Noch waren keine Parteien vorhanden, welche das neue Werk in Gefahr setzten — die royalistische Par-

tei war mehr eine geträumte als wirkliche —, wenigstens trotz der Rückkehr vieler Flüchtlinge vom Adel= und Priesterstande eine fast ganz bedeutungslose —; aber konnten jene Wucherkräuter niedergemähet sein, ohne daß ihnen ein Samenkorn entfallen wäre? Und wäre dies nicht, lag nicht vielleicht der Keim unvertilgbar im Geiste der Zeit, im Geiste der Revolution? Den Denker konnte der freundliche Augenblick nicht bestechen, den gegenwärtigen Zustand der Republik für das Ende der Revolution zu halten.

Bald nach dem Siege des Convents war die neue Constitution so vollkommen ausgearbeitet, daß sie zur Beurtheilung und Genehmigung vorgelegt werden konnte. Es ist werth, sie in einem ausführlichen Bilde darzustellen:

Die eine Hälfte der gesetzgebenden Versammlung hatte nach ihr aus fünfhundert Mitgliedern zu bestehen, deren jedes wenigstens ein Lebensalter von dreißig Jahren erreicht haben mußte. Bei ihr sollten die Anträge gemacht und berathen werden. Die andere Hälfte der Versammlung sollte aus zweihundert und funfzig Mitgliedern bestehen, deren keins unter vierzig Jahren alt sein durfte. Dieselbe war mit dem Veto zu bekleiden und hieß der Rath der Alten; Jene der Rath der Fünfhundert.

Durch diese Zwiefältigkeit des gesetzgebenden Körpers war es für die Folge jeder etwa auf die politische Bühne tretenden Partei, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwer gemacht, ein dictatorisches Uebergewicht zu gewinnen.

Ebenso war der rohen Massen- und Waffengewalt jene entscheidende Kraft, welche sie so oft angewendet hatte, dadurch entzogen, daß kein Gesetz giltig sein sollte, welches nicht unter Verlauf eines halben Monats im Rathe der Alten drei Mal verlesen und genehmigt worden.

Die legislative und executive Gewalt sollten hinfort nicht mehr einer einzigen Körperschaft angehören, sondern getrennt sein. Auch diese Anordnung war auf die Einflußlosigkeit der Parteien und namentlich der bewaffneten Menge, welche denen bisjetzt so eifrig gedient hatte, berechnet. Die Ausschüsse wie sie früher bestanden, waren viel zu wenig gesondert, viel zu wenig eigenständig und ihre Function eine nicht genug ausschließliche und bestimmte gewesen.

Daher waren sie stets ein Mittel der aufständischen Parteien geworden. Mit dem Convente waren auch die Ausschüsse und mit den Ausschüssen der Convent geschlagen worden. Leicht war es da-

her den revolutionairen Partelen, ihren Willen durch- zusetzen und die Herrschaft zu gewinnen.

Dieses gefährliche Verhältniß sollte nun durch die Einsetzung eines Directoriums aufgehoben werden, dem ausschließlich die Ausübung der Gesetze zu über- tragen war, und welches eine fast vollkommene Selbst- ständigkeit besitzen sollte. Fast alles, was früher dem constutionellen Throne obgelegen, wurde als Obliegen- heit dem Directorium zugetheilt, z. B. das Recht der Unterhandlung mit dem Auslande, der Befehl über die Armeen, die Besetzung der Staatsämter, die Ver- waltung der Finanzen, die Leitung des Gerichtswe- sens u. s. w.

Fünf Personen hatten das Directorium zu bil- den, von denen nach Verlauf eines jeden Jahres eine abtreten und durch eine andere ersetzt werden sollte. Durch das gesetzmäßige Abtreten des Directori- ums sollte einer Usurpation der unbeschränkten Herr- schaft; durch das theilweise Abtreten desselben einer gefährlichen Wechselung des Regirungssystems vor- gebeugt werden.

Die im Directorium zurückbleibenden Mitglieder bürgten für die Erhaltung das gegebene Regirungs- systems, an welches sie sich während einer jahres- langen Amtsthätigkeit wohl gewöhnt haben mußten;

das neu eintretende Mitglied mußte sich an dasselbe System gewöhnen, weil es unmöglich einer Gegenpartei von Vieren eigensinnig widerstehen konnte. Die Vorsicht, man darf sagen die Weisheit, hatte sich an dieser Verfassung erschöpft. Dieselbe war eine vollkommene, völlig ausgereifte Frucht der großen Lehren, welche Frankreichs Freiheitsgeschichte gegeben.

Die Gewalt, welche das Directorium besitzen sollte, war die eines constitutionellen Königs, doch waren ihm nicht alle Eigenschaften eines solchen zugedacht. Man hatte an Ludwig XVI. erkannt, daß die Unverantwortlichkeit in Verbindung mit dem Vetorecht, ein Mittel ist, das Räderwerk der Staatsmaschine aufzuhalten und den Weg zur unumschränkten Herrschaft zu öffnen. Darum sollte das Directorium weder das Recht des Veto, noch Unverantwortlichkeit besitzen. Auf die Gesetzgebung war ihm gar kein Einfluß zu vergönnen, die Ausübung der vom Rathe der Fünfhundert und dem der Alten gegebenen Gesetze sollte ihm im weitesten Umfange zustehen.

So konnte sich das Directorium nur dadurch, daß es trügerisch an den Gesetzen änderte oder mit Willkür neue Gesetze bildete, in die Verlegenheit

setzen, zur Verantwortung gezogen zu werden, was nur durch die beiden Räthe und beim ordentlichen Gericht geschehen können sollte.

Mit der Verantwortlichkeit war aber keineswegs die Verletzlichkeit verbunden, und sollte das Directorium auch vor Gericht gefordert werden können, so sollte doch seine Entsetzung nicht möglich sein. Man sieht, man theilte dem Directorium die Eigenschaften zu, welche ein constitutioneller Fürst haben muß, und vorenthielt ihm diejenigen, welche die constitutionellen Fürsten über das rechte Maß zu besitzen pflegen.

Um dem Drängen Ehrgeiziger nach dem Herrscherstuhle zu wehren, wurde dem Directorium die Unverletzlichkeit ertheilt.

Noch in Einem unterschied sich das Directorium von einem constitutionellen Fürsten wesentlich dadurch, daß ihm Verantwortlichkeit für seine Minister, nicht umgekehrt den Ministern Verantwortlichkeit für das Directorium auferlegt sein sollte.

Nicht leicht konnte irgend eine Verfassung so wie diese der Herrschsucht sowohl an der Spitze der Staatsverwaltung als der in den Volksgeschichten die Aussicht abschneiden, (und wenn jetzt im Jahre 1848 die Völker Deutschlands damit umgehen, sogenannte Constitutionen einzurichten, so dürften sie gewiß wohl-

thun, die beschriebene französische Constitution zum Muster zu nehmen. Von der Stirn der Fürsten würden durch sie freilich einige Zoll Hoheit mehr verschwinden. Allein eine Constitution in der Monarchie ist allezeit das Kind einer gewissen mitleidigen Rücksicht auf den Fürsten, deren größere oder mindere Ausdehnung nicht gemessen werden darf.)

Große Lehren, so groß als sie selten in der Welt das Schicksal einem Volke gegeben, lagen dieser neuen französischen Verfassung zu Grunde, und darum war dieselbe auch so vortrefflich, als es in der Welt wohl wenige gegeben. Sie nahm die Parteien, oder vielmehr den unrepublikanischen Leidenschaften oder Lastern ihren Tumelplatz und ihre Mittel, sie wies den Einzelnen in die Menge, gewährte dem Volke die vollkommenste Freiheit, indem sie das Gesetz zum höchsten Ansehen emporhob und ihm allein die Herrschaft überwies.

Gewiß war nicht zu fürchten, daß bei solcher Verfassung die Republik je untergehen werde. Doch vor allem mußte die Verfassung genehmigt und befestiget werden; hierbei aber stieg eine große Frage auf, nähmlich die, ist der Geist der Zeit, der Revolution, ein solcher, daß die Befestigung möglich ist?

Der Convent wußte nur zu gut, welches die wich-

tigste Bedingung für die Fortdauer der Republik war. Die entworfene Verfassung, unverletzt in die Fugen zu bringen und darin zu befestigen, galt es zunächst eine die Majorität bildende Anzahl seiner Mitglieder in die neue Regierung übergehen zu lassen. Er bestimmte zwei Drittheile und machte diese Bestimmung zu einem zu der neuen Verfassung selbst gehörenden Theile derselben so, daß mit der Verfassung, an deren Genehmigung nicht zu zweifeln war, auch diese Bestimmung mit genehmigt werden mußte.

Inzwischen aber hatte die edelmüthige Behandlung der girondistischen Partei einer Partei von Pariser Bürgern, welche die royalistische genannt wurde, aber besser die bürgerlich aristokratische genannt werden konnte, nicht bloß Leben gegeben, sondern sogar den Wunsch eingehaucht, an die Spitze des Staatswesens zu gelangen. Man sieht, daß das Parteiwesen aus einem organischen, unheilbaren Fehler — und dieser war die moralische und geistige Unreife des Volks — hervorging.

Jene Partei fand sich daher sehr von der Bestimmung, daß drei Viertheile des Convents in die neue Regierung übergehen sollten, überrascht. Wohl war sie mit der eigentlichen Constitution zufrieden, nur mit dieser Bestimmung nicht,

welche sie für ein eigensüchtiges und aus Ueberschreitung der Befugniß hervorgegangenes Gesetz hielt oder wenigstens als ein solches bezeichnete.

Die Reste der früher im Herrscherstuhl gesessenen, jetzt geschlagenen Parteien, nahmen freudig die entstandene Mißstimmung der Bürgerschaft auf, die zerschmetterten Flügel ihrer politischen Wirksamkeit und machten wenn nicht mehr, doch die Mißstimmung zur Erbitterung anschwellen. Ein heftiger Federkampf, dessen Preis bei den Bürgern die Trennung jener Verordnung von der eigentlichen Verfassung und die Abstimmung über jeden der beiden Artikel einzeln war, bildete das Vorspiel eines schweren Actes.

An der Spitze der unzufriedenen Partei stand ein schwachköpfiger Mensch, Namens Lemaitre, als Präsident des Ausschusses. Je unbedeutender dieser Mann, desto freiere Hand hatte jedes einzelne Mitglied der unter ihm stehenden revolutionairen Versammlung und desto selbstmächtiger und eifriger arbeitete es.

Es war leicht in den Departements Anhang zu finden, denn war auch dort die politische Tendenz der Verschworenen nicht von großem Interesse, so war doch die Lust zu Aufständen, zu Toben und Tollen eine große. Die Luft, die Zeit, die Art der Revolution führte dieses Miasma mit sich.

Vorzugsweise fanden die Aufständischen in der royalistischen Vendée viele Freunde. Paris war der Sammelplatz der Angeworbenen. Daselbst langten sie von allen Seiten zum Theil verkappt, zum Theil bewaffnet und mit allen Abzeichen der unzufriedenen Partei an. Die meisten erschienen in der Tracht der Chouans.

Der Convent hatte wohl weniger Furcht vor der andern Verschwörung als Herzleid darum, daß seine reine Absicht auch selbst von einem geringen Theile des Volks verkannt werden konnte. Gegen die Verschwörung stand ihm das ihm treu ergebene, rein republicanisch gesinnte Heer zu Gebote; was er aber gegen die so geringe Bildung eines großen Theils des Volks, welche den schlechten Einzelnen für eine weite Zukunft große Gewaltmittel sicherte, thun sollte, das war ihm in Betracht der drängenden Verhältnisse nicht begreiflich.

Der Convent ließ ein Lager bei Paris schlagen und eilte eine gehörige Truppenmacht herbeizuziehen. Zu gleicher Zeit organisirten die Verschworenen den Kampf. Die bewaffnete Macht wurde eingetheilt und instruirt. Darauf traten die Sectionen zusammen, um über die vorliegende Sache zu berathen. Die Häupter der Verschworenen setzten alle Hebel ih-

rer revolutionairen Maschiene in Bewegung, und es gelang ihnen, die Majorität der Sectionen für den Beschluß zu gewinnen, die Verordnung des Convents in Betreff seiner theilweisen Wiedererwählung von der Constitution zu trennen, ja es gelang ihnen ferner die Constitutionsacte zur Annahme, dagegen den gesonderten Artikel derselben zur Verwerfung zu bringen.

Jetzt war der Kampf unvermeidlich geworden. Der Convent war bereit für seine Schöpfung zu kämpfen, wie ein redlicher Vater für sein Kind, nach welchem sich die verderblichen Fäuste eines Räubers ausstrecken.

Die Verschorenen hielten es dagegen für weise, die Macht des Convents vor Beginn des Kampfes so sehr als möglich zu schwächen. Dazu konnte nichts so sehr dienen, als sein Bestehen in das Ansehen der Ungesetzlichkeit zu bringen.

Es wurde daher verkündet, daß in den Sectionen das ganze Volk zusammengetreten sei, daß aber während der Versammlung des ganzen Volks jede constituirende Autorität verschwinden müsse und folglich der Convent jetzt weder Kraft noch Geltung besitzen könne.

Um dieser Verkündigung den stärksten Nachdruck

zu geben, wurde zugleich eine provisorische Regierung ernannt und ein leitender Hauptausschuß gebildet.

Inzwischen aber waren Berichte aus den Departements eingelaufen, nach welchen in denselben mit großer Stimmenmehrheit die neue Constitution mit Einschluß jener Verordnung angenommen worden, und der Convent eilte diese wichtige Neuigkeit bekannt zu machen.

Von jetzt an war das Unternehmen der Verschwörer ein doppelt gefährliches. Die Provinzen waren auf Seite des Convents, es drohete ein Krieg des Landes gegen die pariser Sectionen, und der Ausgang dessen konnte kaum zweifelhaft sein.

Unter solchen Umständen begann die aufständische Partei nicht nur nicht mehr zu wachsen, sondern schwächer zu werden. Gleichwohl arbeitete sie in ihren Plane fort.

Am 11. Vendemiaire versammelten sich die Sectionen bewaffnet und schwuren dem Interesse der revolutionairen Partei Treue. Die Wahlen für die neue Regierung waren angeordnet und die Wahlmänner wurden unter dem Präsidium des Herzogs von Nivernois im Theater Français versammelt.

Der Convent durfte nicht säumen, desto weniger, da er den Umfang der Macht der Verschwornen

nicht konnte. Er bildete einen Ausschuß und zwar natürlich in solcher Art, daß er eine Vorbereitung des nach der Verfassung zu stiftenden Directoriums war. Zugleich berief er die außerhalb Paris zunächst liegenden Truppen, und bewaffnete schleunigst ein bereits gebildetes Regiment von sechzehnhundert Mann. Dasselbe, ausschließlich aus Anhängern der Girondisten, welche unter der Schreckensherrschaft eine schauderhafte Verfolgung erlitten, bestehend, hatte den Namen „Regiment der Patrioten von 89" erhalten.

Die Verfügung des Convents, nach welcher sich die Wahlversammlung unverzüglich aufzulösen habe, war das Signal zum offenen Kampfe. Derselbe begann am späten Nachmittag. Der Convent sendete unter dem Befehle des Generals Menou seine Truppen gegen die Aufrührer, welche sich zum größten Theile in dem Kloster Filles-St. Thomas befanden und ihre zur Stunde aus etwa 1000 Mann bestehende Armee zum Kampfe fertig gemacht hatten.

Aber zum Kampfe kam es nicht. Der General Menou, ein Mann ohne Energie und entschiedene Gesinnung, meinte gefahrloser mit Worten zu kämpfen und verschaffte den Aufständischen dadurch Zeit, eine Uebermacht zu entwickeln, gegen welche loszubrechen in der That gefährlich war.

Der Convent, durch diese Gestaltung der Dinge nicht weniger in Sorge, als durch das Verhalten des Generals Menou in Entrüstung versetzt, entfernte diesen sogleich von den Truppen und gab das Commando Barras; dieser aber forderte, daß ihm zum Beistande der Brigadegeneral Napoleon Buonaparte, der Held von Toulon, geben werde.

Der junge Buonaparte schien ohne Selbstvertrauen den Auftrag zu übernehmen, doch die Schüchternheit, welche er in der Conventsversammlung zeigte, wich, sobald er an die Erfüllung seines Auftrags ging.

Die sämmtlichen Geschütze mußten auf Buonapartes Befehl sogleich aus dem Lager von Sablons herbeigebracht werden. Sie wurden auf den Orten aufgefahren, von welchen aus der Convent am Leichtesten anzugreifen war. Die Truppen wurden vor den Tuilerien und in den nächsten Straßen aufgestellt.

Aus diesen Anstalten des Conventes sah man, daß der Convent nicht anzugreifen, sondern sich zu vertheidigen beabsichtige, und dieß ließ die revolutionäre Partei eine falsche Meinung von der Stärke des Conventes gewinnen und die eigne Kraft hoch überschätzen.

Am 13. waren alle Anstalten auf Seite des Con-

vents wie auf Seite der Verschwörung getroffen. 40,000 Mann stark rückten die Revolutionsmänner durch verschiedene Straßen auf den Convent an, und in der That schien die Macht der beiden Parteien so unverhältnißmäßig, daß der Convent in Unterhandlung mit dem Feinde zu treten für das Beste hielt. Da besteigt der Abgeordnete Chenier die Rednerbühne.

„Wie kann man mit den nichtswürdigen Rebellen in Unterhandlung treten wollen?" ruft er. „Solches erregt mein Entsetzen. Ist an keinen Sieg zu denken, so wird von einem für den Convent ehrenvollen Vergleiche viel weniger zu reden sein können. Der Nationalconvent sei entschlossen, etwas anderes nicht zu thun, als zu siegen oder zu sterben!"

Noch war die Versammlung zweifelhaft, da entschied die Kunde, daß der Kampf bereits begonnen. Ein fürchterliches Feuer entspann sich in der Straße St. Honoré, und auf den Quais versuchten 8000 Mann Sectionaire in zwei Colonnen sich den Uebergang über die Brücke stürmend zu erzwingen. In diesem furchtbaren Augenblicke meinte der Convent seiner guten Sache mit dem Schwerte dienlicher zu sein, als mit Worten. Man schickt nach Waffen. Die werden gebracht. Die Conventsmitglieder stel-

len sich alsbald dem Befehlshaber als ein kriegerisches Corps zu Gebote.

Inzwischen aber haben sich die Truppen des Conventes in den Straßen St. Honoré und St. Roch Lorbeeren verdient. Die aufständischen Truppen sind aus denselben gedrängt worden.

Dadurch ist ein Theil des Geschützes auf diesen Punkten überflüssig geworden. Er wird nach dem Pont-Royal gebracht. Jetzt beginnt die verstärkte Artillerie von drei Seiten her auf eine fürchterliche Weise gegen die beiden Sturmcolonnen der Insurgenten zu speien.

Dieses Feuer vermögen dieselben kaum einige Minuten lang auszuhalten. Die Colonnen, ganzer Glieder beraubt, gerathen in Verwirrung. Auf der andern Seite wird der Vortheil auf's Eiligste benutzt, und bald sieht man die beiden großen Haufen von Bürgerkriegern sich auflösen und in wilder Flucht die Ferne suchen.

Diese Unglücksfälle nöthigen die Insurgenten, vertheidigungsweise zu verfahren. Dagegen gehen die Conventstruppen zum Angriffe über, und ehe der neue Tag anbricht, ist der vollständigste Sieg errungen. Einer furchtbaren Plünderung zu entgehen, bieten die Sectionaire Frieden an. Er wird angenom-

man, aber nur unter der Bedingung der Entwaffnung. Und diese müssen sich die Sectionen gefallen lassen, um nicht Uebleres zu erleiden.

So hatte der Convent gesiegt. Er säumte nicht, den Sieg zu benutzen und stellte schleunigst die neue Regierung her.

37.

So war nun die Verfassung zur Geltung gebracht worden, von welcher das Glück der Republik zu erwarten war. Aber dies war nicht in der Weise gesetzlicher Uebereinkunft, sondern durch Kampf und Sieg geschehen. Kampf und Sieg aber sind nicht die Wesen, welche ein wahres Friedenswerk zu stiften vermögen. Stets bringen sie ein Verhängniß über ihr Werk, welches später oder früher lebendig wird.

Der Convent hatte jetzt nicht Ursache, Rücksicht auf seine Feinde zu nehmen, die er durch Amnestien zu beruhigen und zu versöhnen ohnehin nicht Anstand nahm. Er leitete selbst die Wahlen für die neue Regierung. Wie er es in dem Verfassungsentwurfe bestimmt, wurden die beiden Räthe, der der Fünfhundert und der des Alten, gebildet.

Für das Directorium wurden fünf Männer aus dem Convente gewählt, und zwar, damit das Volk nicht meine, die neue Regierung werde eine Freundin und Wiederbringerin des verhaßten Königthumes sein, gerade solche, welche für die Enthauptung Ludwigs XVI. gestimmt hatten Sie waren der redliche, besonnene, und doch so kühne Laréveillère=Lépaux, der ge streiche Sièyes, welcher seinen politischen Ruhm einst an Mirabeau's Seite begründet hatte, — doch trat für diesen der edle Carnot ein — ferner der eifrige Rewbell, Barras und Letourneur.

Diese Männer sämmtlich waren bis zum Kern ihres Herzens Republikaner; der ausgezeichneteste unter ihnen war Carnot. Die Erhabenheit, die Heiligkeit des Zieles, welchem er nachstrebte, wurde leider vom Volke noch nicht erkannt, und nur diesen Trost gewann der edle Republikaner, daß das Volk sein Ziel wenigstens ahne und daher auf dem Wege zum Begriffe sich befinde. Niemand so als Carnot verdiente die Verehrung seiner Zeitgenossen, denn Niemand so als Carnot arbeitete für das Wohl der künftigen Geschlechter, für die Dauer dessen, was die Besten der Gegenwart für das köstlichste Kleinod hielten. Die Republik war sein Himmel, sein Gott. Vieler Menschen Gott war die Volksfreiheit und

=Hoheit, die Republik, aber nur wenige wußten wie er, daß diesem Gotte Tugend geopfert werden müsse, wenn er nicht seine Anbeter verlassen solle.

Am 4. Brumaire des Jahres IV. der Freiheit — das war der 26. October 1795 — löste sich der Convent auf und überließ seinen Raum der neuen Regierung, die ihm eine Krone war, unter welcher er in der Reihe der größten und bewunderungswürdigsten Gestalten der Geschichte nicht verwünscht, sondern gefeiert fortlebt. Viel hatte er gethan, was dem Augenblicke, und Großes, was der Zukunft angehörte. Er hatte das Bett der Revolution durch Siege gereinigt und die Revolution durch das Chaos von gefährlichen Verhältnissen geleitet, in welchem sie verloren gehen zu müssen schien.

Durch Siege hatte er die Parteien zerschmettert — das war es, was dem Augenblicke angehörte —; und durch Weisheit hatte er eine der herrlichsten Staatsconstitutionen erschaffen — das war es, was der Zukunft angehörte und Frankreich vor einer neuen Erniedrigung hätte bewahren müssen, wäre das geistige Element der Republik schon im französischen Volke ausgebildet gewesen.

38.

Als das Directorium seine Wirksamkeit begann, befand sich das Volk in einer entsetzlichen Lage. Die früher herrschenden Parteien hatten sich gefürchtet, dasselbe mit Steuern zu belasten, denn die Sicherheit ihrer Herrschaft schien ihnen vor allem die Zuneigung des Volkes zu erfordern.

Die Bedürfnisse der revolutionairen Herrschaften waren aber desto größer, je verworrener und zerrissener die Staatsmaschine. Eine lange Zeit hatten die Domainen und confiscirten Güter, welche je nach dem Geldbedürfniß der Regierung verkauft wurden, das Nothwendige hergegeben.

Als diese Quelle erschöpft, war ohne Rücksicht auf den Umfang des Metallvorrathes Papiergeld verfertigt und ausgegeben worden. Je größer die Masse desselben und je unsicherer die Herrschaft der verschiedenen Parteien, desto mehr war natürlich der Werth desselben gesunken. Die Unsicherheit im Geschäftsverkehr hatte von Unternehmungen, und die Versuchung der arbeitenden Classe zur Theilnahme an den politischen Bestrebungen vom Erwerb abgehalten.

Allen diesen Uebelständen hatte der Convent bei der steten Beschäftigung mit seinen Feinden und dem fortdauernden Kriege mit dem Auslande nicht ab-

helfen können, und so erbte das Directorium von ihm eine Aufgabe, deren Lösung ohne gewaltsame Eingriffe in die hergebrachten Regeln zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Die Hungersnoth war trotz der gesegnetesten Ernten entsetzlich und bürgerliche Sicherheit nirgends vorhanden. Die Staatskassen waren gänzlich erschöpft. Das Directorium selbst war so arm, daß es sich nicht einmal seinen Sitzungssaal mit den nothwendigen Geräthen versehen konnte. Die Armeen blieben ohne Sold, den Commissaren konnten die zu ihren Reisen nöthigen Geldmittel nicht verabreicht werden.

Sich selbst und dem Volke zu helfen, sann das Directorium auf verschiedene Mittel, doch war keines derselben wirksam genug. Die Einführung einer guten Ordnung im Amtswesen erweckte zwar neues Vertrauen im Geschäftsleben, allein die Verwirrung und Noth behielten immer noch eine kaum erträgliche Größe, so daß endlich, nachdem eine Zwangsanleihe von 600,000,000 so wenig als der zweimalige Versuch, neues Papiergeld auszugeben, geglückt war, ein Staatsbankerott von 39,000,000,000 fl. zum Ausbruch kommen mußte.

39.

Zu dem Bankerotte, der freilich früher oder später doch stattgefunden haben würde, trugen das meiste die Aufstände bei, welche durch die Reste der unterdrückten Parteien schon im ersten Jahre des Directoriums angestiftet und von einem Theile des Volks auf Anlaß der Wiedereinführung einiger Steuern, durch welche das Directorium dem Bankerotte vorzubeugen gedachte, unterstützt wurden.

Namentlich war es die Vendée, welche das Directorium nicht zur Ausführung seiner finanziellen Pläne gelangen ließ. Von der Vendée ging vorzugsweise der Mißcredit im Geschäftsverkehr aus. In ihr war die Insurrection nie völlig unterdrückt worden. Sie war der Revolutionsherd der Emigranten, der Platz eines ununterbrochenen innern Kriegs und der nächste Ausgangspunct einer royalistischen Verschwörung, welche zwischen dem General Pichegru und dem Prinzen von Condé stattfand.

Die Insurrectionshäupter der Vendée, Stofflet und Charette, erhoben sich mächtiger, nachdem sich Pichegru absichtlich von den Oesterreichern hatte schlagen lassen und ihnen die Grenze freigegeben hatte.

Das Directorium sendete den General Hoche in die

Vendée. Er fand nicht bloß eine royalistische, sondern auch eine religiöse Revolution. Seine Klugheit schlug die eine durch die andere und raubte der ohnehin sehr ermüdeten und nach Ruhe sich sehnenden Bevölkerung ihre Häupter und Verführer, ihre Waffen und ihre Unzufriedenheit. Stofflet und Charette, zwei Männer von großen Talenten und energischer Treue für ihre politische Tendenz wurden mit einigen anderen Anführern auf das Gebot der dringenden Nothwendigkeit gegen Hoche's Herzensgefühl erschossen. Den Landleuten und Bürgern wurde die erbeutete Habe an Vieh, Früchten und andern Dingen gegen ihre Waffen umgetauscht, uud den Anhängern der alten Kirche wurde der alte Gott, dem das Herz treugeblieben war, durch stille religiöse Concessionen wiedergegeben.

So wurde der gefährliche Vendéekrieg, welcher der Revolution so ernst mit Vernichtung gedroht hatte, geendet.

Und ebenso, theils durch Gewalt, theils durch Milde, führte Hoche die Insurrection in der Bretagne zu Ende, welche vorzüglich durch Englands Bestechungen unterhalten worden war. Die wilden Haufen der Chouans wurden geschlagen und zersprengt, ihre Anführer in die Flucht nach England getrieben

und das ausgehungerte Volk durch Einrichtungen gewonnen, welche ihm eine angenehmere Zukunft versprachen.

So war nun das Directorium von der Last des inneren Krieges befreit.

40.

Während der Zeit der höchsten Noth und Verwirrung der staatlichen Verhältnisse — das war, als das Directorium sich constituirte — hatte es geschienen, als ob das revolutionäre Element gänzlich aus der Republik entfernt wäre, — denn den Zustand der Vendée und Bretagne, dessen Ende mit Sicherheit vorausberechnet werden konnte, durfte man nicht in Rücksicht nehmen.

Doch war dem nicht so. In dem Boden der Republik lebte das Element der Revolution, in dem Geiste des Volks. Die Republik mußte zertrümmert werden, wenn ihr ein anderer Boden gegeben werden sollte. Die Ideen waren vorhanden; aber im Getümmel konnten sie nicht zur klaren Anschauung kommen. Ein drohendes Herrscherzepter mußte die Gäh-

rung niederdrücken, denn nur im Zustande der Ohnmacht und Ruhe konnte der Gedanke gedeihen, der bereits vorhanden war, und diejenige sittliche und politische Bildung entstehen, welche eine zuverlässige Republik zu ihrer Grundlage erfordert.

Sobald durch die weisen Anordnungen des Directoriums der Wohlstand in Paris zurückgekehrt war, hatten auch die Reste der geschlagenen Parteien neues Leben empfangen. Das Feuer für ihre politische Idee war aufs neue erwacht, und hatten sie auch früher zu großem Theile die Meinung gewonnen, daß die neue Constitution die für die Republik geeigneteste sei, so hatte ihnen doch die einmal in dieser Revolution vorhandene Nothwendigkeit der Bewegung, des Kampfes und Umsturzes eine andere Meinung aufgedrängt.

Um einen kühnen phantastischen Mann, Namens Babœuf sammelten sich die Letzten der Jacobiner, der Municipalität und der Partei Robespierres. Sie begriffen nicht, warum nicht jene weitest gedehnte Freiheit, jene bis ins fernste Extrem reichende Republik sollte bestehen können, welcher sie einst das Motto Freiheit und Gleichheit aufs Banner geschrieben hatten. Sie begriffen nicht, warum die Republik aller dieser Beschränkungen der persönlichen Frei-

heit und öffentlichen Verhältnisse bedürfen sollte, welche die neue Constitution eingeführt hatte.

Ihre bereits einmal aufgegebene Idee ergriff sie mächtiger und mächtiger und dehnte sich unter der Wirkung, welche sie auf die Seelen ausübte, selbst noch weiter aus. Die Demokratie verband sich mit dem Communismus, die Gleichheit der Personen mit der Gleichheit des Besitzes. Man erweiterte die Idee der Republik durch den Gedanken der Gemeinwohlfahrt, welche mit der vollkommensten Freiheit und Gleichheit durch eine allgemeine Gütertheilung verwirklicht und zur Herrschaft gebracht werden sollte. Der neue Zusatz zur alten Idee vergrößerte den Trieb des Strebens.

Im Pantheon constituirte sich die verjüngte Partei der Demokraten. Ihre Sitzungen währten oft Tag und Nacht. Sie wuchs mit großer Schnelle. Selbst die Royalisten, welche dem Directorium fast näher verwandt als die Democraten, aber deren Antipoden waren, verbanden sich mit ihr, denn vor Allem kam es ihnen darauf an, das Directorium zu stürzen. In der Verwirrung der Verhältnisse hofften sie den Demokraten den Kampfpreis zu entwenden.

Das Directorium eilte dem Schlage zuvorzukom-

men. Es erklärte den Pantheonklubb für eine der Republik feindliche Corporation und trieb ihn auseinander.

Allein die Wegnahme des Sammelplatzes hinderte die Versammlungen nicht, und da der Klubb nicht mehr öffentlich bestehen konnte, so strebte er desto eifriger im Geheimen. Es gelang ihm die bewaffnete Macht der Municipalität für sich zu gewinnen. Das Directorium löste diese auf, aber desto ergebener war dieselbe dann der Verschwörung.

Die Furcht vor Zertrümmerung des Planes durch Verhaftungen nöthigte zu einem raschen bewaffneten Aufstande. Der Organisation halber wurde ein Ausschuß gebildet. Die Mitglieder desselben waren Männer, welche unter den früheren Regierungen großes Gewicht gehabt hatten wie z. B. die Generale Rossignol und Lami. Man bestrebte sich die niederen Volksclassen, welche den Verlust ihrer politischen Bedeutung beklagten, in die Verschwörung zu ziehen.

Allein diese waren entmuthigt, oder unlustig zu Unternehmungen, die keine sichern Aussichten gewährten. Ihre Theilnahme war schwach: So bestrebten sich nun die Verschworenen, die Truppen zu gewinnen, welche im Lager von Grenelle sich befanden. Ein Hauptmann Namens Griesel, wurde ins Geheimniß

gezogen und gab Zusicherungen, wie sie der Wunsch der Verschworenen begehrte.

Aber der Neugeworbene war ein Verräther. Das Directorium, durch ihn von dem nahen Aufstand in Kenntniß gesetzt, ließ die Häupter der Partei gefangen nehmen und wendete so die Gefahren für dieses Mal von sich ab.

Aber die Partei war noch vorhanden und fand leicht neue Häupter, welche nicht minder unternehmend waren als die früheren und den Aufstand neu organisirten. Er fand am 23. Fructidor statt.

Um Mitternacht hatten sich 800 Bewaffnete der aufständischen Partei versammelt. Unter dem dichten Mantel der Dunkelheit schlichen sie sich in die Nähe der Tuilerien und ordneten sich, um den Angriff zu unternehmen.

Aber die Tuilerien waren von zahlreichen Nationalgarden gedeckt, und dies nöthigte die Verschworenen zu weichen und vor dem Angriffe des Directoriums einen Versuch zu Vergrößerung ihrer Macht zu machen.

Trotz der schlimmen Lehre, welche ihnen der verrätherische Hauptmann Griesel gegeben, hatten sie das Lager von Grenelle in ihrem Operationsplane fest gehalten. Und jetzt, wo das Gewünschte nothwendig

wurde, baueten sie mit voller Zuversicht auf die ganze Truppenmasse desselben, obschon nur ein einziges Bataillon Zusagen gegeben hatte.

Sie zogen nach dem Lager, überzeugt, daß die Bataillone ihnen sogleich beitreten werden. Als sie vor demselben anlangten, war es Mitternacht. Die Soldaten lagen in festem Schlafe, denn keiner von ihnen, nicht einmal die, welche mit der aufständi- Partei in Verbindung und Verkehr gestanden, ahnten für diese Nacht ein unruhiges Ereigniß.

Der donnernde Ruf der Verschworenen: „es lebe die Republik, es lebe die Verfassung vom Jahre 1793" und die Signalschüsse der Vorposten alarmirten die Schläfer. Die Offiziere vergönnten den Gemeinen nicht einmal Zeit sich anzukleiden. Halb nakt, die Waffen in der Hand, traten sie in Reihe und Glied, mit Ungeduld die Erklärung dieses nächtlichen Manewvers erwartend, dessen Anlaß sie nicht kannten.

Vor dem Zelte des Lagercommandanten Malo sammelte sich die Hauptmasse der Truppen. Kaum war man mit einer Art von Schlachtordnung fertig geworden, als der Haufen der Insurgenten mit lautem Getöse sich nahete. Aber die Truppen verstanden die freundschaftlichen Zurufe nicht; welches

den Hauptheil des Lärmens ausmachten, oder sie mochten sie nicht verstehen. Genug, kaum war der Zug der Insurgenten sichtbar geworden, als von den Flügeln der Truppenlinie aus, die Dragonerschwadronen den Angriff zur bittersten Ueberraschung der Insurgenten in keineswegs freundschaftlicher Weise unternahmen. Zugleich griffen die Fußsoldaten an.

So waren die Insurgenten zu einem Kampfe gezwungen, den sie gar nicht erwartet hatten, der sich nun aber auch nicht mehr umgehen ließ, da das Mißverständniß — wenn es wirklich auf Seite der Truppen eins gewesen sein sollte — unmöglich mehr ohne Zertrümmerung des eigentlichen Unternehmens zur Auflösung kommen konnte.

Der Widerstand der Insurgenten, welche kaum wußten, ob sie mit der Waffe oder dem belehrenden Worte widerstehen sollten, war natürlich schlecht. Kaum bedurfte es auf jener Seite der Bajonnete. Die Säbel der Dragoner hieben so gewaltig in den Haufen ein, daß nach wenigen Minuten nichts von demselben mehr auf dem Wahlplatze zu erblicken war als eine große Menge von Leichen.

Die größere Hälfte des Haufens war so zersprengt worden, daß sie sich unmöglich wieder zusammenfinden konnte, auch würde es der Partei wenig haben

nützen können. Die Gefangenen wurden nach Kriegsrechte, und diejenigen, welche dem Lager entkommen waren, nach ihrer Verhaftung durch den Ausspruch des Gerichtshofes, theils zum Tode, theils zur Verbannung verdammt.

Auch Baboeuf fiel dem Schaffot anheim. Der Augenblick der Verurtheilung und Execution stellte den excentrisch patriotischen Männern noch ein glänzendes Zeugniß für die Wahrheit ihrer politischen Ueberzeugung aus: Im Pantheon hatten sie Klagelieder auf die untergegangene Demokratie und Robespierres Tod gesungen, vor ihren Schaffot sangen sie im Gefühle der guten Hoffnung, welche sich am Grabe zu erheben pflegt, Sieges- und Freudenlieder.

Die erste Erhebung dieser Partei hatte glücken müssen, weil es derselben gelungen war, sich der öffentlichen Aemter zu bemächtigen und durch sie eine sichere Grundlage und Stütze zu gewinnen. Die letzte Erhebung konnte nicht glücken, weil die Partei keinen Anhaltepuct im Staatswesen mehr besaß, nichts war als eine Privatgesellschaft.

41.

Die Theilnahme vieler Royalisten an den Bewegungen der democratischen Partei, hatte nicht sowohl diese Partei kräftiger gemacht, als die Bewegung in die Partei der Royalisten, welche trotz der Unterwerfung der Vendee und Bretagne immer noch sehr stark war, übergepflanzt. Die ganze Revolution hatte, nachdem sie den Culminationspunct in Robespierres Sturze überschritten, eine rückgängige Bewegung genommen. Wohl waren die Leute des Convents nach Robespierre und des Directoriums in ihrer Seele echte Republikaner, und freilich achteten sie das Königthum als das abscheulichste Ding und trugen ohne Falsch das Banner der Volksfreiheit. Aber sie huldigten der Form des Königthums, weil alles darauf ankam, Ruhe und feste Ordnung in der Volksgesellschaft zu stiften, diese aber unter keiner der dagewesenen republikanischen Verfassungen hatten erlangt werden können.

Dadurch war den Royalisten der Boden gesichert worden, und sie säumten jetzt, wo die democratische Partei so gut wie ganz vom Schauplatze der Revolution getrieben war, nicht, auf demselben neue Unternehmungen zu machen.

Enthusiasmus wohnte dieser Partei nicht inne. Die Triebfeder ihrer Handlungen war Eigensucht. Gleichwohl gab es Menschen in ihr, welche dem Schein ihrer Thaten nach in die Reihe der politischen Fanatiker gestellt werden konnten.

Die meisten der wirklichen Acteurs waren Miethlinge, gedungene Leute. Im Dunkeln standen Diejenigen, welchen der Genuß der Siegesfrucht zu Theil werden sollte. Jene zeigten sich fast größer als diese. Gewiß war unter allen Parteien, welche die erste französische Revolution auf ihren Schauplatz treten ließ, die royalistische die am wenigsten achtenswerthe. War sie nicht diejenige, welcher die meisten und größten politischen Irrthümer vorgeworfen werden konnten, so überwog doch ihr moralischer Irrthum alle Sünden und Gebrechen der übrigen Parteien.

An ihrer Spitze standen in Paris der Abbé Brothier, der Parlamentsrath Lavilheurnois und ein gewisser Dunan. Als diese sahen, wie übel die Demokraten im Lager bei Grenelle bedeutet worden, glaubten sie, daß sich dieselben Truppen gegen sie, als der entgegengesetzten politischen Tendenz huldigenden Leuten, umgekehrt verhalten müßten. Sie wendeten sich mit dummer Dreistigkeit an dieselben, sie zur

Theilnahme an einem royalistischen Aufstande auf-fordernd.

Aber die drei politischen Sklaven fanden sich sehr getäuscht in der Gesinnung der Soldaten. In den Herzen derselben lebte die Republik, das Gefühl für Freiheit und Ehre. Die drei Thoren wurden fest-genommen und dem Directorium zur Bestrafung überliefert.

Mehre ähnliche Unternehmungen derselben Partei scheiterten in ähnlicher Weise. Doch wurde da-durch der Partei nicht eben ein großer Nachtheil zu-gefügt, da die Regierung eine gewisse, wenn auch weitläufige Verwandtschaft mit der genannten Partei empfand und darum nachsichtig, leider nicht vorsich-tig war.

Die Royalisten ließen den Muth nicht sinken. Die rückgängige Bewegung der Revolution ließ sie eine Zukunft erwarten, für die zuarbeiten sie na-türlich nicht unterließen. Ihre Werbungen trugen nicht eben große Früchte, so lange sie nicht eine be-stimmte Macht im Staatswesen besaßen. Aber durch die ins Vaterland zurückkehrenden Emigranten, Adlige und Geistliche, verstärkte sich die Partei un-gemein.

Dazu war die Aussicht auf den Gewinn einer

bedeutenden Macht im Staate gar nicht weit, da der Bildungsaristokratismus, welcher sich in der Regierung seit Robespierres Sturze erzeugt hatte, sich leicht unwillkürlich mit dem alten Aristokratismus verbrüderte und den Royalisten einen gewissen Einfluß auf die Gestaltung der neuen Regierung vergönnte.

Und dieser Einfluß trat schon bei der ersten Wahl des Regierungsersatztheiles zu Tage. Der General Pichegru, jener Verräther, welcher sich dem Prinzen Condé verdungen hatte und die trefflichste der französischen Armeen im Interesse seines verrätherischen Planes mit Schmach bedecken, schlagen ließ, dieser Mann, welcher als erwiesener Feind der Republik vor Kurzem erst sein Amt hatte abgeben müssen, wurde durch Wahl an die Spitze des Rathes der Fünfhundert, ein gleichartiges Individuum, Namens Barbé-Marbois, an die Spitze des Rathes der Alten und der dem Königthum wenigstens nicht abgeneigte Gesandte Barthelemy in das Directorium auf den Posten des durch das Loos ausgewiesenen, Letourneurs gestellt. Danach, denkbar, daß die Wahl aller untergeordneten Mitglieder der Regierung eben so im Sinne der royalistischen Partei ausgefallen war.

Vor den ersten Ergänzungswahlen, hatte sich

eigentlich nur eine Partei in der Regierung befunden, nämlich die republikanische. Die mehr oder minder excentrische Gesinnung zerschlug die Regierungscorporationen nicht, denn die Meinungen waren nicht extremirend.

Nach der Wahl änderte sich dieses Verhältniß. Die Regierung bestand aus Republikanern und Royalisten. Beide Parteien besaßen eine große Macht im Volke, denn das Volk selbst bestand nur noch aus Royalisten und Republikanern.

Die Partei der Republikaner hatte die Vortheile, daß sie sanctionirt war, die Armee besaß und offen ihrem Principe huldigen konnte. Die Partei der Royalisten dagegen, mußte im Geheimen streben, wenigstens durfte sie ihre Tendenz nicht allzudeutlich an's Licht treten lassen, wenn auch die gegnerische Partei sehr nachsichtig, sehr, ja zu sehr tolerant war.

Eine Macht, wie die des Heeres, mangelte ihr ganz. Die große Menge war republikanisch. Freilich hatte die royalistische Partei eine nicht unbedeutende Geldmacht, und durch diese gelang es ihr, einen Theil der großen Menge, welche, wie schon früher gesagt, um eine Belohnung sowohl für die Republik, als für das Königthum zu gebrauchen ist, zu gewinnen. Allein die große Menge war jetzt unbe=

waffnet, träge und eben wegen ihrer Feilheit sehr unzuverlässig.

Auch war die Gewalt der auswärtigen Fürsten für die royalistische Partei durchaus keine Stütze, eben so wenig ein Hebel, denn dieselbe war unter den Siegen der repulikanischen Feldherren, namentlich Buonapartes, bis zu Null, oder gar bis zu einer negativen Potenz herabgesunken.

So verstärkten eigentlich nur die in immer größeren Massen zurückkehrenden adligen Flüchtlinge und eidscheuen Priester das Gewicht der Partei außerhalb der Regierung. Innerhalb der Regierung konnten die Unternehmungen derselben nur vorbereitend sein.

Und sich einen noch stärkeren Anhaltepunct zu verschaffen, als der war, welchen der Antheil an der Regierung bot, bildete die Partei einen Klubb nach Art jener Klubbs, die in den letzten Jahren eine so bedeutende Macht gewonnen hatten.

Dieser Klubb wurde der Clichy-Klubb genannt. In ihm, so wie in dem royalistischen Salon vereinigten sich die Mitglieder der Partei in reicher Zahl und berathschlagten, was zu unternehmen und welche Wege einzuschlagen seien, um zum Ziele zu gelangen. Pichegru stand auch in diesen Versammlungen an der Spitze, wenn auch nur mittelbar.

Die Republikaner der Regierung sahen natürlich sehr bald die Bestrebungen ihrer Collegen von der royalistischen Partei. Ihre Furcht vor einem Kampf und einer Niederlage veranlaßte den Kampf, den die Royalisten jetzt noch gar nicht wünschten, den sie aber eingehen mußten.

In dem Rathe der Fünfhundert begann er. Die Anträge im Interesse der Republik wurden aber mit Macht bekämpft.

Der Kampfplatz dehnte sich bald bis in den Rath der Alten aus, und die Ereignisse hier waren um der Republik willen nicht minder bedenklicher Natur. Der Clichy-Klubb wirkte dadurch vorzugsweise gefährlich, daß er unter den Mitgliedern der Räthe Proselyten machte. Und wirklich gewann die royalistische Partei im Rathe der Fünfhundert, wie in dem der Alten die Oberhand.

Die Gefahr wurde für die Republik wirklich ernst und das Directorium meinte mit Recht, vorbeugen zu müssen.

Dies aber konnte kaum anders als durch einen Gewaltstreich geschehen. Wohl war der größte Theil der Menge der Republik zugethan, aber er war weder zuverlässig noch mächtig. Das Directorium mochte sich auch nicht entschließen dem Proletariat die Waf-

fen wieder zu reichen, mit welchen es so gefährlich gewesen war.

So blieb dem Directorium nichts übrig, als die ihm treuergebene Armee, wenigstens einen Theil derselben, ins Spiel zu ziehen.

Nach der Verfassung durften freilich die Truppen die auf 12 Lieues Entfernung um Paris gezeichnete Linie nicht überschreiten. Allein es durfte bei solcher Gefahr diese Verletzung der Constitution nicht geachtet werden, und darin zum Theil beruhete der Staatsstreich.

Die Truppen wurden beordert und bis dicht vor die Stadt gezogen. Die beiden Räthe, namentlich der der Fünfhundert, protestirten gegen solche Verfassungsverletzung, und bewirkten wenigstens eine Spaltung des Directoriums. Denn Lépeaux, Rewbell und Barras vereinigten sich in der Meinung, daß das Wohl der Republik eine solche Nothmaßregel fordern und rechtfertigen könne. Carnot, obwohl keinesweges Royalist, vielmehr ein strenger Verehrer des Gesetzes, und Barthélemy vereinigten sich dagegen in der Behauptung, daß die Verfassung auch in der Noth nicht verletzt werden dürfe, also die Truppen unverzüglich zurückgewiesen werden müssen.

So behielt die Republik im Directorium die Majorität, welche mit dem Ausdruck Triumvirat bezeichnet wurde.

Aber der Kampf wurde hitziger und gefährlicher. Die beiden Räthe, welche für das Ziel ihrer royalistischen Bestrebungen fürchteten, forderten die Entfernung gewisser Minister. Allein das Triumvirat entfernte im Gegentheile diejenigen Minister, welche der royalistischen Partei lieb waren, und behielt die Republikaner. Eine der vacanten Stellen wurde durch jenen berümten Talleyrand besetzt, welcher jeder politischen Tendenz diente, welche der Ruhm des Sieges schmückte.

Während des diplomatischen Kampfes zog das Triumvirat immer mehr Truppen in die Nähe von Paris. Vornehmlich waren es Regimenter von der Sambre- und Maasarmee, die einst unter Pichegru gestanden hatte, deshalb aber vom Royalismus nicht angesteckt worden war.

Es entstand eine förmliche Verschwörung in den beiden Räthen. An der Spitze standen die Generale Pichegru und Willot. Die beiden legislativen Corporationen maaßten sich eine executive Gewalt an und suchten durch diese alles zu beseitigen, worauf das Directorium sich beim Kampfe stützten konnte. Der

Salmklubb wurde aufgehoben, die Regierungsgarde dem unmittelbaren Befehl des Directoriums entrückt u. s. w. Zugleich sollte aufs Neue eine Nationalgarde gebildet werden, und den Befehlen der beiden Räthe gehorchen.

Es war für die Majorität des Directoriums die höchste Zeit zum Handeln, destomehr da die Männer an der Spitze der gegnerischen Partei zur schnellsten Ausführung ihres Unternehmens zu drängen suchten. Sie beabsichtigten den Anfang damit zu machen, daß man das Directorialtriumvirat in Anklagestand versetzte. Aber die Triumvire waren nicht so thöricht oder feige mit ihrer That zu warten, bis sie in der Schlinge sich befanden.

Es war am 18. Fructidor (4. September 1797.) als die Triumvire, die um Paris liegenden Truppen unter dem Mantel der Nacht lautlos in Stadt ziehen ließen. Das Stadthaus und die Tuilerien, die Versammlungsorte der beiden Räthe, wurden dicht besetzt, um eine Zusammenkunft derselben zu hindern. Desgleichen besetzten die Truppen den Sitz des Directoriums, das Luxemburgpalais, um es gegen einen Angriff der Royalisten zu schützen. Die wichtigsten Orte der Stadt wurden mit Kanonen besetzt, namentlich die zu dem Directorialgebäude führenden Brücken.

Die ganze Truppenmasse, welche solcherweise Paris besetzt hatte, betrug 12,000 Mann mit 40 Kanonen. Es war also keine Macht, welche nicht hätte von den Royalisten geworfen werden können, wenn sie in der Bürgerschaft einen großen Anhang gehabt oder die Menge ihnen angehört hätte.

Es war noch nicht Tag, als die Truppen ihre Posten alle eingenommen und sich völlig geordnet hatten. Jetzt wurde die Stadt durch den Donner der Signalkanone aus dem Schlafe geweckt, und die Royalisten erstaunten nicht wenig, die Truppen, um deren Zurückweisung von den Linien von Paris noch eben der lebhafteste Kampf zwischen den Räthen und dem Directorium gewaltet hatte, mitten in der Stadt zu sehen.

Die Garden der Räthe hatten das Innere der Tuilerin besetzt. Allein, achthundert Mann stark, waren sie so wenig über ihre Ohnmacht in Zweifel, daß sie auf den ersten Anruf des Generals Augereau die Gewehre senkten und das Directorium mit einem Vivat feierten. Die Pforten wurden geöffnet, Augereau drang in die Tuilerien, und alsbald sahen sich die royalistischen Partei, Pichegru und Willot mit einem Theile ihres Anhangs gefangen.

Die Räthe eilten im ersten Schrecken zusammen, um eine Sitzung zu halten und die nöthigen sie selbst sichernden Beschlüsse zu fassen und Decrete zu erlassen. Aber vor den Tuilerien anlangend, wurden sie zurück- und in das Odeon und die medicinische Schule gewiesen.

Sie eilten dahin, obschon sie an diesen Orten keine Beschlüsse fassen konnten. Kaum aber dort, waren sie von Soldaten umgeben, und die Verhaftung begann. Fast alle diejenigen Herren von der royalistischen Partei, welche für ihren Zweck einen besonders großen Eifer gezeigt hatten, sahen sich nach wenigen Augenblicken in dem Tempel vereinigt, wo ihr beweinter Gott, Ludwig XVI., vier Monate lang gesessen hatte.

Es kam dem Directorium darauf an, die für die Republik so sehr, viel mehr, als irgend eine andere, verderbliche Partei bis in den Kern hinein zu vernichten. Darum dehnte es die Verhaftungsmaßregel sehr weit aus. Auch die Redacteure der royalistischen Zeitungen, fünf und dreißig an der Zahl, hatten das Loos der verrätherischen Conseilmitglieder zu theilen.

Und nicht ungerecht war diese Maßregel, welche leider bald bis zu einer Beschränkung der Preßfreiheit ausgedehnt wurde. Die Zeitungen waren eines der

wirksamsten Mittel der royalistischen Partei gewesen und hatten daher wohl so viel zu der Gefährdung der Republik beigetragen, daß ohne Unrecht die Schreiber derselben den Verschworenen hinsichtlich des Verbrechens gleichgeachtet werden konnten.

Sämmtliche Verhafteten wurden zur Deportation verdammt. Unter ihnen befanden sich auch die beiden Directoren Barthelemy und der herrliche Carnot, welcher eines doppelten Glückes insofern theilhaft blieb, als es ihm erstens gelang, sich der Verbannung aus dem geliebten Vaterlande durch die Flucht zu entziehen, und zweitens insofern, als in seinem düstern Versteck das köstliche Bewußtsein als holdtröstender Engel bei ihm weilte, daß er nichts gethan für des Volkes Schmach, nichts für eines Einzelnen Ungebühr und Uebermuth, alles für des hohen heiligen Gesetzes Ansehen und Ehre.

Politisch klug war er nicht gewesen, denn das Donnerwort der Nothwendigkeit hatte er in seinem Sinne nicht zur Aufnahme kommen lassen, aber moralisch rein war er geblieben wie ein Gott, denn sein Untergang hatte ihm nichts gegolten vor dem Gebote der Verfassung.

Die Triumvire empfanden die Sünde der Verfassungsverletzung auch, aber sie achteten sie weniger

schwer. Doch glaubten sie dieselbe rechtfertigen zu müssen. Dies thaten sie durch Proklamationen, in welchen sie die Verschwörung der Republik gegenüber darstellten gleich einem wüthenden nichtswürdigen Teufel gegenüber einem himmlischen lieben Gotte, der die Menschheit mit Glück und Segen zu überschütten ewig bemüht ist — dies Bild war wahr, wenn man die Wirklichkeit, die aus menschlichem Irrthum entspringenden Gebrechen ihm entstreifend, ins tiefe und hohe Ideal versetzte.

Auch diesmal war die Republik gerettet, und wer sie so, die wenigen Beschränkungen der Freiheit für etwas andres als Gesetzesrecht nicht haltend, sich kräftig und frisch fugen und entwickeln und unter ihrer Gestaltung all ihre Feinde mit mächtiger Hand zerquetschen sah, der glaubte, daß sie gewiß den Boden gewinnen werde, auf welchem ewig zu stehen ihr beschieden sein müsse.

12.

Die royalistische Partei war durch diese zweite Niederlage eben so zu Grunde gerichtet als die excentrisch democratische. Die republikanische stand in vollstem Triumphe da, aber sie hatte durch die Gewalt-

that des letzten Siegs, einen Flecken an ihre Krone gebracht, der für sie fürchten ließ, denn jedem Unrecht, wie groß oder klein, wie entschuldigungswürdig oder nicht, sendet das Naturgesetz eine Folge nach.

Und daß diese am wenigsten hier ausbleiben werde, dafür bürgte der Geist dieser Revolution, der alles unter die Kritik zog und jedes Urtel zum Elemente einer großen Unzufriedenheit machte. Das republicanische Directorium hatte sich gerettet, vielleicht — um unterzugehen; hatte die Republik gerettet, vielleicht — um sie mit sich in den Untergang zu nehmen.

Zu dem Siege des Directoriums trugen nicht wenig des Heeres große Heldenthaten bei.

Zwei Mal hatte Napoleon Buonaparte der Republik den Sieg über ihre gefährlichsten Feinde verschafft, denn auch am 18. Fructidor war er einer von denen, welchen Dank zu sagen das Directorium alle Ursache hatte. Sein ganzes Verhalten bewies ein Herz voll von der reinsten republikanischen Gesinnung. Ein solcher Mann mußte dem Directorium nach den Erlebnissen an Pichegru unendlich theuer sein.

Es zögerte nicht, dem feurigen republikanischen Helden, seine einzige Stütze, das Heer, anzuvertrauen. Ein Heer von Männern, wie die Bürgersoldaten des französischen Heeres, unter der Führung eines krie=

gerischen Genius, wie Napoleon, ließ erwarten, für die Republik eine Burg zu sein, wie die Burg in Luthers nie verhallendem Liede für die Protestanten. Nur daß Menschen, wie hoch sie sich auch über die gewöhnliche Menschheit erheben, doch nie Götter werden und ewig Sklaven der menschlichen Leidenschaft sind, welche zwar unter den göttlichen Eigenschaften verdeckt, aber nie erstickt sein können.

Einem Gotte glaubte das Directorium seine Macht anvertraut zu haben, und träumte den süßen Traum seiner Einigkeit. Aber der Traum entschwand sehr bald, denn der Gott war ein Mensch, ein Mensch wie andere Menschen, ein Mensch, der die Welt in sich sieht und sich darum höher schätzt als die Welt.

Als Buonaparte den Oberbefehl über das Heer erhielt, standen die Oesterreicher und Sarden, 90,000 Mann stark, an den Alpenabhängen. Die französische Armee, welche der Held zunächst unter seine Hand bekam, betrug noch nicht den dritten Theil der feindlichen, und Entbehrungen aller Art quälten sie.

Aber welche Gefahr vermöchte den Krieger der Freiheit zu entmuthigen. Er fühlt die Last der Noth nimmer, der der fürstliche Kriegsknecht, der Sklave, sich durch die Flucht zu entziehen nicht einen Augenblick anstehen würde. Der Krieger der Freiheit ist

ein Geist. Die Leiden des Lebens sind ihm keine Fessel. Er stürmt dahin mit dem nimmer erschlaffenden Gotteswillen, bis er fällt oder siegt — er pflegt allezeit zu siegen: er siegte auch an den Abhängen der helvetischen Berge und überstieg mit bewunderungswürdiger Kühnheit ihre weißen Häupter, um in Italiens Ebenen der Freiheit Banner aufzurichten.

Die österreichische und sardinische Armee sammelte sich aufs Neue, wenigstens die Reste derselben, und eilte, Turin und Mailand ihrem Herrn zu erhalten. Aber auf den Fersen folgten die Sieger und warfen den Feind bei Mondovi. Mehre Siege folgten dicht auf einander.

Da säumte der königliche Herr von Sardinien nicht länger, sein gekröntes Haupt vor dem Schwerte der furchtbaren Republikaner zu beugen und um Frieden zu flehen.

Der Friede wurde dem Flehenden gewährt und unverweilt das Schwert dem Stolzen entgegen getragen. Dünkte sich doch die Krone Habsburgs unantastbar! Hatte doch die Krone Habsburgs gemeint, daß sie von Gottes Gnaden nur berufen sei zu züchtigen und Sklaven auf Erden zu sehen.

Die Kronen kennen nur die Geschichte ihres Daseins. Der Weltgeschichte unermeßlich weite Fläche

mit den Geistern, welche dieselbe vom Stuhle des natürlichen=, des sittlichen=, des Menschenrechtes aus regiren, kennen sie gar nicht, und an das, was vor Karl dem Großen gewesen, mögen sie nimmer glauben.

Mit Staunen sah es Habsburgs Krone, daß sie von einem freien Volke, von einem Volke ohne Krone, angegriffen wurde, an welchem sie ihr Züchtigungs=recht mit so großer Energie geltend zu machen sich beeifert hatte.

Bei Lodi und Mantua wurden die österreichischen Krieger, deren deutsches Heldenthum im Sklaven=dienste nicht ausleben mochte, von den Freiheitskrie=gern Frankreichs geschlagen. Der stolze Kaiser, der Volksfreiheit wunderbares Wesen nicht kennend, meinte, Solches könne nimmer ohne Verrath gesche=hen sein, sendete einen Erzherzog an die Spitze des Heeres und stellte ihm zur Seite einige Männer, de=nen er Vertrauen glaubte schenken zu dürfen.

Aber umsonst war des Kaisers Mühe. Ein ge=ringer Vortheil, den der Erzherzog Karl über die durch Schwaben eindringenden beiden französischen Heere erlangte, war nicht mehr als eine höhnische Täuschung des Kaisers. Napoleon, ununterbrochen siegreich, nahm Mantua, befreiete Oberitalien gänzlich

von seinem Zwingherrn und drang durch Tyrol gen Wien.

Da trat ihm der Erzherzog Karl entgegen, der Bruder des Kaisers, der Mann, auf welchem des Kaisers stolze Hoffnung einzig noch ruhete.

Allein die Erwartung des Monarchen rechtfertigte sich nicht. Der Bruder des Kaisers wagte es nicht, dem französischen Heere zu wiederstehen, und das kaiserliche Cabinet war gezwungen, auf den Frieden anzutragen, den es gegen die Aufgebung Belgiens und Oberitaliens erhielt.

Was die Helden der Republik durch den Kampf und Friedensschluß gewonnen, wurde von ihnen auch mit der Freiheit beschenkt, die freilich unter der schweren Hand des Kriegszustandes der beiden großen Reiche, des österreichischen und französischen, manchen Druck ertragen mußte. Die Staaten Oberitaliens wurden Republiken in der Form der französischen; Belgien war bereits eine solche.

Dem Frieden von Leoben folgte der von Campo formio, in welchem der Kaiser auch noch den Rest seines Gebietes auf dem linken Rheinufer abzutreten genöthigt werden sollte. Allein der Congreß zu Rastadt, welcher den Friedensschluß sanctioniren sollte,

that nicht, was er sollte, sondern machte die Fortsetzung des Krieges nothwendig.

43.

Während dies außerhalb Frankreichs vor sich ging, suchte das Directorium die Republik völlig von den inneren Feinden zu befreien. Viele Personen, welchen das Verbrechen der Verschwörung zu Gunsten des Königsthums nachgewiesen werden konnte, waren in die Verbannung geschickt worden; aber Tausende waren im Reiche vorhanden, welche jeden Augenblick eine gleiche Verschwörung anzustiften bereit und geneigt waren. Das waren die Adligen und Priester, welche einst hatten flüchtig werden müssen und während der Zeit des mäßigen Convents und des ersten Directoriums wieder zurückgekehrt waren. Und nicht bloß, daß sie bereit waren, das verunglückte Spiel der Verbannten noch einmal zu versuchen, sondern sie waren auch schon mit diesem Unternehmen beschäftigt.

Ein Uebel pflegt nie allein in die Geschichte zu treten. Das Directorium hatte sich eine Gewaltthat erlaubt, und nahm nicht Anstand, eine zweite auszu-

üben, ob auch schon die öffentliche Meinung durch die erste den reinen Klang verloren hatte.

Decrete erschienen nun, welche die ehemaligen Adligen und Priester, die einst den Eid verweigert hatten, zum zweiten Male in die Fremde verwiesen und nach welchen die Leute der priviligirt gewesenen Stände nur dann erst zum Staatsbürgerrecht fähig sein sollten, wenn sie sich ohne Unterbrechung sieben Jahre lang in der Republik aufgehalten hatten.

Grausam waren diese Decrete darum, weil sie unter den wiedergekehrten Emigranten fast gar keine Ausnahme gestatteten.

Die Feinde des Directoriums waren, nachdem sie durch die Siege desselben über die Parteien ihren Rücken halt verloren, sehr schwach und furchtsam. Desto ungefährdeter konnte sich diese einer dictarischen Gewalt anmaßen, die auch, nachdem die Verfassung verletzt worden, die einzige noch passende war.

Die öffentliche Meinung sah das Directorium nicht für eine Macht an, da es keine Parteien erblickte. Das Gesetz hatte sein Ansehen verloren, aber unter den gegenwärtigen Zuständen mußte auch der dictatorische Wille desto mächtiger sein, wenn er nur das Volk im Allgemeinen durch das Banner der Republik befriedigte und beruhigte.

Die Gewalt des Directoriums stieg also auf einen sehr hohen Grad. Sie machte sich vorzüglich dem Auslande gegenüber geltend, denn im Innern legte sich alles mehr und mehr in die Wiege des Friedens.

Es war ein seltsamer Wechsel. Im Innern stellte Frankreich das Bild der Ohnmacht, außerhalb das Bild der Riesenkraft dar. Die Bürgerkraft war unter den fortwährenden Parteikämpfen erstorben und schien sich erst durch den Wohlstand wieder aufnähren zu sollen, welchen die republikanische Freiheit zu bringen versprach. Dagegen hatte sich die Militairmacht auf den Standpunct der Unermeßlichkeit beinahe schon erhoben. Frankreich war ein Secten-, dann ein Bürgerstaat gewesen, und jetzt war schon der Grund zum Militairstaate völlig ausgebaut.

Solchermaßen hatte sich natürlich die Wirkung des Directoriums jetzt mehr über die Grenzen als in das Innere zu wenden.

Aber dieser Wechsel war keineswegs trostreich, denn nimmer kann ein Militairstaat als Republik dauern, und der militairischen Republik wird allemal früher oder später die Monarchie, und zwar die despotische Monarchie entspringen.

Daß die Geburt deren in Frankreich nicht spät ein-

trete, dafür bürgten die Sünden an der Verfassung und dem Gesetz, welche das Directorium begangen, die sich nun im Wege des Naturgesetzes der Dinge von Tag zu Tag vermehrten und die politischen Parteien aus ihren wenigen Trümmern zu neuem Leben aufrufen mußten.

Dies geschah. Und wenn die Parteien auch nicht in festem Schluß und einheitlicher Gestalt auftraten, so waren sie doch in ihrer Zerstreutheit nicht so schwach, daß sie nicht hätten Einfluß gewinnen sollen. Die Unzufriedenheit mit der dictatorischen Weise des Directoriums gab ihnen eine unbestimmte Größe, die dem Directorium erst bei dem Wahlacte zur Ergänzung der Regierung bemerkbar werden konnte.

Mit Erstaunen sah das Directorium, daß die Wahlen des Jahres VI. der Freiheit beinahe ausschließlich auf Männer der exaltirt democratischen Partei fielen. Die Wahl hatte zwei Drittheile sowohl im Rathe der Fünfhundert als in dem der Alten zu ersetzen. Es war vorauszusehen, daß die neue Majorität das bisherige Regierungssystem gänzlich umwerfen werde. Dem Directorium mußte alles darauf ankommen, diese Wahlen zu hintertreiben. Da es aber in Folge der übeln öffentlichen Meinung seine Partei im Volke zum größten Theile verloren, so

konnte es jenes nur durch eine neue Verfassungsverletzung bewirken.

Was kam darauf an, wenn die Muttersünde zu den vielen Kindern noch eins gebar? Es wurde eine Commission gebildet, welche die Wahlen prüfen sollte, und diese verwarf dieselben fast alle. Sie wurden für ungiltig erklärt, und neue Wahlen im Sinne der bisherigen Regierung sicherten dem Directorium sein Fortbestehen.

Allein das Verhängniß über ihm wuchs fort, da sein Walten sich nicht ändern konnte. Selbst die Persönlichkeiten vergrößerten die Nothwendigkeit des Sturzes des Directoriums.

„Das Directorium bewies," sagt Mignet, „große Thätigkeit, aber diese Thätigkeit war zu streng und zänkischer Art. Merlin von Douai und Treilhard, welche an Carnot's und Barthelemy's Stelle getreten waren, waren zwei politische Sachwalter. Rewbell besaß im höchsten Grade den Muth eines Staatsmannes, aber nicht die hohen Begriffe eines solchen. La Réveillère beschäftigte sich als Regierungshaupt zu sehr mit der Secte der Theophilanthropen. Was Barras betraf, so setzte er seine regellose Lebensweise und sein Directorialpräsidium fort: sein Palast war der Sammelplatz der Spieler, der galanten Damen

und der Wucherer aller Art. Die Staatsverwaltung der Directoren litt unter ihrem Character, vor allem aber unter ihrer Lage, zu deren Bedrängnissen der Krieg mit ganz Europa trat."

Trotz den Mißverhältnissen erlebte das Directorium die Wahlen des nächsten Jahres (VII.), welche wie gewöhnlich im Mai (Floreal) stattfanden und im Sinne der Regierung republikanisch ausfielen.

Im Directorium wurde Rewbell durch dessen persönlichen Feind, den geistreichen Siéyes, ersetzt. Durch diese Wahl war dem Directorium seine letzte Stunde angekündigt, denn wohl Niemand so wie Siéyes war überzeugt, daß das Directorium nicht fortbestehen könne, wenn die Republik fortbestehen solle. Sein Plan war, den Sturz desselben unblutig zu machen, nicht, ihn zu verhindern. Er hatte, obschon in letzter Zeit wenig in Frankreich anwesend gewesen, alle Ereignisse und Zustände genau beobachtet.

Das Directorium war selbst wegen seines Alters nicht mehr möglich. Es hatte Sünden auf sich geladen, die ihm nicht vergeben werden konnten; es hatte aber auch schon zu lange gewährt. Der Geist dieser Revolution duldete kein Bestehen. Es war ein Geist der Vernichtung, nicht der Schöpfung. Wohl schuf er, aber er verschlang, was er erzeugt, „wie

Saturn seine Kinder." Alles, was im Schoße dieser Revolution entstand, trug die Elemente seines Untergangs in sich.

Niemals zeigte sich dies so klar, als im letzten Lebenskampfe des Directoriums. Da die Parteien gänzlich zerschlagen und das Volk gänzlich erschöpft, so entspann sich der Kampf in der Regierung selbst, nämlich zwischen den legislativen und der executiven Corporation. Sieyes forderte ihn.

Die Gewaltthat des Directoriums an den beiden Räthen im Fructidor war noch nicht vergessen, und das Gefühl der Rache noch nicht erschlafft. Alle Uebelstände des Landes, woher sie auch stammen möchten, wurden nun also von den Räthen dem Directorium zum Vorwurf gemacht. Um einen wirklichen Anfang zu machen, wurde der Director Treilhard, dem am wenigsten vorzuwerfen war, dessen Wahl allerdings aber mit Grund angefochten werden konnte, abgesetzt.

Jetzt wendeten sich die Angriffe der Räthe gegen die Directoren Merlin und La Reveillère. Die beiden Directoren, von Barras, der den Ausgang ahnte, verlassen, fühlten sich zu schwach, um kämpfend zu widerstehen. Im Gefühle der Schuld eigentlich nur lag ihre Schwäche. Sie wendeten sich gleichsam bit-

tend an die Räthe, um das Einverständniß herzustellen. Allein die Rede des Repräsentanten Bertrand erklärte die beiden Directoren überhaupt für unfähig und drängte dieselben dazu, ihre Aemter niederzulegen. Das geschah am 30. Prairial.

Durch dieses Ereigniß waren nun alle Vertheidiger der letzten Constitution, welche die Constitution vom Jahre III. genannt wurde, aus dem Directorium geschieden, und die Verfassung lag in den Händen derjenigen Männer, die sie entweder stets gehaßt hatten, oder die sie darum verwünschten, weil sie durch die vielen Verletzungen, welche an ihr begangen worden, ihre Würde verloren hatte und daher dem Volke weder die nothwendige Achtung des Gesetzes einflößen, noch die Bürgschaft für eine glückliche Zukunft verleihen konnte.

Diese Männer, an deren Spitze im Directorium Sièyes und Rocher-Ducos standen, und mit denen nicht bloß die Majorität des Rathes der Alten, sondern auch die bessere Bürgerschaft, die sogenannte Mittelklasse des Volkes, einverstanden war, hatten den Plan, die verdorbene Constitution allmälig zu vernichten und an ihre Stelle eine bessere, wenigstens neue zu setzen.

Sie verfolgten ihren Plan mit Vorsicht und Ei=

ser. Er war rein republikanisch, doch wurde er von manchem der eifrigsten Mitarbeiter Sieyes' mißdeutet und mißbraucht.

So z. B. meinte Barras, es handele sich um nichts Geringeres als die Wiederherstellung der Monarchie, und in dieser Meinung knüpfte er schon Unterhandlungen mit dem Prinzen von Condé an. Einer der thätigsten Mitarbeiter war Napoleon Buonapartes Bruder Luzian.

44.

Sieye's Plan schien zu sein, eine Präsidialverfassung herzustellen, und sein Gedanke schien sich an den General Buonaparte, den unüberwindlichen Heros, den Eroberer und Befreier Italiens, geheftet zu haben.

Das Unheil, welches die Spaltung oder Parteiung im Directorium hervorgebracht, konnte freilich durch einen Präsidenten verhindert werden; aber wie groß das Unheil, welches aus dem Mißtrauen entspringen konnte, dem ein Einzelner bei der Furcht des Volks vor der Wiederkehr des Königthums kaum zu entgehen im Stande war, ja vielmehr noch, wie groß das Unheil für die Republik, welches dem na-

türlichen Gelüst eines Einzelnen entspringen konnte, das war nicht vorauszusehen.

Sièyes arbeitete nicht ohne die gehörige Vorbereitung. Er hatte mehr als eine Unterredung mit dem General Buonaparte gehabt, und jetzt unterhielt er noch fortdauernd die Verbindung mit ihm durch den Bruder desselben, Lucian Buonaparte, der im Rathe der Alten saß und Präsident eines Bureaus war.

Nachdem Napoleon Italien befreiet, war er nach Paris zurückgekehrt. Das Volk vergötterte den so glänzend, wie kein Mensch seiner Zeit, mit Lorbeer geschmückten Helden, und das Directorium begann Besorgnisse zu hegen.

Schon stand Buonaparte mit Sièyes in Verbindung und trug seine Pläne in der Seele. Daher war sein Benehmen hinterhaltend und dem Directorium desto verdächtiger.

Dem Scharfblick des Generals entging nichts. Er fürchtete einen Intriguenkampf, in welchem er des Siegs nicht so gewiß war, wie auf dem Schlachtfelde. Seine Anwesenheit in Paris schien ihm gefährlich für seinen Plan, und er wünschte sich in die Ferne, bis die Zeit seinem Unternehmen den Boden sicherer gemacht hätte.

Der Friede mit dem Auslande war geschlossen;

nur England war noch nicht beruhigt. Allein dieses England schien dem General gefährlich. Sollte er seines Planes halber noch einmal Paris verlassen, so mochte er doch nicht einen Schauplatz betreten, auf welchem er leicht seinen Kriegsruhm begraben und also seinen Plan selbst vernichten konnte.

Sein Scharfsinn wählte Aegypten zum Platze der Unternehmung, die eigentlich keinen andern Zweck hatte, als ihn noch ein Weilchen außerhalb des politischen Gewirres zu halten. Hier war ihm der Sieg gewisser als irgendwo, und gleichwohl gewann die Unternehmung durch die Ferne und märchenhafte Eigenthümlichkeit des Ortes etwas Großartiges, was dem Ruhme sehr dienlich sein mußte.

In der Republik fragte man, was der Zweck der ägyptischen Expedition eigentlich sei? und die Antwort, daß Frankreich England von Aegypten aus in Indien angreifen wolle, begeisterte das Volk durch das Wunderbare, Abenteuerliche und Großartige der Idee.

Am 30. Floreal d. J. VI. (19. Mai 1798) ging der General Buonoparte mit 40,000 Mann vor Toulon unter Segel. Die Einnahme Maltas war nicht ruhmeswerth, dennoch vergrößerte sie in der Republik der Namen des Generals, der nun seine Lor-

heerkrone mit orientalischen Reißern zu bereichern begann.

Die Entsendung von 40,000 Mann mit dem unüberwindlichen General, war für die europäischen Fürsten der Aufruf zu einem neuen noch größeren Bündnisse gegen die französische Republik und ihre Stiftungen. England hatte dazu aufgefordert. Freudig nahm Oesterreich, welches gern das Verlorene wieder gewinnen mochte, Theil. Ja selbst das ferne Rußland trat in den Bund. Nur Preußen und Spanien hielten sich zurück. Die Ermordung dreier französischer Gesandten bei Rastatt beschleunigte das Unternehmen der Fürsten, indem es in Frankreich die Erbitterung auf den höchsten Grad trieb und dies selbst den Krieg beginnen ließ. Selbst die Barbareskenstaaten und die Türkei traten dem Bunde, welcher die zweite Coalition genannt wurde, bei.

Die Republik rüstete sich so eilig und gut als möglich. 200,000 Rekruten stellte sie in die Armeen am Rhein und in Italien. In Italien fand der erste Angriff Frankreichs statt, indem der König von Neapel sein Heer in die junge Republik Rom, der König von Sardinien das seinige dagegen in die ligurische Republik eindringen ließ.

Aber die französischen Heere unter Championnet

und Joubert gewannen den Sieg und mit ihm das ganze Italien. So verwandelte sich nun auch der untere Theil desselben in eine Republik, die parthenopäische.

Dies war bereits geschehen, als das russische Heer unter Suwarow und mehre österreichische unter dem Erzherzog Karl und anderen Feldherren den Kriegsschauplatz betraten. Es schien, als ob das Kriegsglück der Republik an dem General Buonaparte hafte. Die französischen Armeen erlitten einen Unfall nach dem andern. In Italien wurden Macdonald, Scheerer, Moreau u. a. geschlagen, und in der Schweiz gewann der Erzherzog Karl ein gefährliches Uebergewicht.

Zu derselben Zeit landete ein englisch-russisches Heer von beinahe 30,000 Mann unter dem Herzog von York in der batavischen Republik (Holland.) Zwar schlug diese englisch-russische Expedition gänzlich fehl, zwar gewannen die Franzosen auch in der Schweiz wieder so große Vortheile, daß die Republik vorläufig keinen unmittelbaren Angriff zu fürchten hatte; dennoch war Frankreichs Lage sehr mißlich.

Aber je weniger in Europa, desto mehr glänzte das Schwert der Republik in Aegypten, und desto höher war Buonapartes Ruhm gestiegen, je weniger

andere Generale Ruhm zu erwerben im Stande gewesen waren. Jetzt war der Augenblick für Buonapartes Unternehmen. Das besorgte Directorium, um seinen Namen nicht zu mächtig werden zu lassen, hatte ihn viel weniger als möglich unterstützt, und dies gab ihm gerechten Grund, vor Beendigung des ägyptischen Krieges nach Frankreich zurückzukehren.

Er landete an der heimathlichen Küste und gelangte in einem wahren Triumphzuge nach Paris, als das Directorium seine Niederlage durch die Räthe erlitten und wegen einiger gewaltthätiger Decrete eine heftige Mißstimmung im Volke herrschte, die in einigen Departements so gar in offenen Aufstand übergegangen war.

Die wahrhafte Vergötterung, welche ihm zu Theil wurde, bewies dem General, daß für die Ausführung seines Plans, der nichts geringeres als den Sturz der Verfassung bezweckte, eben jetzt der rechte Zeitpunkt sei. Er berieth sich mit Sieyes, und dieser bewirkte, daß im Rathe der Alten so wohl auf die Verlegung der beiden Räthe nach St. Cloud als auf die Ernennung des Generals Buonaparte zum Befehlshaber der gesammten Heeresmacht der Republik angetragen wurde.

Die schlimme Lage, in welcher sich Frankreich so wohl

von Außen als im Innern befand, ließ den Rath der Alten nicht zögern den Anträgen seine Zustimmung zu geben. Und so wurde nun in Buonapartes Hand jene Macht gelegt, durch welche er nicht bloß die Republik vernichtete, sondern auch fast ganz Europa umarbeitete. Die hochwichtige Sitzung, in welcher das geschah, fand am 18. Brumaire (9. November) statt.

Sobald Buonaparte durch eine Deputation des Rathes in Kenntniß gesetzt worden, zog er mit einer ansehnlichen Truppenmenge vor die Tuilerien und leistete dem Rathe der Alten den Treueeid.

Aber hiermit war die Epoche nicht geendet, denn noch zwei Regierungsabtheilungen, nämlich der Rath der Fünfhundert und das Directorium, hatten ein lastendes Wort in die Wagschale zu legen.

Aber das Directorium fühlte sich in seiner Uneinigkeit zum Widerstande zu schwach. Die meisten Mitglieder nahmen augenblicklich ihre Entlassung.

Somit löste sich die executive Corporation auf, und dem Rathe der Fünfhundert allein blieb der Kampf mit dem General überlassen.

Napoleon Buonaparte nahm nicht Anstand auch niedrige Mittel zur Sicherung seines Zweckes anzuwenden. Die Begeisterung für ihn war grenzenlos,

denn jedem der Franzosen dünkte es, er habe Antheil an dem Ruhme des großen Mannes.

Aber wie jeder gern den begeisternden schönen Schatz des Heldenruhms mit ihm theilte, so war natürlich auch Jeder geneigt, Gefühle und Ansichten mit dem Helden zu theilen.

Dies eben benutzte Napoleon bei seinem Kampfe mit der bestehenden Regierung und erregte oder vergrößerte durch Proclamationen, wie nachstehende, den Groll des Volkes gegen dieselbe:

„Was habt Ihr," lautete die Proclamation, „aus jenem Frankreich gemacht, welches ich einst in so glänzendem Zustande verließ. Den Frieden ließ ich hier, und statt dessen habe ich bei meiner Rückkehr ringsher Krieg gefunden. Ich hinterließ Euch den Ruhm unausgesetzter großer Siege, und in der Schmach der Niederlage mußt ich Euch wiedersehen. Ich überließ Euch die Millionen aus Italien, und trotz dem fand ich nun räuberische Gesetze, Elend und Noth. Wo sind die hunderttausend Franzosen hingekommen, die ich kannte und die die Gefährten meines Ruhms waren? Hingeopfert sind sie zwecklos! Ein solcher Zustand kann und darf nicht fortdauern. Bevor drei Jahre verflossen, würde er uns unter die Ruthe des alten Despotismus geworfen haben."

Natürlich, daß die Menge, welche den General Buonaparte ganz besonders vergötterte, durch solche Proclamationen ihres Gottes heftig gegen die Regierung, sowohl das Directorium als die beiden Räthe, erbittert wurde.

Allein es gab Leute genug, welche sich nicht so gedankenlos in den Plan eines Einzelnen hinwarfen. Vorzüglich waren es die wiedererwachten Parteien, und ganz besonders die republikanische, welche sich nicht durch leichte Worte und eine schmucke Siegeskrone gegen die Regierung aufbringen ließen, die zwar nicht zur Zufriedenheit gewaltet hatte, aber der Republik doch viel weniger Gefahr bringen konnte, als ein einzelner Gewaltiger. Ja vielmehr machte des Generals Proclamation die Parteien der Regierung zugethan und mißtrauisch gegen den Proclamator.

Man verbarg dieses Mißtrauen, ja sogar die Lust nicht, der Regierung gegen den General Buonaparte beizustehen. Aber es hatte Napoleon Buonaparte auch Worte für diese Leute, welche in ihm einen Usurpator der Herrschaft ahnten und fürchteten:

„Schlechte Rollen," waren Buonapartes Worte, „abgenutzte Rollen, unwürdig eines verständigen Mannes, sie müßten etwa die eines redlichen Mannes sein. Es wäre ja eine nichtswürdige Idee, in einem

Jahrhundert der Aufklärung eine Repräsentativverfassung feindlich antasten zu wollen. Ein Thor nur vermöchte so muthwillig zu sein, das Kleinod der Republik gegen das Königthum umsetzen zu wollen, zumal wenn er jene nicht ohne Gefahr und Ruhm erhalten hat."

Diese Worte, welche Buonaparte in einem früheren Augenblicke gesprochen, erschienen jetzt zur Beruhigung der Besorgten vielfältig aufgefrischt. Und sie waren nicht ohne Wirkung; sie beruhigten die Republikaner, raubten dadurch dem Rathe der Fünfhundert die Theilnahme seiner Partheien und machten die Translocirung desselben nach St. Cloud für Buonaparte gefahrlos.

Denn dem General war vom Rathe der Alten dies übertragen worden, was kaum zu etwas Anderem führen konnte, als ihm ein freieres Spiel in der neuen Umwälzung zu verschaffen.

Der Rath der Fünfhundert, seine Machtlosigkeit fühlend, ließ sich nicht nöthigen, sondern begab sich am 19. Brumaire freiwillig nach St. Cloud, und Buonaparte mit seinen Helfern Sieyes und Roger-Ducos folgten ihm dahin; desgleichen der Rath der Alten. In der Marsgallerie versammelte sich der

Rath der Alten, in der Orangerie der der Fünfhundert.

Die Truppenmacht, welche diese Orte umgab, war sehr bedeutend und durfte nichts von den wenigen Hundert Freunden des Raths der Fünfhundert, welche sich desgleichen in St. Cloud versammelten, erwarten, wovor sie hätte zurückbeben müssen.

Am Nachmittag begann die Sitzung der Räthe. Die Aufforderung des Mitgliedes Gaudin, dem Rathe der Alten für die von ihm geschehenen Anordnungen zu danken, erregte in der Versammlung der Fünfhundert eine lang anhaltende, tosende Mißfallsbezeugung und rief die Freunde der Republik zum Kampfe auf. Sie stürzten sich auf die Rednerbühne und schilderten den furchtbaren Verrath oder die furchtbare Gefahr.

Napoleon Buonapartes, oder vielmehr Sieyes Mitverschworene konnten nicht zum Wort gelangen. Der Unwille über die Verschwörung übertäubte tosend jeden Redner. Endlich legte sich der ungeheure Sturm. Da trat ein gewisser Delbres auf und forderte, den Eid auf die Verfassung zu erneuen.

Mit feuriger Begeisterung erhob sich die ganze Versammlug; selbst die Verschworenen wagten nicht sitzen zu bleiben. Mit hoher Feierlichkeit wurde der

Schwur geleistet, für die Verfassung mit Blut und Leben einzustehen.

Dies war ein Act, an welchem Buonapartes Plan scheitern mußte, wenn derselbe nicht durch eine Gewaltthat nichtig gemacht wurde.

Sobald der General Buonaparte Kunde von dem Ereigniß im Rathe der Fünfhundert erhalten, eilte er in den der Alten, um hier einem gleichen Acte vorzubeugen.

Er versuchte es als Redner siegreich zu wirken, wie er es so oft als Krieger gethan.

„Volksrepräsentanten," rief er aus, „Ihr befindet Euch in einer außergewöhnlichen Lage. Ihr steht auf einem Vulkane. Gestern noch fürchtete ich nichts, als Ihr mich zu Euch beordertet, um mir Eure Decrete im Betreff der Verfassung mitzutheilen und die Ausführung derselben zu übertragen. Ich habe darauf meine Genossen um mich versammelt, und wir sind bereit, Euch zu schützen. Und darum überschüttet man uns jetzt mit Verleumdungen und Schmähungen. Man nennt mich einen Cäsar, einen Cromwell und prophezeiet einen Militärdespotismus. Hätt' ich die Freiheit meines Volkes vernichten wollen: ich würde mich Euern Anordnungen nicht hingegeben haben, denn ich hatte die Macht in den Händen und

brauchte sie nicht erst zu empfangen. Ich schwöre darauf, Repräsentanten, daß das Vaterland nie einen treuern Schützer gehabt hat. Aber durch Euch muß meine Gewalt Rechtlichkeit gewinnen. Gegenwärtig existirt keine Regierung, denn vier Mitglieder sind aus dem Directorium geschieden, das fünfte*) ist der Sicherheit wegen unter Aufsicht gestellt worden; der Rath der Fünfhundert ist uneins, und so beruht alles noch auf dem Rathe der Alten. So nehme er seine Maßregeln und rede; ich bin zur Ausübung bereit. Laßt uns die Freiheit und Gleichheit retten!"

In der That hätte eine Rede für die vorhandenen Verhältnisse nicht klüger gesetzt werden können. Gleichwohl verfehlte sie beinahe ihren Zweck.

„Wohlan, General," rief der Republikaner Linglet aus, „da Ihre Worte so gut republikanisch, so legen Sie mit uns den Eid auf die Constitution des Jahres III. ab, welche allein der Republik Bürgschaft gewähren kann!"

Buonaparte war verlegen, betroffen. Aber schnell fand er den Ausweg:

„Ein Eid, erklärte er, könne der Constitution d. J. III. die Ehrwürde und Heiligkeit nicht wieder ver-

*) Welches Barras war.

leihen, welche sie unter der Menge von Verletzungen verloren. Dazu bedürfe es anderer Mittel und Garantien."

Die Verschworenen ermangelten nicht, dieser Erklärung den lautesten Beifall zu zollen, and sie rissen beinahe die ganze Versammlung mit sich fort.

Jetzt glaubte Buonaparte gewonnen zu haben, da er den Rath der Alten für sich hatte, und eilte in den Rath der Fünfhundert. Schon seine Erscheinung brachte eine heftige Aufregung, welche einen schlimmen Auftritt erwarten ließ, hervor. Als hinter ihm aber auch bewaffnete Soldaten eintraten, so fand das Erwartete sogleich statt: Bigonet stürzt dem General entgegen, packt ihn beim Arme und ruft:

„Was thun Sie, Verwegener? Sie verletzen das Heiligthum der Gesetze!"

„Erklären wir ihn außer dem Gesetz! Nieder mit dem Dictator!" hallt es sogleich von allen Bänken, und Buonaparte erblaßt.

Die Soldaten sehen ihres Generals Bestürzung und Gefahr, umgeben ihn und ziehen ihn mit sich aus der Orangerie.

Unter furchtbarem Tumulte werden die Anträge gestellt, den Rath permanent zu erklären, ihn nach Paris zurückgehen zu lassen, die anwesenden Truppen

für Garde der Regierung zu erklären und den Oberbefehl dem General Buonaparte zu entnehmen.

Umsonst mühete sich Lucian Buonaparte für seinen Bruder zu sprechen. Da er nicht zu Worte kommen konnte, legte er die Zeichen des Volksvertreters ab.

Kaum nur hatte er das gethan, als von Napoleon Buonaparte und Sieyes gesendet, eine Abtheilung Dragoner in den Sitzungssaal trat und Lucian aus demselben zu seinem Bruder führte.

Die Lage, in welcher sich der General befand, war eine sehr gefährliche, und kaum würde er sich aus der Verwirrung der Verhältnisse herausgefunden haben. Aber Sieyes war vertrauter mit dem Wesen einer Revolution, an welcher er so lange mitgearbeitet hat. Seine Ideen und die Erschöpftheit, die Abspannung des Volkes, die gute Einleitung des Planes, die Nichtigkeit des Directoriums, die Uneinigkeit der beiden Räthe und die Entfernung von Paris sicherten das Gelingen.

Die beiden Buonaparte und Sieyes begaben sich augenblicklich vor die Truppen, welche bereits von der Gefahr, in welcher sich ihr General befunden, unterrichtet worden. Es durfte auf eine Lüge nicht ankommen. Lucian Buonaparte erzählte den Truppen,

daß die gesetzmäßige Gewalt, welche in der Majorität der Räthe beruhe, in Gefahr gesetzt sei durch die Dolche der Minorität, und forderte sie als Präsident auf, sich zu ihm zu halten und seinem Worte zu gehorchen, wenn er es um der Freiheit und Republik willen für nöthig erachte, „diese Straßenräuber, die keine Volksrepräsentanten mehr seien" durch Gewalt aus dem Sitzungssaale treiben zu lassen, in welchem sie sich eben noch befinden.

Sogleich, bevor noch die Soldaten zu Ueberlegung und Besinnung gekommen, ruft sein Bruder Napoleon aus:

„Soldaten, die ihr mit mir meinen Ruhm und meine Siege theilt, kann ich bei diesem nothwendigen Acte auf Euch rechnen?"

Ein donnerndes Ja beseitigte Buonapartes letzte Sorge, und sogleich ging eine Abtheilung Grenadiere, und gleich darauf eine zweite stärkere nach der Orangerie ab.

„Im Namen des Generals Buonaparte," rief der General Leclerc im Sitzungssaale aus, „ist das gesetzgebende Corps aufgelöst. Verlassen die guten Bürger den Saal!"

Nur die Mitverschworenen verließen ihn auf diese Aufforderung. Die anderen Mitglieder blieben und

erwarteten, ob man es wagen werde, die geheiligte Werkstatt des Gesetzes durch blutige Gewaltthat zu entweihen.

Ja, es geschah, und gewissermaßen durfte es geschehen, denn die Gesetzgeber selbst hatten oftmals ihren Tempel entweiht. Doch waren die Frevler nimmer zu entschuldigen, welche hier das Verhängniß erfüllten

Die Soldaten fällten die Bayonnete und drangen vor. Die Gesetzgeber mußten weichen. Bald war der Saal geräumt, die Regierung und Verfassung vom Jahre III waren gestürzt und die Soldatenrepublik, der jeder Denkende ein nahes Ende prophezeien konnte, hatte ihren Anfang genommen. Dies war am 19. Brumaire des Jahres VIII der Freiheit (am 10. November 1799.)

45.

Mit Ausnahme der exaltirt demokratischen Partei, welche nur noch in wenigen Trümmern vorhanden war, und eines Theils der gemäßigt republikanischen Partei, war das ganze Volk mit dem Umsturz

der bisherigen Ordnung zufrieden. Es glaubte, daß nun erst die Republik ihre rechte Grundlage und ihren Ausbau erhalten werde.

Es erwartete von dem republikanischen Helden Napoleon Buonaparte etwas ganz Anderes, als er wünschte und zu erstreben suchte. Sein Ruf, sein Heldenglanz hielt die Sinne des Volks in solcher Blendung, daß es die auf etwas anderes als Republik hindeutenden Anordnungen gar nicht gewahrte oder achtete.

Drei Monate lang nach dem Sturz der Constitution vom Jahre III fand eine Art Stillstand in dem neuen Staatswesen statt, welches vorläufig aus einer vollziehenden, aus Napoleon Buonaparte, Roger-Ducos und Sieyes gebildeten Corporation und zwei legislativen Commissionen bestand.

Jene Corporation, das Consulat, hob verschiedene Verordnungen auf, wodurch die politischen Parteien, wenn nicht gewonnen, doch beruhigt wurden. Nur die extreme democratische wurde vom Consulate nicht berücksichtigt, da der erste Consul es seinem Interesse angemessener fand, mit dieser Partei zu brechen, als sich mit ihr zu versöhnen, was ohnehin nicht leicht möglich gewesen wäre.

Allmälig versuchte nun Sieyes die von ihm mühselig ausgearbeitete Constitution einzuführen. Sie

war ein Meisterwerk und für die gegenwärtigen Verhältnisse der Volksgesellschaft so passend, wie keine frühere passend gewesen war. Allein sie war zu sehr verzweigt, zu regelvoll, nahm zu wenig Rücksicht auf die Schwächen und Leidenschaften des Menschen. Der Schöpfer dieser Constitution hatte ein ideales Geschlecht vor Augen gehabt, welches nirgends zu finden war. Auf die Verhältnisse der Gesellschaft wohl, aber nicht auf den Menschen selbst war Sieyes Werk berechnet. Zugleich war es so echt republikanisch, daß Sieyes Verrath an der früheren Verfassung darin eine vollkommene Rechtfertigung oder Entschuldigung findet.

Der General Buonaparte, der bei allem, was geschah, zuvörderst an sich dachte und daher weniger von Idealen befangen war, hieß Sieyes Verfassungsentwurf nicht unbedingt gut, da derselbe keineswegs der Gewalt eines Einzelnen günstig war.

Aber er hielt sehr vieles von demselben für brauchenswerth, und da er selbst im constituirenden Ausschuß bei den Berathungen anwesend war und sein Einfluß schon entscheidende Kraft besaß, so geschah es, daß ein großer Theil des Entwurfs angenommen wurde. Den ausfallenden ersetzte Napoleon Buonaparte durch eigene Institutionen.

Endlich im Nivose d. J. VIII (December 1799) war die neue Verfassung so weit hergestellt, daß sie dem Volke zur Genehmigung vorgelegt werden konnte. Nach derselben befand sich die vollziehende Gewalt in der Hand dreier auf zehn Jahre gewählter Consuln, von denen natürlich Buonaparte der erste war. Er hatte schon mittels seines Ansehens das Machtwort zu sprechen; die beiden Collegen kaum mehr als zuzustimmen. Diese waren Cambacérès und Lebrun. Die hauptsächlichsten andern Behörden waren ein Erhaltungssenat, dem vorzüglich die Wahrung der Volksrechte oblag; ferner ein Tribunat, welches die Gesetze prüfen sollte, die eine legislative Versammlung von 300 Gliedern zu entwerfen hatte. Dieser Versammlung war das Recht der Discussion nicht eingeräumt; dieses hatte das Tribunat. Dasselbe bestand aus 100 Mitgliedern.

In dieser Verfassung war der unmittelbare Antheil des Volks an der Regierung fast ganz zu Grabe getragen. Keine der Behörden wurde unmittelbar vom Volke ernannt, und keine derselben war so unabhängig, daß sie der eignen Meinung hätte folgen können, nicht einmal die gesetzgebende.

Desto unabhängiger stand Napoleon. Seine Macht glich fast der Macht eines vollkommnen selbststän-

digen Fürsten. Er gebot über die Armeen, er entschied im Gerichtswesen, er sprach fast ganz unabhängig, wenn auch im Namen der Republik, dem Auslande gegenüber; er änderte an der Verfassung, was ihm änderswerth schien; fügte ein und warf aus, was ihm beliebte oder nicht behagte. Fast konnte man schon jetzt nicht mehr sagen, daß Frankreich eine Republik sei, wenn sich auch in dem Gepräge des neuen Staatswesens die Republik noch mehrfältig blicken ließ.

Einen solchen Verfall der Revolution hatte nur die politische Unreife des Volkes bewirken können, welche das heiligste Pfand derselben bald in die Hand Derer, bald Jener trug und es, selbst ohne Urtheilsfähigkeit, bald nach dieser, bald nach jener Idee modeln ließ.

Jetzt war die Revolution nicht mehr vom Untergange zurückzuhalten. Vermöchten es überhaupt Parteien, eine Revolution zu retten, so hätten es doch die gegenwärtig in Frankreich vorhandenen nicht vermocht. Sie waren nur Trümmer einer Macht und ohne Macht sich zu vereinigen. Das Volk aber war durch die Umwälzungen selbst zertrümmert und so schwach, daß es sich der Gnade des mächtigen Einzelnen gern um der ersehnten Ruhe willen hingab,

ohne dabei ein Bewußtsein seiner Schmach zu besitzen. Die schlechteste Constitution, welche die Republik seit ihrem Beginn erlebt, besaß sie jetzt. Obschon aus Sieyes trefflichem Verfassungsentwurfe hervorgegangen, fehlte ihr die republikanische Grundlage, der Gesellschaftsvertrag; dagegen ruhete sie auf einer ganz monarchischen, dem Willen eines Einzelnen. Und diese Constitution nahm das Volk an, ja es nahm sie an mit einer ungleich größeren Stimmenzahl, als es eine der frühern angenommen hatte. Es war geblendet vom Heldennimbus Buonapartes, und erkannte das Wesen der Gabe nicht, welche er ihm reichte.

Die Milde, mit welcher Buonaparte die Zügel der Regierung anfangs führte, und die Huldigung, welche er sowohl in seinem häuslichen als öffentlichen Verhalten der Republik darbrachte, bestärkten in der Täuschung.

46.

Sobald Buonaparte die neue Regierung eingerichtet und durch Unterdrückung der Aufstände in der

Vendée und Bretagne gesichert, versuchte er mit dem Auslande Frieden zu schließen.

Und in der That konnte ihm, wie groß auch seine Macht im Innern der Republik war, an nichts so sehr gelegen sein als daran. Allein England, in welchem Buonaparte den Schlüssel zur zweiten Coalition erkannte, ging auf den Antrag des Consuls nicht ein. Es sah die Macht seiner Verbündeten so riesenmäßig dastehen, daß es an dem Siege über die Republik nicht zweifelte. Englands Interessen hingen vorzüglich an Italien, aber nicht minder hingen die Interessen der französischen Republik an dem durch sie hergestellten Zustande Italiens.

Sobald der Consul Buonaparte die Vergeblichkeit der Unterhandlungen erkannt, griff er rasch zum Schwerte. An dem Rhein und den Alpen versammelte er die Armee. An die Spitze der einen Hälfte des versammelten Heeres stellte er den General Moreau. Mit der andern, welche 40,000 Mann stark war, zog er über den großen St. Bernhardsberg nach Italien.

Wie immer, war sein Marsch ein Flug. Der östreichische Feldmarschall Melas, der sich an der Spitze einer Armee von 130,000 Mann befand und Herr von Italien war, glaubte noch nicht an Napo-

leon Buonapartes Unternehmen, als dieser schon in die Stadt Mailand einzog.

Melas hatte bisher seinen Weg mit Siegen bezeichnet. Die schwachen französischen Corps waren nicht im Stande gewesen, ihm zu widerstehen. Sobald nun Napoleon Buonaparte die Kriegsstätte betrat, änderte sich das Verhältniß. Die Schlacht von Montebello, welche auf französischer Seite der General Lannes leitete, vermehrte Frankreichs Siegesglanz und bereitete den viel größeren Sieg bei Marengo vor, wo Buonaparte so operirte, daß die Oestreicher sich zwischen zwei französischen Armeen befanden.

Nach der Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) waren von dem großen kaiserlichen Heere nichts weiter vorhanden als elende Trümmer, die in fliegender Eile des Heimathslandes Grenzen suchten. Die Besatzung keines festen Ortes wagte nun die Vertheidigung. Alles zog dem flüchtigen Heere nach, und alle festen Orte kamen solcherweise in die Hand der Franzosen. Auf's neue wurden die Republiken Italiens hergestellt.

Napoleon aber eilte nach Paris zurück, um so frisch als möglich die seinen Planen so günstige Bewunderung des Volks zu genießen. Größer als je war seine Vergötterung jetzt. Man beschenkte ihn

mit Beweisen von Hingebung, die selbst einen Fürsten aus uralter Dynastie und von unumschränkter Gewalt, neu und köstlich gewesen sein würden.

Moreaus Siege in Deutschland vervollständigten Buonapartes Werk. Oestreich, nicht kräftig von den Bundesgenossen unterstützt, sah sich genöthigt, zu Luneville mit der Republik Frieden zu schließen (8. Januar 1801) Diesem Friedensschlusse folgte bald (im Februar) der mit den italienischen Fürsten und mit dem Kaiser von Rußland.

So wurde bald auch England zum Frieden gezwungen. Es erkannte nicht nur alle durch die französische Republik in Europa hergestellten Aenderungen an, sondern gab auch sämmtliche überseeische Besitzungen der Republik, welche es während des Krieges erobert hatte, zurück.

So war nun der Friede außerhalb der Republik hergestellt, und Napoleon Buonaparte erfreute sich derjenigen Ruhe, welche er zur Befestigung seiner Gewalt im Innern bedurfte.

47.

Die ersten Werke, welche der erste Consul ausführte, waren auf den Wohlstand des Volkes berech-

net. Und dieser hob sich durch die Regelung des Gerichts- und Verwaltungswesens, durch öffentliche Arbeiten aller Art, als Canal- und Straßenbauten, ferner durch Handelstractate mit dem Auslande und andere Mittel bald so empor, daß das Volk das Glück der Freiheit — welches es zwar nie genossen, da eine wirkliche Republik in Frankreich nicht vorhanden gewesen — gern vergaß.

Ueberhaupt hörte jetzt die Freiheit auf, der Nerv des französischen Volks und seiner Bewegungen zu sein. Dagegen wurde wie in der Zeit des Ritterthums und in allen Militairstaaten die Ehre die bewegende geistige Gewalt.

Nachdem sich Buonaparte außer dem Titel eines unüberwindlichen Helden und Ruhmbringers auch den eines Beglückers erworben, glaubte er ohne Gefahr seine Pläne in Ausführung bringen zu können, welche auf eine für ihn selbst berechnete Alleinherrschaft hinzielten.

Die Geistlichen, welche dereinst als die abscheulichsten und gefährlichsten Feinde der Volksfreiheit die Republik hatten verlassen müssen, zogen jetzt in dieselbe wieder ein. Ueber den Eid auf die Civilverfassung, welcher ihnen unmöglich gewesen, half ihnen Napoleon leicht weg und räumte alles aus dem

Wege, was sie hindern konnte, ihre Functionen wieder zu übernehmen.

Buonaparte war nie ein Freund des Priesterthums seiner Kirche gewesen, jetzt aber war er ein solcher, denn er kannte den Einfluß der Geistlichen auf das Volk und wußte, wie mächtige Helfer diese allezeit dem Herrenthum gewesen waren, welches er jetzt für sich wünschte.

Feurig und großartig, wie er war, genügte es ihm nicht einmal, das katholische Priesterthum wieder herzustellen; sondern er wollte es sogar im Triumph einführen. Die Zwecke, an welche seine Idee geheftet, lagen nicht so nahe, daß sie sogleich vom Volke hätten gefaßt werden können. Die Zeitungen aber waren kein Aufklärungsmittel mehr, denn der Consul hatte es für gut erachtet, sie einer Censur zu unterwerfen.

Eben so wenig waren die Parteien, welche, meist aus dem gebildeteren Theile des Volks bestehend, die politischen Pläne Anderer emsig und scharfsichtig zu erforschen pflegen, kein Hinderniß der buonaparteschen Unternehmung, denn sie waren nicht mehr vorhanden. Theils waren sie in des Consuls Interesse gezogen, theils hatten sie sich zersprengt im Volke verloren und hauchten die Seufzer getäuschter Erwar-

tung oder schmerzlichen Mitgefühls einflußlos am Familienheerde aus; theils aber waren sie vom Consul gewaltsam des Einflusses beraubt worden; so die demokratische, deren Anhänger eines Tags (im März 1802) aus den Regierungsämtern getrieben wurden.

So, frei von allem Widerstand, brachte der Consul Buonaparte das berühmte oder berüchtigte Concordat, die wichtigste Vorarbeit der Monarchie zur Ausführung. Nach diesem wurden in Frankreich wieder neue Erzbisthümer und ein und vierzig Bisthümer errichtet und die alte Autorität des Pabstes erneuet. Vom Consul dem berathenden Corps vorgelegt (im April 1802), wurde es mit großer Stimmenmehrheit genehmigt und darauf mit ungeheurem Ceremonienglanze in der Liebfrauenkirche (Notre dame) eingeweiht.

Bei dieser Gelegenheit ließ der Consul Buonaparte — wahrscheinlich um das Volk auf die nahe Zukunft vorzubereiten — die ganze Pracht und Sitte des gestürzten Thrones wieder aufleben. Wer nicht gewußt, daß Frankreich eine Republik war, würde beim Erblicken des Consuls in der Liebfrauenkirche Frankreich für die echteste Monarchie gehalten haben.

Die vorbereitenden Einrichtungen traten nach Napoleon Buonapartes Weise sehr rasch nach einander

in's Leben. Kaum war das alte Priesterthum hergestellt, als er einen von jenen Hebeln der Aristokratie wieder erschuf, der durch Jahrhunderte der Alleinherrschaft so gute Dienste geleistet hatte. Er errichtete den Orden der Ehrenlegion.

Obschon vorzugsweise auf das Militair berechnet, hob diese Einrichtung doch jene Gleichheit aus den Angeln, die Frankreich nun bereits elf Jahre mit hohem Stolze gleich dem heiligsten Motto an der blutigen Stirn getragen hatte.

Als im Staatsrathe von einem der Mitglieder Buonapartes Vorhaben bekämpft wurde, äußerte der Consul: „ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebe.“ Das also war sein Glaube und nach diesem Glauben entwarf er seine Werke und die Zukunft des Reichs.

Wohl hatte er nie so als in dieser Rede seine Meinungen und geheimen Plane enthüllt. Er bestritt darin die Macht des freien Volks. Nur denjenigen Personen vom Volke, welche an der Verwaltung des Staats betheiligt waren, erkannte er Werth zu, alle andern waren in seinen Augen „„Sandkörner.““ Den privilegirten Ständen des alten zertrümmerten Staates bekannte er gewissermaßen die Nothwendigkeit und Rechtlichkeit ihres Vorhabenseins im neuen

Staate, und von der Republik meinte er, daß sie sich „keineswegs entschieden festgesetzt habe."

Obschon sowohl im Senate als Tribunate keine entschiedenen Republikaner saßen, wurden doch Buonapartes nunmehrige Anträge kräftiger bekämpft. Der Consul hatte den Monarchen in sich enthüllt, und dies hieß jeden seiner Schritte mit Mißtrauen ansehen.

Allein sein Einfluß war schon viel zu groß, seine Mittel in der Regierung und der bewaffneten Macht viel zu gewaltig, als daß ihn noch etwas in seinem Laufe hätte aufhalten können.

Der Orden der Ehrenlegion wurde errichtet. Nachdem dies geschehen, ließ Buonaparte den Tribun Chabot darauf antragen, daß ihm durch die das Volk vertretende Corporation im Namen des Volkes ein glänzender Beweis der Nationaldankbarkeit gegeben werde.

Der Antrag wurde natürlich angenommen, denn die meisten Mitglieder waren ausgesuchte willige Diener des Consuls. Der Beweis der Volksdankbarkeit war ein doppelter, erstens eine prachtvolle Statue, zweitens die Ernennung des Consuls auf Lebenszeit.

Hierdurch trat eine fast neue Verfassung ins Leben, welche Mignet also schildert:

„Die Constitution vom 16. Thermidor des Jahres X (4. August 1802) schloß das Volk von allen öffentlichen Rechten am Staate aus. Die öffentlichen und administrativen Aemter wurden mit den Functionen der Regierung unbeweglich. Die Wähler waren auf Lebenszeit ernannt; der erste Consul konnte ihre Zahl vermehren; der Senat hatte das Recht, die Institutionen abzuändern, die Functionen der Jury zu suspendiren, die Departemente außer der Constitution zu erklären, die Entscheidungen der Gerichtshöfe zu annulliren, das Tribunat und das gesetzgebende Corps aufzulösen; der Staatsrath wurde verstärkt; das bereits durch die Ausstoßungen decimirte Tribunat schien noch zu sehr zu fürchten zu sein und wurde auf fünfzig Mitglieder beschränkt. Dies," sagt derselbe Historiker, „waren in zwei Jahren die furchtbaren Fortschritte der Vorrechte und der absoluten Gewalt. Alles lag gegen das Ende des Jahres 1802 in den Händen des lebenslänglichen Consuls, der in der Geistlichkeit eine ihm ergebene Classe, in der Ehrenlegion einen militairischen Orden, in dem Staatsrathe einen verwaltenden Staatskörper, eine Decretmaschine in der gesetzgebenden Versammlung und eine Constitutionsmaschine in dem Senate besaß. Da er es noch nicht wagte,

das Tribunat, aus dem sich von Zeit zu Zeit einige Worte der Freiheit und des Widerstrebens erhoben, zu vernichten, so beraubte er es seiner muthvollsten und beredtesten Mitglieder, um bei allen Körperschaften der Nation seinen Willen schweigsam wiederholt zu hören."

In der That bei einer so ganz und gar für Buonapartes Pläne zugerichteten Constitution konnte es dem Manne des Sieges und der Tücke nicht mißlingen, zu seinem Ziele zu gelangen. Schon wartete er nur auf die passende Gelegenheit.

48.

Aber so wie Napoleon Buonaparte auf die Gelegenheit zu seiner letzten Erhebung, wartete England auf die Gelegenheit zum Bruche des Friedens. Es erhielt sie bald durch Napoleon selbst. Der ehrgeizige Mann, voraussehend, daß bald das Reich sein Eigenthum sein werde, trachtete danach, dasselbe so sehr als möglich zu vergrößern und zu bereichern, und in diesem Gelüst nahm er nicht Anstand, auf das willkürlichste mit denjenigen Landen zu verfahren, welche durch Frankreich ihrer Fürstenhäuser ledig geworden waren.

Dies gab England Gelegenheit, den Frieden zu kündigen und eine dritte Coalition gegen die Republik zu veranstalten. Zugleich bot es freundlich die Hand zu einer Verschwörung im Innern Frankreichs, welche, von den Chouans gemacht, auf den Umsturz der gegenwärtig vorhandenen Regierung und die Wiederherstellung des alten Königthums hinzielte.

Allein die Unternehmung mißglückte. Die Verschworenen, welche sich in Paris versammelt hatten, wurden verrathen, verhaftet und theils verbannt, theils hingerichtet.

Unter ihnen befand sich auch der General Pichegru, der in früherer Zeit kaum mehr glücklich die Rolle eines Verräthers der Republik wie jetzt eines Verräthers der buonaparteschen Herrschaft gespielt hatte.

Diese Verschwörung, welche vom Volke verflucht wurde, wie keine der frühern verflucht worden, und für den Consul eine sinnlose Begeisterung und Liebe erweckte, führte denselben auf den Kaiserthron, oder war ihm vielmehr die gewünschte Gelegenheit, den Kaiserthron zu besteigen.

Der Plan war entworfen, daher herrschte kein Zweifel über die Art und Weise der Ausführung. Am 27. März ließ Buonaparte den Senatspräsidenten folgende Worte an sich richten:

„Bürger, Oberconsul! Sie gründen einen neuen Zeitabschnitt; aber Sie müssen ihn verewigen, denn der Glanz erlangt den Werth erst durch die Dauer. Wir können nicht zweifeln, daß diese große Idee auch Sie, dessen schöpferisches Genie alles umfaßt, beschäftigt habe. Aber säumen Sie nicht! Die Zeit, die Ereignisse, die Verschwörungen drängen; ja selbst der nach steter Veränderung trachtende Sinn der Franzosen. Sie werden dadurch im Stande sein, die Zeit aufzuhalten, die Ereignisse zu beherrschen, die Rangsüchtigen zu entkräften und das ganze Reich der Besorgniß zuentledigen, daß sie Anstalt treffen, ihr Werk zu sichern und den Nachkommen das zu Theil werden zu lassen, was Sie den Vätern gegeben. Bürger, Oberconsul, vertrauen Sie, daß durch den Mund des Senates das ganze Volk spricht."

Hierauf erwiederte nun Buonaparte:

„Ihre Adresse ist ganz von meiner Seele erfaßt. Sie halten die Erblichkeit der höchsten Staatsgewalt für nothwendig, damit das Volk endlich nicht mehr von Aufruhr und Ränken seiner Feinde gequält werde. Manche unserer Staatseinrichtungen müssen nach Ihrem Dafürhalten vervollkommnet werden, damit Freiheit und Gleichheit gesichert und der Nation und Regierung die nöthige Bürgschaft zu Theil werde. In

gleichem Maße, wie ich mich ernstlich der forschenden Betrachtung dieser großen Angelegenheiten hingegeben, habe ich das Bedürfniß empfunden, den Rath Ihrer Erfahrung und Weisheit zu erlangen. Ich ersuche Sie deshalb mir Ihre Meinung völlig zu offenbaren."

Und auf diese Zuschrift ließ sich der General Buonaparte nun folgende berüchtigte, an der Republik den abscheulichsten Verrath ausübende Erwiederung geben:

„Der Senat ist der Meinung, daß es der Wille des französischen Volks sei, die Regierung der Republik dem Oberconsul Napoleon Buonaparte als erblichem Kaiser anzuvertrauen."

Nur ein einziger Mann befand sich in der Regierung, welcher sich rühmen konnte, keine Creatur des Oberconsuls zu sein. Dieser war der Tribun Carnot, jener treffliche Mensch, welcher durch die ganze lange Revolution hin nie seinen Grundsätzen untreu geworden, und doch in jeder der dagewesenen Verfassungen für das Vaterland gewirkt hatte. Er erklärte sich, während alle Mitglieder des Tribunates und Senates die Erhebung Buonapartes zum Kaiser theils billigten, theils forderten, entschieden dagegen.

„Wenn der Bürger Buonaparte," sprach er von der Rednerbühne herab, „die öffentliche Freiheit wie-

der hergestellt, wenn er das Wohl seines Vaterlandes befördert, wäre es dann vernünftig, ihm das zum Opfer darzubringen, was das Volk durch ihn als das ihm Gebührende erlangte. Von der Zeit an, als er das französische Volk aufgefodert, ihm das lebenslängliche Cosulat zu verleihen, war eine andere Idee im Hinterhalte zu bemerken. Eine Menge entschiedner monarchischer Institutionen folgten einander, und jetzt sehen wir das Ziel aller dieser einleitenden Maßregeln. Der erste Consul fordert von uns, eine Monarchie gelten zu lassen und ihm die erbliche Würde eines Kaisers zu verleihen. Sollte dem Volke die Freiheit nur gezeigt werden? Sollte es dieselbe nicht auch genießen? Nein, ich kann mich nicht entschließen, dieses allen andern Gütern vorgezogene heilige Gut zu einem Trugmittel herabzuwürdigen. Ich habe die Ueberzeugung, daß die Freiheit möglich sei, ja daß sie dauernder sei als eine willkürliche Regierung. Wie ich früher gegen das lebenslängliche Consulat gewesen, so bin ich jetzt gegen die kaiserliche Monarchie."

Carnots Stimme verhallte erfolglos unter dem hellen Geschrei der buonaparteschen Creaturen, und das Kaiserreich wurde proclamirt, zuerst in St. Cloud, am 18. Mai 1804.

Alsogleich wurde das ganze alte Hofwesen mit seinem Flitter und Prunk von Buonaparte wieder erschaffen, und das entsittete und erschöpfte Volk, geblendet von dem neuen Thronesglanze, sah nicht einmal, oder sah mit Gleichgiltigkeit seine herrlichsten Rechte, die Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung, das Versammlungsrecht, die Preßfreiheit u. a. vernichten.

Am 2. December desselben Jahres fand die Kaiserkrönung in der Liebfrauenkirche zu Paris statt. Acht weiße Rosse zogen den prachtvollen, durch eine große Krone von andern Equipagen ausgezeichneten Wagen des Kaisers aus den Tuilerien nach der Kirche. Neben Buonaparte saß in demselben seine Gattin, die Kaiserin. Der Generalstab und die Regierungsämter zogen dem Kaiserpaare voran und nach. Die Garde bildete Spalier und die Fluth des Volkes erfüllte festlich geschmückt, und die neue jämmerliche glänzende Gestaltung der Dinge bejauchzend, die Straßen. Vor der Liebfrauenkirche harrten der Senat, das Tribunal und die Priesterschaft. Auf den Plätzen standen die Batterien, welche einst die Straßen von Paris unter Buonapartes Befehl in Blutseen verwandelt hatten, zur donnernden Feierung dieses Buonaparte aufgestellt.

Als der Zug vor die Liebfrauenkirche gelangte,

empfing der Papst mit seinen Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen das Kaiserpaar. Am Fuße des Altars fand alsbald die Salbung statt. Darauf bestieg Buonaparte den prächtigen Thron und war nun, was er hatte werden wollen, Kaiser Napoleon I.

So endete die große Revolution mit der Schöpfung dessen, was ihr Anfang zertrümmert hatte. Zur Freiheit war das Volk aufgestanden, allein von der Rotte des Herren- und Priesterthums über den gewonnenen rechten Standpunkt hinausgetrieben, und bei der politischen Unreife die Freiheit in zu verschiedener Weise begreifend, hatte es den rechten Standpunkt nicht wieder finden können und hatte taumelnd und erschöpft in die Tiefe zurücksinken müssen, aus der es sich erhoben. Allein die neue Monarchie war eine andere als die zertrümmerte alte. Sie trug keine Bürgschaften auf ein Jahrtausend in sich wie jene, oder der Geist des Zeitalters gewährte ihr diese nicht. Und so war sie keineswegs eine Vollendung der Revolution. Ja diese Revolution selbst war, in der Art wie sie sich gestaltet, nur erst eine Vorbereitung dessen, was sie selbst zu sein geschienen.

Drittes Stück.

Der Aufstand der Polen unter Kosciuszko.

1.

Während der ersten Hälfte der großen französischen Revolution fand fern im Nordosten Europas eine kaum minder wichtige Revolution statt. Sie stand völlig eigen da. Und keine Verbindung hatte sie mit der Revolution, welche die Zeit für diejenigen Staaten vorbereitet hatte, in denen sich Herrscherthrone nach fränkischem Muster gebildet hatten.

So hatte sie auch gar keinen Zusammenhang mit der Umwälzung in Frankreich, welche beschrieben. Dessenungeachtet aber hatte sie einen ungemein großen Einfluß auf die Revolution des Zeitalters, als deren Anfang die französische Umwälzung zu betrachten ist.

Dem deutschen Volke vorzugsweise wurde diese Wirkung zu Theil. In den deutschen Gauen würden vielleicht nicht so schnell die Sympathien für die Freiheit gereift sein, hätte nicht die polnische Revolution, oder vielmehr das mit der polnischen Revolution vollendete Schicksal Polens die Schlechtig=

keit und Unwürdigkeit von Gottes Gnaden stammender Leute in ihre ganze Nacktheit hingestellt.

Freiheit und Gleichheit hallte es donnernd über den Rheinstrom herüber, aber das Auge sah jenseits nichts von der gepriesenen Freiheit und Gleichheit. Die Kämpfe der Parteien, die Schreckensherrschaft und drückende Willkür mancher Art begruben die mehr in der Idee als in der Wirklichkeit vorhandenen Kleinodien so, daß kaum ein Gefühl für die unsichtbaren Dinge hätte entstehen können, hätte die polnische Revolution nicht tief die Schmach empfinden lassen, in welcher sich die Völker unter dem Scepter befanden.

Auch die unbetheiligten Völker sahen bei Polens Anblick in sich nur eine Beute, eine Waare der Fürsten, von ihnen gleichgeachtet einem todten willenlosen Dinge, eben zu nichts weiter fähig oder würdig als zum Genusse der Herrscher. Nur in solcher Weise war die polnische Revolution von Einfluß, aber von großem Einfluß auf die große allgemeine Revolution, welche wir beschreiben; und darum verdient sie hier ihre Schilderung.

2.

Nur Kraft schützt vor dem Räuber. Das Recht ist ihm kein drohender Gott. Wo wäre sein Gewissen, das vor dem rechtlichen Schwächling ihn zurückhielt? Darum ließ die Ermattung das alte Reich der Polen kein anderes Geschick erwarten, als es erlitten, da es rings umgeben war von Monarchien.

Wer aber die Sünde der Ermattung trägt — Auch hier das Volk nicht, auch hier das Herrenthum, die Aristokratie, der Thron und die mit denen ihres Interesses wegen von Alters her verbundene Priesterschaft, die die höchste Kraft unter Loyolas Banner zu Polens Verderben entwickelte.

Die Verbindung Polens mit den Landen des Kreuzritterordens hatten der Reformation in der polnischen Republik, welche wunderlicher Weise zum Unterschied mit allen anderen Republiken der Welt eine königliche Adelsrepublik war, Eingang verschafft. Der Protestantismus breitete sich in ungewöhnlich kräftiger Weise aus, und schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts bekannte sich der dritte Theil der Bevölkerung Polens zu Luthers Grundsätzen, obschon eine offene und förmliche Reformation im Lande nicht stattgefunden.

Die Polen waren durch ihren Antheil am Staats-

wesen viel zu sehr mit dem Staatswesen beschäftigt, als daß sie ihre Leidenschaften hätten dem Gebiete der Religion zuwenden sollen. So wurde den Protestanten eine vollkommene Gleichberechtigung mit den Katholiken zu Theil. In den Staatsämtern und im Reichstage saßen zu mancher Zeit mehr Protestanten als Katholiken. Dieses Verhältniß blieb völlig unbeachtet bis zu der Zeit, da der Jesuitenorden auch in Polen eine Heimath fand.

Zu derselben Zeit entspann sich durch die Herrschbegierde des ganz von Jesuiten geleiteten und so schwachen als unbesonnenen Königs Sigismund III. (aus dem schwedischen Hause) ein Krieg, der in sofern zu Polens Untergange Mächtiges beitrug, als er den Räuber aus der Ruhe emportrieb und ihm den Raub zeigte.

Doch war längst schon Polens endliches Schicksal den Nachbarn in einer lockenden Ahnung verkündet. Seit der Zeit, daß die polnische Krone einem Jeden zu Theil werden konnte, und bald auf das Haupt eines polnischen Bürgers, bald auf das dieses oder jenes Fürsten gesetzt wurde, war Polen der Tummelplatz einer zerrüttenden intriquanten Herrschbegierde von unzähligen Fremdlingen fürstlichen Blutes. Es war möglich die Krone zu erlangen, und

so langte jeder danach; mit der Krone würde das Land bedingungsweise gewonnen: und endlich verlangte man unbedingt das Land.)

Moskowien war es, mit welchem sich der vorhin erwähnte Krieg entspann, der so viel zu dem Untergange Polens beitrug. Von den Jesuiten gedrängt, machte es Sigismund III. zu der hauptsächlichsten Aufgabe seines Lebens, im moskowitischen Reiche die griechische Kirche durch die katholische zu verdrängen und auch in diesem dem Jesuitenorden eine Heimath zu bereiten.

Er mußte diesen Krieg als einen Privatkrieg seiner Person beginnen; aber der List seiner jesuitischen Rathgeber war es ein Leichtes ihn bald zu einer Angelegenheit der Republik zu machen.

Anfangs hatte sich der Czar von Moskowien bereit gezeigt, die Wünsche des Königs zu erfüllen, und schon waren Jesuiten in dem nordischen Reiche eingezogen. Allein bald hatte das Verhältniß sich geändert, und der König behielt kein Mittel weiter, seine frommen Thorenwünsche in Erfüllung zu bringen, als Krieg. Der Krieg begann mit Heftigkeit: Er währte über das erste Drittheil des siebenzehnten Jahrhunderts hin.

Da es dem Könige Sigismund nicht möglich ge-

wesen, den Czarenthron zu Annahme der katholischen Kirche und der Jesuiten zu zwingen, so wurde im Laufe des Krieges die förmliche Gewinnung des Moskowitenreichs sein Ziel. Denn war er Herr dessen, so war natürlich auch der Einzug des Jesuitenordens und der alleinseligmachenden Kirche gewiß.

Doch war die Uneigennützigkeit hierbei keineswegs feiernswerth. Der König dachte nicht minder an sich als an die Seligkeit der Moskowiter. Polen besaß er als Wahlkönig bis zu seines Lebens Ende. Moskowien dagegen mußte ein Besitzthum seiner Familie werden.

Allein Sigismund täuschte sich gewaltig in seinen Erwartungen. Obschon es ihm gelang, mit seinen Heeren bis in das Herz des nordischen Reichs, die Hauptstadt Moskau zu ziehen; obschon er mehr als ein Mal vom Kriegsglück wirklich zum Herrn des Reichs gemacht worden, so wurde doch weder er noch sein Sohn Czar, und die Moskowiten erhoben wie zu Hohn und Spott einen jungen Mann, Namens Romanow, den Sohn eines von Sigismund einst in den Kerker geworfenen moskowitischen Gesandten, auf den Thron, während Sigismund mit seinen Armeen vor den Thoren der Stadt stand.

Als der Krieg endlich sein Ende fand, fand sich

der König Sigismund am Anfange seiner Wünsche; Er hatte weder für die katholische Kirche, noch für sich etwas erreicht. Der ganze Gewinn des jahrelangen Kriegs war, damit der thörichte Monarch doch wenigstens einen Trost habe, ein unbedeutender Streifen Landes an der lithauischen Grenze.

Dies war der Krieg, welcher, auf polnischer Seite von der Idee bewegt, das Czarenreich mit der Republik zu verbinden, auf moskowitischer Seite die Idee erweckte, die Republik mit Moskowien zu vereinigen. Jene Idee war flüchtig und vorübergehend, denn die Krone der Republik war keine stete, keine erbliche, die Politik des Throns keine dauernde.

Dagegen verhielt es sich mit der moskowitischen Idee umgekehrt, denn in Moskowien war das Verhältniß entgegengesetzter Art. Welche von beiden Ideen in der Verwirklichung ihren Triumph finden werde, das hing von der Dauer derselben ab. Die polnische ging mit Sigismunds Leben vorüber, die moskowitische aber blieb fest am Throne der Czaren haften und wurde bald die Triebfeder von Thaten, welche freilich das wahre Ziel noch nicht erkennen ließen.

Nicht lange nach dem erwähnten Kriege brachen gefährliche Unruhen in dem Gebiete der Kosaken los,

Das Treiben der Jesuiten war die erste Ursache derselben, die Herrschsucht der Aristokratie, des polnischen Adels, wurde bald die zweite und viel grössere.

Das durch Privilegien grundgesetzlich freie Kosakenvolk bäumte sich hoch gegen das Joch der Knechtschaft auf, welches der polnische Adel ihm auf den Hals zu wälzen für wünschenswerth hielt. Moskowien verstand es nur zu gut, für seine Idee die Hand in diese innere Angelegenheit der polnischen Republik zu schieben. Und als der Krieg der Kosaken gegen den Adel der Republik als beendet betrachtet werden konnte, war Moskowien Besitzerin des Kosakenlandes, der herrlichen Ukraine.

Ein Krieg mit der Türkei und ein zweiter mit Moskowien waren natürlich mit diesem Aufstande der Kosaken verbunden. Zu gleicher Zeit blutete die Republik unter der schwedischen Waffe. Denn das hartnäckige Verlangen Sigismunds nach der Krone seines Vaterlandes, dem er dann huldigte, als er einsah, daß er in Moskau nie eine Huldigung geniessen werde, dieses Verlangen hatte natürlich nicht ohne Folgen bleiben können.

Diese Kriege trugen freilich zu der Ermattung bei, in Folge deren der Untergang der Republik möglich wurde. Aber sie allein hätten nimmer die Kräfte

der Nation bis zu dem Grade dieser Möglichkeit aufreiben können.

Die Kräfte einer einigen Nation möchten durch Kriege kaum je erschöpft werden können; eine natürliche Folge davon, daß der Feind sich in gleichem Maaße erschöpft und die Fortpflanzung nimmer einen Stillstand nimmt.

Für diese Behauptung möchte nie ein Volk glänzender den Beweis geführt haben, als das französische in seiner großen Revolution. Von ganz Europa angepackt, von ganz Europa ununterbrochen bekämpft, und ungeachtet der fürchterlichen Blutung in seinem Innern, stand es nach der langen Reihe von Kriegsjahren doch als glänzendster Sieger auf der Wahlstatt. Und so sah man mehre Jahrhunderte hindurch die polnische Nation nach dem fürchterlichsten Kampfe doch mit gleicher, oft noch größerer, Kraft zu einem neuen Kriege aufstehen.

Je weniger durch Kampf zu erschöpfen, desto mehr aber sind eines Volkes Kräfte durch ein krankes, schlechtes Staatswesen und Zerrissenheit der Volksgesellschaft zu tödten. Und dieses war es vorzüglich, was Polen zum Untergange geschickt machte.

Die Rechte des Adels hatten sich bis über die Grenzen der Vernunft ausgedehnt. Und der Adel

war unvernünftig genug, seine Rechte zu gebrauchen. Der Thron war sein Eigenthum, der Mann, welcher darauf saß, war des Adels Pachter, und nicht selten der unwürdigste Zeitvertreib desselben, ungefähr wie der Hofnarr der Zeitvertreib eben dieses beklagenswerthen Thronpachters war. Es wurden von dem Könige große Leistungen verlangt. Sobald derselbe aber etwas zu leisten entschlossen war, zögerte der Adel nicht, zu zeigen, daß derselbe zu keiner königlichen Leistung Macht besitze und wenigstens sich vor ihm (dem Adel) erst schön beugen müsse, wenn er diese Macht gewinnen wolle.

Ein solches Verhältniß mußte nothwendig die Achtung vor den höchsten Staatsgewalten, Sitte und Sicherheit im gesellschaftlichen Leben vernichten und den hehren großen Geist des Nationalwesens, der Polen einst zur Gebieterin von halb Europa gemacht, ersterben machen.

Die völlige Ausschließung des Bürger- und Bauernstandes vom Staatswesen war ein nicht minder schlimmes Verhältniß. Soll ein Mensch kein Interesse an dem Gedeihen einer Sache nehmen, so gewähre man ihm keinen Antheil an derselben. Welches Interesse sollte der bei weitem größte Theil des polnischen Volks an dem Ergehen seines Vaterlandes

nehmen, da dieses Vaterland ihm nicht mehr war, als dem Rosse der Acker, auf welchem es den Pflug zieht? Nur übel, daß ein und dasselbe Mittel bei vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen nicht dieselbe Wirkung hervorbringt und die Peitsche, welche der polnische Adel über den leibeigenen Bauern schwang, für Polen nicht so heilsam wirken konnte, als die Peitsche des Ackersmannes für den Acker. Während der Adel im Interesse seiner Rechte bis zur weitesten Unziemlichkeit vorwärts schritt, ging er in Betreff der Volksclassen, welche leider unter seiner Vormundschaft standen, bis in das barbarische Alterthum zurück.

Und dies war ein Verhältniß, welches eine desto schlimmere Folge haben mußte, je mehr es die rohe Eigensucht des Adels zu erweitern strebte, und je lebhafter die Ahnung der bevormundeten Volksclassen von den Menschenrechten wurde.

Unter den verderblichen Rechten, welche der Adel sich bei den abscheulichen Verschacherungen seines Thrones erworben, verdient das liberum veto oben angestellt zu werden. Durch dieses, welches einem jeden Edelmanne zustand, konnte der Reichstag von jedem einzelnen Landboten (Abgeordneten) zersprengt werden. Nicht Stimmenmehrheit, sondern Stimmen-

einhelligkeit war erforderlich, und ein Beschluß konnte nicht gefaßt werden, wenn ein einziges Mitglied der Reichstagsversammlung widersprach. Doch nicht genug, dieser Widerspruch, verbunden mit dem Austritte des Mitgliedes, hob auch die Versammlung auf. Die gute alte Sitte des Adels, und selbst der Nationalstolz, der einst selbst noch über den ungemessenen persönlichen Stolz hinausreichte, verschwand oder verlor wenigstens die Fähigkeit vor Schaam zu erröthen. Da konnte es nicht schwer sein, durch Bestechung mehr als ein Mitglied der Reichstage für die schändlichsten Pläne zu gewinnen. So geschah es, daß viele Reichstage zerrissen wurden. Ein halbes Jahrhundert hindurch kam auch nicht einer zu Stande, und Gesetze, welche eine Lebensfrage des polnischen Reichs waren und der Verwirklichung nur zu sehr bedurften, blieben in der Idee.

Die natürliche Folge dieses Zustandes der Reichstage war die Sonderung von Theilen derselben. So verderblich auch jede Spaltung der Volksgesellschaft, für die Republik sein mußte, so war sie doch nicht zu umgehen und beruhete meist nicht auf einer schlechten Absicht, sondern auf Edelsinn und Patriotismus. Was dem Reiche noththat, konnte oft nicht durch den Reichstag bewirkt werden, da er den Ränken

unterlag. So suchte man das Nothwendige durch Conföderationen ins Leben zu bringen, die freilich nur zu oft ein Unheil hervorbrachten, welches ihren guten Zweck mehr als aufhob. Im Allgemeinen waren sie dadurch von der verderblichsten Wirkung, daß sie den Geist der Anarchie ausbildeten und der Anarchie Gesetzeskraft endlich verliehen.

Nachdem Polen unter solchen Verhältnissen in eine große Ohnmacht versunken — und dies war in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — erwartete der lauernde Räuber im Norden nur noch eine leidlich geschickte Gelegenheit, um nach dem Raube zu greifen. Die Gelegenheit wurde nur zu bald gegeben. Nachdem der Jesuitenorden sein Unternehmen in dem Moskowitenreiche und Kosakenlande scheitern gesehen, beschränkte er seine Thätigkeit auf Polen, erhöhete sie aber in gleichem Maße, als der Raum beschränkter war. Es begannen die Verfolgungen der lutherischen und griechischen Christen, von denen die meisten jener im westlichen und nördlichen Theile des Königreichs, die meisten dieser in Lithauen, Podolien und Volynien ihre Heimath hatten. Dieser schauderhafte Akt der Unduldsamkeit bedurfte natürlich einer sichtbaren Ursache. Diese würde sich nicht leicht haben anders wo schaffen lassen, als in den erfinderi-

schen Köpfen der Jesuiten. Denn Niemand sonst als sie waren es gewesen, welche die blutige Störung einer Procession der Jesuitenzöglinge in Thorn veranstaltet hatten.

In Folge deren traten jetzt die offnen Verfolgungen der Nichtkatholiken christlichen Bekenntnisses, welche Dissidenten genannt wurden, ein. Die Jesuiten übten theils unmittelbar, theils mittelbar, durch den Thron, den mächtigsten Einfluß auf den Reichstag aus, und durch diesen wurde nun der Antheil der Dissidenten an der Staatsverwaltung geschmälert, bald dann gänzlich aufgehoben. Dies genügte nicht: auch die Bürgerrechte, ja selbst natürliche, nämlich Menschenrechte verloren sie. Wie räudige Hunde, die aus der Koppel geworfen werden, wurden sie von Ort zu Ort getrieben, und kaum gelang einigen durch die demüthigste Zurückziehung den schändlichsten Verfolgungen zu entgehen. Ihre Kirchen wurden zum Theil niedergebrannt, zum Theil zu Zwecken benutzt, die keineswegs einem Orte göttlicher Weihe entsprachen. Die Institute und Schulen der Dissidenten wurden aufgehoben, sogar ihre Gottesäcker vernichtet. Umsonst schickten die verfolgten Leute ihre Klage vor den Reichstag. Der Mund der Je

suiten beschied sie sowohl vom Reichstage als vom Throne aus.

Da riefen die Bedrängten den Schutz fremder Fürsten an. Da sie im Innern der Republik weder Recht noch Hilfe fanden, blieb ihnen in der That etwas anderes nicht übrig. Es war ein Reichsverrath, aber nicht die Dissidenten, sondern die Vertreter des Reichs, der Adel, hatten ihn zu verantworten, wenn anders nicht die Urheber, die Jesuiten, für die eigentlichen Verbrecher anzusehen waren.

Die Fürsten, um deren Schutz die polnischen Dissidenten flehten, waren der König von Preußen und der Czar von Moskau, welcher jetzt den Titel eines Kaisers oder Selbstherrschers aller Reussen führte. Jenem vertrauten sich die protestantischen, diesem die griechischen Christen der Republik an. Und nicht bloß für die Personen, sondern selbst für das Vermögen der Schulen, Kirchen 2c. wurden die beiden Fürsten Schutzherren. Dies war die Gelegenheit den Raub auszuführen, auf welchen die Politik des moskowischen Thrones längst gesonnen.

Unverzüglich setzten die beiden Herrscher ihre Truppen in Bewegung, und ehe der polnische Adel noch den Glauben an eine solche Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Republik hatte gewinnen

können, flatterten schon russische und preußische Fahnen innerhalb der Grenzen der Republik.

Allein jene, die preußischen, verschwanden bald wieder. Dagegen zogen sich die russischen nur in kurzen Zeiträumen zurück. Der Räuber kannte den Raub. Er hatte die Hand hineingestreckt in das Spiel, und mochte sie nicht wieder zurückziehen.

Bald gab es eine Gelegenheit, sie noch tiefer hinein zu schieben. Dies war die Königswahl 1733, bei welcher der Adel sich auf dem Wahlreichstage in mehre Parteien wie gewöhnlich zerspaltete.

Vergebens hatten die Czaren früher den polnischen Thron zu erhalten versucht. Allein der Haß gegen die halbbarbarische Nation, die plumpe Art der Bewerbung und das rohe Betragen der moskowitischen Gesandten hatten stets die nordische Speculation verdorben.

So bot sich nun Rußland freudigst andern Kronbewerbern an, um dadurch seine militairische Macht in Polen festzusetzen und unter dem Banner des Thrones mit einer gewissen gesetzlichen Berechtigung bis zur nöthigen Ausdehnung zu entwickeln.

August III., der zweite polnische König aus dem Hause Sachsen war es, der durch Annahme der russischen Hilfe sich in die Classe der Verräther der Re-

publik hineinsetzte. Er war ein Mann von gutem, wenn auch nicht immer redlichem Willen, aber großer Schwäche. Die Polen kannten ihn, und eine große Partei glaubte es dem Vaterlande schuldig zu sein, entsprechend der Ueberzeugung zu handeln, daß durch August großes, wohl noch größeres Verderben über die Republik gebracht werde, als durch seinen Vater August II. Sie erklärten sich gegen den Kurfürsten von Sachsen, und gleichsam ahnend, daß Polen durch die Art, in welcher bis jetzt verfahren worden, nothwendig untergehen müsse, erklärten sie zugleich Jeden für einen Hochverräther, der in der Wahlangelegenheit die Macht eines fremden Fürsten zur Hilfe fordern würde.

Allein die Jesuiten zögerten nicht, das Interesse des Papstes für den Sohn ihres großen Begünstigers zu erwecken. Dadurch wurde auch Oestreich für den Kurfürsten gewonnen und zugleich eine große Partei des Adels; denn obwohl die Polen nie aus wahrem innern Triebe den Religionsangelegenheiten sich hingegeben, so besaß doch immer der heilige Vater einen nicht unbedeutenden Einfluß bei ihnen. Als solchermaßen der Kurfürst eine Partei in der Republik gewonnen, zögerte Rußland nicht, sich für ihn zu erklären und dieser tückischen Erklärung nach sei-

ner nichtswürdigen plumpen Weise sogleich dadurch Nachdruck zu geben, daß es seine Heere in Polen einrücken ließ.

Zugleich ließ der Kurfürst von Sachsen, angesteckt von der inhumanen dummdreisten Manier Rußlands, seine Sachsen in Polen eindringen und sie sich mit den Russen vereinigen. Auf solche Weise wurde ihm freilich der Thron zu Theil, und der von der Majorität der Staatsbürger gewählte Stanisław Leszczynski mußte weichen. Allein er erlangte nie eigentlich königliche Macht und solches Ansehen. Er war und blieb der Mündel des Czarenthrones, und Polen war jetzt schon so gut wie verloren.

Zwar zog nach Verlauf längerer Zeit und nach furchtbarem Andringen des Adels gegen den König auf flehentliche Bitte des Königs Rußland seine Heere aus dem Lande zurück. Allein schon hatte es seine Macht befestigt, hatte schon durch Bestechungen und Vorspiegelungen eine Partei gebildet, die ihm bei all seinen spätern Unternehmungen die nöthige Grundlage bereiten mußte. Das Netz war gesponnen, die Fäden wurden nicht durch das Zurückziehen der Truppen zerrissen.

Sehr bald bot sich auch wieder Gelegenheit, eine Heeresmacht in die Republik zu senden, und als

August III. starb, fühlte sich Rußland so kräftig in der Republik, daß es gebieterischer Weise den Polen sagen konnte, es werde nicht dulden, daß ein anderer als ein Eingeborener auf den Thron gesetzt werde.

Schon bei dieser Erklärung war etwas Zweites im Hinterhalte zu gewahren, und dies trat sehr bald unter der Trophäe der moskowitischen, auf die physische Macht gestützten Dummdreistigkeit an's Tageslicht.

Die auf dem russischen Throne sitzende Person war Katharina II., die Mörderin ihres Gemahls, ein Weib von — wie glaubwürdige Historiker erzählen — viehischer Wollust. Unter den Dienern ihres hurerischen Schooßes befand sich der polnische Gesandte Stanislaw August Poniatowski, und diesem ihr ergebenen und characterschwachen Manne meinte Katharina den polnischen Thron verschaffen zu müssen, erstens um ihn zu belohnen, und zweitens um dem Spiele der russischen Politik den Erfolg zu sichern.

Stanislaw August Poniatowski wurde König von Polen, und der russische Gesandte in der Republik erhielt die umfänglichste Instruction für die Anwendung seines überwiegenden Einflusses zum Ruin der Republik. Eigentlich war Polen jetzt schon un-

tergegangen; sein Bestehen war nur ein Schein, und diesen sollte es noch behalten bis dahin, daß ein Schein des Rechtes für die Vernichtung gewonnen worden.

Inzwischen wäre beinahe das Spiel der russischen Politik verunglückt, denn die nächsten Verwandten des Königs Stanislaw Augusts benutzten nicht ohne Glück ihr Ansehen zu Abschaffung der alten Mißbräuche, welche das Reich zu einem Spielballe fremder Fürsten gemacht, und führten eine Menge hochwichtiger Neuerungen ein, die dem Reiche Kraft und Dauer zu geben und es vom Rande des Untergangs zurückzuziehen geeignet waren.

Fast schon war ihr Werk gelungen, als das russische Cabinet die natürliche Folge ihrer Unternehmungen begriff und sich beeilte, durch seinen willigen Knecht, den König, das herrliche Werk verderben zu lassen. Rußland sah, daß seine Speculation doch nicht ganz gesichert sei und eilte darum desto mehr, sie zum Ende zu bringen.

Durch Bestechung war es bereits gelungen, in der Republik eine russische Partei zu bilden, und durch diese die noch unbefriedigten Dissidenten zu heftigen Klagen zu veranlassen, war ein Leichtes. Es bildeten sich in kurzer Zeit 180 Conföderationen theils

für, theils gegen die Dissidenten, theils gegen die russischen Pläne. Die Unzufriedenheit des Volkes mit dem Zustande des Reichs war grenzenlos und die Anarchie nahm einen sehr kräftigen Anfang. Der nordische Räuber, dessen Gesandter als treuer Diebesgehilfe mit freudiger Geschäftigkeit, in der chaotischen Verwirrung das Spiel der russischen Speculation leitete, frohlockte.

Und der Gesandte trieb seine Anmaßung desto weiter, je fester die Parteien zu umgarnen ihm glückte. Seine Behandlung des Königs war nicht nur der scheußlichste Mißbrauch der je mit einer Königswürde getrieben worden, sondern auch eine empörende Verspottung der Nation.

Der König ließ sich zu jedem russischen Plane gebrauchen. Seine Characterschwäche war mehr als jämmerlich und im höchsten Grade gefährlich.

Da entschlossen sich einige kühne Männer, den elenden König ungefährlich zu machen. Allein diese Verschwörung mißglückte und gab Rußland die gewünschte Gelegenheit, den ersten Act seines Räuberplanes auszuführen.

Den Neid der Nachbarn fürchtend, zog es Preußen und Oestreich zur Theilnahme heran. So fand denn am 13. Januar 1773, nach einem schon im

vorigen Jahre heimlich zwischen Rußland, Oestreich und Preußen abgeschlossenen Tractate die erste Theilung statt.

Das russische Heer schützte den Raub und Bayonnete zwangen den Reichstag, die Räuberei zu bestätigen, gleich einer rechtlichen, guten That. Die Art der Bestätigung wurde nicht beachtet, und durfte dies freilich nicht werden, denn so viele Feiglinge und Verräther fanden sich nicht, daß zu solchem Zwecke ein gesetzförmiger Reichstag hätte hergestellt werden können.

Durch die geschehene Theilung waren Polen dreitausend und fünfhundert Quadratmeilen entrissen worden, also beinahe ein Viertheil seines Flächeninhalts.

Mit Schauder und tiefem Grimm sahen die Polen jetzt den Abgrund, an welchen die Privilegiensucht des Adels und das Treiben der Jesuiten — denn vorzüglich zum Schutze der Nichtkatholiken war angeblich der Raub ausgeführt worden — das Reich geführt hatten. Allein sie waren physisch zu schwach, den Raub zu verhindern, und waren zu ränkesüchtig, die ihnen von Rußland aufgedrungene, alle alten Mißbräuche wiederherstellende, auf des Reiches völligen Sturz berechnete Verfassung unschädlich zu machen.

Trotz der Ruhe, welche sich nun im Reiche verbreitete, wuchs das Verderben, und während man am Ende des neunten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts, bauend auf den Krieg Rußlands mit Schweden und der Türkei und die versprochene Hilfe Preußens, damit umging der Republik eine gute, ihr neuen Halt gebende Verfassung zu bereiten, war ihr Sturz gewisser denn je zuvor.

Am 3. Mai 1791 wurde diese Verfassung proclamirt und mit grenzenlosem Enthusiasmus beschworen. Sie hob das liberum veto auf und machte die Stimmenmehrheit entscheidend, sie hob ferner die scheußliche Leibeigenschaft auf und erklärte die Personen aller Volksclassen für Staatsbürger, verordnete die Vergrößerung des Heeres bis zu 100,000 Mann und machte die Königswürde erblich.

Die neue Verfassung war freilich vortrefflich und dem Bedürfniß ganz entsprechend; allein es gehörte die Macht dazu sie zu schützen. Rußland, welches den Polen geradezu das Recht absprach, sein Staatswesen zu verbessern, ließ alsbald zahlreiche Heere in die Republik einrücken. Dasselbe that Preußen, ungeachtet seiner Zusicherungen, zu Polens großem Erstaunen.

Ehe es noch zu einem Kampfe kommen konnte,

hatte Rußland eine verrätherische Conföderation, die von Targowice, zu veranstalten gewußt, und so abermals durch Stiftung von Parteien die Macht der Polen, welche durch ein Aufgebot des Adels sehr bedeutend zu werden drohete, zerrissen. Es war nun Zeit den zweiten Act der Räuberei zu vollbringen. Und Rußland eilte damit desto mehr, da Oestreich an demselben Theil zu nehmen, eben nicht Gelegenheit gewinnen konnte.

Es wurde denn auf Befehl Katharinas durch den König Stanialaw August ein Reichstag nach Grodno berufen. Es durften an demselben nur Mitglieder der verrätherischen Conföderation von Targomice und anerkannt russisch gesinnte Männer Theil nehmen. Daher erhielt derselbe kaum die erforderliche Zahl von Mitgliedern, und diese hatten im Anblick des Untergangs ihres Vaterlandes ihre Gesinnung so geändert, daß der russische Gesandte zwei Bataillone Infanterie und eine Batterie in Anwendung bringen mußte, um die Wünsche des russischen Cabinets oder der Czarin in Erfüllung zu bringen.

Die herrliche Constitution vom 3. Mai 1791 war bereits nichtig erklärt. Jetzt handelte es sich noch darum einen zweiten Raub bestätigen zulassen. Die russischen Kanonen und Bayonnete erzwangen wenig-

stens einige Unterschriften, und diese waren für Rußland eine genügende Bestätigung. Die Nichtswürdigkeit, die Verruchtheit, womit Rußland an diesem Reichstage handelte, möchten schwerlich je in der Welt ihres Gleichen gehabt haben. Und dadurch erzwang es für sich und Preußen von der Republik diesmal die Abtretung von nicht weniger als 5610 Quadratmeilen. Von dem großen Sarmatenreiche, welches einst so glänzend und angesehen in Europa gestanden, war jetzt nicht mehr übrig als etwa 4000 Quadratmeilen.

3.

Grenzenloser Jammer zerriß der Polen Herz; grenzenloser Jammer zerriß aller Völker Herz, die nicht so tief im Joch der Sklaverei lagen, daß sie vom Geiste der neuen Zeit gänzlich unberührt geblieben.

Zerrissen war der alte Glaube an die Heiligkeit der Throne. Man hatte die schmählichste Unsitte, das gräßlichste Laster auf ihnen erblickt und schauderte vor dem erhabenen Spruche „von Gottes Gnaden“, vor dem Teufel im göttlichen Mantel!

Die Völker blickten mit großem finstern Auge ihre Fürsten an, die Völker erkannten wofür sie geachtet wurden, die Völker schauderten vor ihrer Schmach, die Völker ächzten Zerknirschung und Wuth über das Schicksal Polens, lauschten der Stimme von Frankreich, welche Freiheit rief, und blickten hoffend in die dämmernde Zukunft.

Ein allgemeiner europäischer Fluch hallte hin über das Czarenreich. Die politische Lage Preußens und Oestreichs forderte für diese Staaten eine mildernde Rücksicht, aber sie ermäßigte das Ungeheure der Schuld nicht sehr, denn von unbedingter Nothwendigkeit an dem moskowitischen Räuberstreiche Theil zu nehmen, konnte weder Oestreich noch Preußen reden.

So geringschätzend auch Rußland jetzt Polen behandeln zu dürfen meinte, so hielt es doch den Rest des Reiches eines dritten, gleichen Actes werth. Darum machte es der unglücklichen Republik eine Menge Vorschriften, welche darauf berechnet waren, auch die kleine Macht zu lähmen und vernichten, welche zu entwickeln sie noch im Stande war.

Eine dieser Vorschriften war die Reduction des polnischen Heeres auf 15,000. Dieses Verlangen, welches vom russischen Gesandten mit der nichtswür=

digsten Brutalität gestellt und von dem erbärmlichen Könige Stanislaw August bereitwilligst genehmigt wurde, war das Signal zum Kampfe der Polen um die gestohlene Habe.

Längst bestand eine Verschwörung der patriotischsten der Söhne des Vaterlandes. Sie wurde von Dresden aus geleitet, wohin sich diejenigen Männer geflüchtet hatten, welche an der Schöpfung der berühmten Constitution vom 3. Mai Theil genommen und gegen die schändlichen Anmaßungen Rußlands protestirt hatten.

Sie waren außer anderen unbedeutenderen Männern der Marschall von Lithauen Ignac Potocki, der Kronvicekanzler Hugo Kolontay, der General Thaddäus Kosciuszko, der Kronreferentar Malachowski und Mostowski.

Der auf Grund seines Rufes bedeutendste unter ihnen war der General Kosciuszko, ein Mann so erfüllt von Bürgertugend, wie ihn die herrlichste Republik nur hätte hervorbringen können. Er hatte mit Lafayette und Washington Amerika befreien helfen und sich dabei den schönsten Heldenschmuck erworben. Loblieder besangen ihn in Armerika, aber eine wahrhafte Anbetung wurde ihm in seinem Vaterlande dargebracht.

Er war von den Verschworenen zum Haupte des

Aufstandes auserkoren, welcher bald stattfinden sollte. Die Verschwörung dehnte sich über alle Theile Polens aus und sprach Hohn den zahllosen russischen Spionen.

Kosciuszko fürchtete nicht ohne Grund, daß ein zu schneller Aufstand statt des gewünschten einen schlimmen Ausgang nehmen werde. Rußland hatte eine ungeheure Militairmacht in Polen, dagegen war das vorhandene polnische Heer wenig über 20,000 Mann stark.

Kosciuszko fürchtete von Preußen und Oestreich wenig. Er glaubte, daß die Throne dieser beiden Staaten die Stimme ihrer deutschen Völker gehört haben und freudig die Last der ungeheuern Schuld von ihrem Gewissen abwälzen werden, sobald Rußland seinen Raub aufzugeben genöthigt werde.

Allein der edle Bürger hatte ein zu gutes Zutrauen zu dem deutschen Charakter; oder nein, er täuschte sich nur in dem Glauben, daß der edle schöne Charakter eines Volkes bis auf den Thron reiche.

Wie er meinte, daß die beiden deutschen Staaten ihre Sünde nicht durch Vertheidigung des unrechten Gutes vergrößern werden, so war er überzeugt, daß Rußland im Nothfalle sein ganzes ungeheures Heer aufbieten werde.

Aber die Verhältnisse gestatteten keinen Aufschub des Aufstandes. Das Unrecht, welches dem unglücklichen Volke zugefügt war, war zu ungeheuer und die Anmaaßungen des russischen Gesandten waren zu scheußlich, zu höhnend, als daß der Ingrimm des Volks sich länger hätte unterdrücken lassen.

Schon im Anfange des Jahres 1794 wurden Kosciuszko und sein Freund der General Zajonczek von den Verschworenen aufgefordert, in das Reich zu kommen und das Signal zum Losbruch zu geben. Allein die beiden Männer fanden, daß das Nöthige zu einem Kampfe mit der russischen Riesenmacht noch keinesweges vorhanden sei, und sie schlichen, froh wenigstens gute Rathschläge gegeben zu haben, unbemerkt wieder in die Fremde hinaus.

Die durch den elenden König Stanislaw August selbst dem russischen Gesandten Igelström entdeckte Absicht der Generale Byszewski und Dombrowski, Warschau zu überrumpeln und die zehntausend Mann starke russische Garnison sammt dem unverschämten Herrn Gesandten gefangen zu nehmen, so wie die Entdeckung einer gegen die Russen zum Kampfe auffordernden Druckschrift, veranlaßten Igelström nicht bloß, eine ungeheure Menge von Verhaftungen zu

erzwingen, sondern auch auf die unverzügliche Reduction des Heeres zu dringen.

Aber ihr Vollzug machte trotz der sinnlos freudigen Bereitwilligkeit des Königs ungeheure Schwierigkeiten. Die Offiziere wußten, daß sehr bald die Stunde des Befreiungskampfes schlagen müsse, und sie setzten der Maßregel jeden möglichen Widerstand entgegen. Und eben dieser Widerstand gab der großen Revolution den Anfang. — In und bei Ostrolenka stand mit seinem Corps der polnische General Madalinski, einer der Theilhaber an der großen Verschwörung. Auch er erhielt den strengsten Befehl, einen Theil seiner Truppen zu entlassen. Es war nicht der Wille des polnischen Patrioten, diesem russischen Befehle zu gehorchen.

Anstatt seine Truppen zu schwächen, verstärkte er sie und spielte die erste Scene der Revolution, indem er mit seltener Kühnheit, die Weichsel überschreitend, Warschau rechts in weitem Halbkreise umgehend, ein russisches Truppencorps zersprengend, die preussischen Grenzposten werfend und die bedeutendsten Befehlshaber derselben gefangen nehmend, ohne Rast in großen Eilmärschen nach Krakau hinabzog, dessen fünftausend Mann starke russische Besatzung er ohne große Anstrengung vertrieb.

Dieser kühne Zug, den der russiche Gesandte Igelström vergebens durch ein ausgesendetes russisches Corps zu verhindern suchte, erweckte in Polen eine allgemeine Freude und begeisterte Viele für den Kampf.

Die Revolution hatte begonnen. Alles verlangte sehnend nach ihrem Haupte, dem gefeierten Freiheitshelden Kosciuszko. Er ließ nicht lange auf sich warten. Was hätte den herrlichsten Polen, den es je gegeben, noch aufhalten können, nachdem des Vaterlandes Hilferuf erschollen.

Es war in der Nacht vom 23. zum 24. März als er in Krakau anlangte. Unendlicher Jubelruf begrüßte ihn, und in dem Lichtglanze Tausender von Fackeln führte ihn das vom ersten Hauche der Freiheit trunkene Volk auf das Rathhaus, wo der Senat ihm den Oberbefehl über das polnische Heer und gleich darauf auch die höchste, nur durch seinen Eid beschränkte Gewalt im Verwaltungswesen übertrug. —

Das Erste, wozu Kosciuszko seine Macht anwendete — es war ein Beweis von der Reinheit seiner Gesinnung — war, daß er die Constitution von 1. Mai 1791 beschwören ließ. Als dies geschehen, erließ er Proclamationen, welche die Wieder-

eroberung der schmählich geraubten Theile des polnischen Reichs und die Einführung der erwähnten Constitution den Zweck des Aufstandes nannten.

Hiernach ordnete er das Heerwesen so rasch und gut als die Verhältnisse es nothwendig und möglich machten, und am 1. April verließ er Krakau mit einem 4,000 Mann starken, zum größten Theile aus uneingeübten Pikenieren und Sensenleuten bestehenden Heere, um dem unter Tormasows und Denisows Befehle befindlichen 7,000 Mann starken russischen Corps zu begegnen, welches in Eilmärschen gegen Krakau heranzog.

Es war am 4. April 1794, als die beiden Heere einander erblickten. Dies geschah beim Dörfchen Raslawice. Die überwiegende Zahl der Feinde machte wohl manchem der polnischen Krieger bange. Allein die heilige Gluht, die vom Altar des scheußlich verletzten Vaterlandes über alle wallte, und das überwältigende Pflichtgefühl, welches sympathetisch jede Brust schwellte, wie die des herrlichen Kosciusko, machten die Ueberzahl unsichtbar, und ließen den Nachtheil uneingeübter Schaaren eingeübten gegenüber nicht in Erwägung ziehen.

Die beiden russischen Generale zweifelten nicht an dem Siege, ja sie waren dessen so gewiß, daß

sie den Kampf mit Hohngeschrei eröffnen ließen. Stürmend griffen die Russen die polnische Schlachtordnung auf dem linken Flügel und im Centrum an. Allein die polnischen Piken und Sensen empfingen sie so grimmigen Grusses, daß das Verlangen stürmend wiederzukehren nur wenigen nicht verging.

Aber Tormasow ließ seine Reservebataillone einrücken und unternahm mit diesen, unterstützt von dem Feuer einer zwölf Schlünde starken Artilleriemasse, einen neuen Angriff. Und dieser schien gefährlich werden zu sollen.

Es war für die Polen der Augenblick zu verlieren oder zu gewinnen, Krakau und mit ihm die ganze Revolution zu verlieren oder zu gewinnen; denn weniger hing nicht von dem Ausgange dieser Schlacht ab.

Kosciuzsko glaubte jetzt seine ganze Macht in das Spiel werfen zu müssen. Kühn war der Wurf, aber von der Kühnheit just hing es ab. Die ganze polnische Schlachtordnung erhielt den Befehl zum Sturm. Ungeheurer Jubel begrüßte ihn: mit todesmuthiger Begeisterung wurde er unverweilt ausgeführt; und so dem Angriffe der Russen zuvorgekommen, blieben die Polen nicht nur im Vortheile ihrer Stellung, sondern sie erlangten auch hier und dort

einen Gewinn, der eine glückliche Entscheidung wahrscheinlich machte.

So eroberten sie einen Theil der russischen Artillerie und brachten mehre feindliche Bataillone in die verderblichste Verwirrung. Die Vortheile wurden benutzt. Der Kampf wurde von Seiten der Polen mit unerbittlicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die polnischen Pikeniere und Sensenträger zerfetzten die Glieder der feindlichen Bataillone auf eine entsetzliche Weise, und die eroberten und eigenen Geschütze unterstützten mit fürchterlichem Eifer die unermüdlichen Freiheitskämpfer, die weder Pardon fordern noch annehmen, sterben oder siegen wollten.

Nach dreistündigem Kampfe ist der linke russische Flügel geworfen. Noch hat der Kampf nicht vier Stunden gewährt: und das Centrum ist gesprengt, und ehe die fünfte Stunde verflossen, sieht der polnische Himmel die Armee der Moskowiten in wilder Flucht der lithauischen Grenze zu eilen.

Die ganze Artillerie, ein großer Theil der Heergeräthe, eine Fahne, Munitions- und Fouragewagen, eine Menge Rosse, viele Gefangene und nahe an tausend Todte blieben hinter ihr auf der Wahlstatt in der Hand der Sieger, Gegenstände der guten

Hoffnung, des Vertrauens in den kühnen Aufstand, der Begeisterung für die heilige Sache der Volksfreiheit.

4.

Als der Gesandte des nordischen Räuberreichs Kunde von diesem Kriegsereigniß erhielt, wehete ihn eine Ahnung von der Riesenkraft der Freiheitsbegeisterung eines Volks an, und er erbebte vor dem Verhängniß, welches über den Tyrannen schwebt.

Er stürzte zu dem Könige. Allein Rußland hatte ja selbst den König von Polen zu dem Schatten eines Königs gemacht. So dienstbeeifert auch der jämmerliche Stanislaw August war, so vermochte er es doch nicht, die Forderungen des Gesandten zu erfüllen und die Insurrection niederzudrücken.

Der Thronrath, obschon fast nur aus russischen Creaturen bestehend, hatte nicht bloß eben so wenig als der König die Kraft, den drohenden Gesandten Moskowiens zufrieden zu stellen, sondern nicht einmal den Willen. Denn welche Wendung, welchen Ausgang die Insurrection nach Gewinn so bedeutender Mittel nehmen werde, das war nicht voraus-

sehen und daher das Schicksal eines jeden Polen, welcher gegen die Freiheit Theil nahm, ein sehr unbestimmtes.

Da Igelström weder vom König noch vom Rathe befriedigt wurde, so griff er mit der Unverschämtheit eines Räuberknechtes selbst in das Verwaltungswesen hinein, erließ Befehle und verordnete Verhaftungen, ließ mehre ihm durch seine Spione als dem Aufstande zugethane Männer nach Rußland schaffen und kerkerte andere in den Kellern seines Hauses ein. Letztes betraf den jungen Grafen Potocki, Wengierski und Krajewski.

Wie der Sieg bei Raslawice durch Begeisterung, so beförderte das Verhalten des russischen Gesandten durch Erbitterung den Aufstand. Schon erhoben sich die Wojewodschaften, Lublin und Chelm, und in der Hauptstadt gährte es trotz der niederdrückenden Last der zehntausend Mann starken russischen Besatzung sehr bemerkbar auf.

Die Verschworenen in Warschau durften nicht säumen. Kosciuszkos Unternehmungen bedurften im Herzen des Reichs einer desto schnelleren Folge, da die Kunde von der Rüstung Oestreichs und Preußens gegen den Aufstand immer mehr an Zuverlässigkeit gewann.

Aber auch Igelström hätte seine Beschwörung, deren Hauptzweck die Entwaffnung der polnischen Besatzung war, welche unmöglich ohne List und Gewalt ausgeführt werden konnte.

Es kam in der Hauptstadt darauf an, welcher von beiden Theilen mit seinem Unternehmen dem andern zuvorkam. Denn die Gewißheit, daß die Polen unter Kosciuszko, getrennt von der Hauptstadt durch eine an der Weichsel befindliche mit Kanonen besetzte Wagenburg und starke an verschiedenen Orten aufgestellte Truppencorps, von Außen keinen Angriff unternehmen konnten, durfte Igelström nicht in die Berechnung ziehen.

In Verbindung mit dem Thronrathe traf Igelström alle mögliche Vorkehrungen und Anstalten. Die russischen Truppen waren fortwährend zum Ausrücken fertig. In das igelströmische Palais in der Methstraße und das Commissionspalais wurden starke Wachtmannschaften gezogen. Die wichtigsten Posten wurden mit Russen besetzt, die polnischen Truppen dagegen wurden in die Kasernen befehligt. Ihnen wurden nur das königliche Palais, die Pulvermagazine und einige andere unwichtige Posten zur Besatzung übertragen.

Während diese Anstalten getroffen wurden, ver-

Bald darauf sperrten die Polen die krakauer Vorstadt (eine Hauptstraße), während andere Haufen sich zum Angriffe des igelströmschen Palais anschickten.

Derselbe begann gegen acht Uhr Morgens. Eine einzige Kanone nur konnte in Wirksamkeit gesetzt werden; doch war der Angriff so gefährlich, daß Igelström die Hälfte der Besatzung seines Hauses (ein Bataillon) eine Art Ausfall mußte machen lassen. Die Russen gewannen das Uebergewicht im ersten Sturme. Aber die Begeisterung und Wuth machten die Polen ehern. Sie warfen das russische Bataillon zurück, und unter dem Schutze der zahlreichen Büchsen und Musketen, deren Mündungen aus den Fenstern hervorschaueten, drang der Haufen bis dicht an das Palais hinan. Zwei andere Haufen unternahmen zugleich von anderen Seiten Angriffe. Allein die Vertheidiger waren im Besitze zu großer Vortheile, als daß der Angriff seinen Zweck so schnell hätte erreichen können.

Schon wurden die Polen zweifelhaft am Ausgange, denn sie wußten besser als Igelström selbst, welche Streitkräfte auf russischer Seite noch in Bewegung gebracht werden konnten. Die Offiziere der polnischen Besatzung des Schlosses veranlaßten darum den König Stanislaw August, den russischen

Gesandten aufzufordern, seine Truppen aus der Stadt zu befehligen, indem nur dadurch der Aufstand zu beschwichtigen sei.

Allein Igelström zweifelte nicht, den Sieg zu gewinnen, und wies die Aufforderung zurück. Zugleich gab er seinen Truppen auf der krakauer Vorstadt den Befehl, das Regiment Dzialinski, welches mit klingendem Spiele zur Unterstützung des Aufstandes in der Richtung nach dem Schlosse hin eingerückt war, aus der Stadt zu werfen. Ein furchtbarer Kampf entspann sich auf der krakauer Vorstadt, und nachdem zwei Stunden verflossen und die breite Straße mit Blutströmen und Leichen überschüttet worden, verließen die russischen Truppen flüchtend den Kampfplatz. Ihre Reste sammelten sich auf dem sächsischen Platze wieder.

Jetzt glaubte der General Nowicki, sei nichts mehr zu thun, und zog den unter seinem Befehle stehenden ansehnlichen Theil der russischen Streitmacht, bei welchem sich eine Artillerie von 24 Kanonen befand, aus der Stadt.

Nun hatten die bewaffneten Volkshaufen freieres Spiel. Mit doppelter Kraft erneuerten sie die Angriffe auf das igelströmsche und Comissionspalais. In jenem gewannen sie die Hintergebäude und ver-

theidigten sie tapfer, obschon nicht fortdauernd mit unüberwindlicher Kraft. Jenes, das Commissionspalais, beschossen sie vom Arsenal aus erfolgreich mit etlichen Schlünden.

Inzwischen waren jene auf dem sächsischen Platze wieder versammelten Trümmer einiger Bataillone in die Königsstraße zurückgeworfen worden, und das sächsische Palais, welches unausgesetzt mit einer Kanone beschossen worden, fiel in die Gewalt der Polen, so daß die Russen in dem ganzen Stadttheile, welcher den sächsischen Garten, die Königs-, die Weiden-, die Trompeter-, die Masurenstraße und den sächsischen Platz bis auf die krakauer Vorstadt umfaßt, von den Russen keine Operation mehr ausgeführt werden konnte.

Als die russischen Truppen in diesem Stadttheile sich so des nöthigen Raumes beraubt sahen, lösten sie sich auf und warfen sich in die Häuser, um zu rauben. Dabei wurden viele gefangen genommen und erschossen, wie es Räubern gebührt.

Während der Kampf in der Stadt waltete, nahete ein starkes preußisches Corps unter dem preußischen General Wolki. Von diesem erwartete Igelström den Sieg und die Rettung seiner Sache. Allein Wolki wußte so wenig wie ein Anderer den

wahren Willen seines Monarchen in der polnischen Sache und wagte es daher nicht, sich anders als neutral zu verhalten.

Die Bestürmung des igelström'schen Palastes wurde immer heftiger. Hilfe schien von keiner Seite kommen zu können, denn alle Verbindung des Generalissimus mit den gänzlich zersprengten Truppen war völlig aufgehoben.

Da erschien der Major Titow mit seinem Bataillon, welches bereits die Stadt verlassen gehabt. Es gelang demselben, die bewaffneten Volkshaufen einiger Maßen aus ihrer Stellung zu drängen.

Und dies bethörte den russischen Gesandten zu Siegeshoffnung. Er gab Befehl, alle außerhalb der Stadt befindlichen russischen und preußischen Truppen zu vereinigen und in die Stadt zurückzuführen. Allein er täuschte sich in den Verhältnissen, und seine Weigerung, während der Nacht unbemerkt zu flüchten, war eine Thorheit, die ihm leicht das Leben hätte kosten können.

Die Nacht ging fast still vorüber, aber der Tag brach mit Kanonendonner, Jubel- und Wehegeschrei an. Die Polen hatten die besten Vorbereitungen für den neuen Kampf getroffen, und das Feuer, welches

sie auf die Truppen richteten, entsprach den Vorbereitungen und vertrieb den Feind von der offenen Straße.

Unter so gefährlichen Umständen versuchte Igelström Unterhandlungen anzuknüpfen, welche aber nicht zum Gedeihen gelangten. Unterdessen ging die Nachricht ein, daß die russischen Truppen beinahe allenthalben geschlagen, niedergemacht, gefangen genommen oder vertrieben seien.

So blieb der Besatzung des igelströmschen Palais und des Commissionspalastes nichts weiter übrig, als sich aus der Stadt zu schlagen. Dies geschah mit großem Verluste, denn eine halbe Batterie bestrich vom Arsenal her die ganze lange Straße, und in der Heiligenbergstraße empfing die flüchtigen Truppen ein Volkshaufen so, daß ihnen nichts möglich blieb, als gänzlich aufgelöst auf den seltsamsten Wegen, durch Fenster, über Mauern, durch Höfe und Gärten, den Weg der Rettung sich zu bahnen.

Ein Theil der Besatzung des igelströmschen Palais, welcher die Fortsetzung des Kampfes dem Rückzuge vorzog, verlor durch tückische Treulosigkeit den Anspruch auf das bessere Loos der Gefangenschaft und wurde niedergemetzelt.

Man fand den russischen Gesandten von Igel-

ström nicht. Und natürlich, denn er hatte sich, den Schutz seiner Truppen für unzuverlässig haltend, in einer Verkleidung aus der Stadt gerettet. Am Nachmittag des zweiten Tages bestand der Kampf nur noch aus einer Verfolgung der meist trunkenen russischen Plünderer, die nicht bloß gemeine Russen, sondern selbst auch Offiziere waren.

Mit dem Morgen des 19. April war der Kampf gänzlich beendet. Ungeheurer Jubel erfüllte die ganze Stadt. Dies war der zweite Sieg der gerechtesten aller Revolutionen. Allenthalben hallte Kosciusko's Name wieder. Nach ihm sehnte man sich, denn unter seiner Hand schien die junge Freiheit sicher geborgen und der Sieg unzweifelhaft.

Die Constitution wurde nun auch in Warschau beschworen und alles das gethan, was nach Kosciuszko's Anordnung in Krakau geschehen war. Kosciuszko wurde zum Dictator auch hier ausgerufen, und im Gefühle seiner Schwäche ließ sich der König Stanislaw August dies gern gefallen, da man ihm versprach, seine königliche Würde ohne Verletzung zu erhalten.

Die Russen versammelten sich nun unweit Warschau um den General Igelström und gingen in Verbindung mit dem preußischen Corps über die Weichsel zurück. Bei Lowicz hatte er sich durch alle in der Nähe befindlichen Garnisonen verstärkt, und die russischen Generale in den Provinzen hatten die sichersten Stellungen genommen. Nur der General Denisow war durch den Aufstand der Wojewodschaften Chelm und Lublin abgeschnitten und in Gefahr versetzt. Er schloß sich daher einem preußischen Corps unter Favrat an, welches gegen Krakau anrückte, denn Preußen hatte sich bereits ganz für Rußlands Plan erklärt und nahm eifrigst Theil am Kriege. Die hier vereinigten Corps der Russen und Preußen waren über 20,000 Mann stark. Kosciuszko raffte seine ganze Mannschaft zusammen und zog eiligst dem Feinde entgegen. Das polnische Heer betrug 16,000 Mann Linie und 10,000 Mann irregulärer, mit Sensen bewaffneter Truppen, welche in der Schlacht bei Szczekociny das zweite Treffen bildeten.

Diese fand am 7. Juni Nachmittags statt. Sobald die russische und polnische Armee sich erblickt, nahm die Schlacht ihren Anfang. Eine heftige Ka-

wonach eröffnete sie. Die Polen fielen stürmend in die feindliche Schlachtordnung, und schon schien nach einem mehrstündigen harten Kampfe der Sieg ihnen zu gehören, als neue preußische Heeresmassen in die Schlachtordnung einrückten. Dies, so wie der Tod mehrerer Generale auf polnischer Seite, entschieden die Schlacht. Einige an Krieg noch nicht gewöhnte polnische Bataillone wichen. Desto mehr war die Uebermacht auf Seite des Feindes zu gewahren. Schon ehe der Abend anbrach, hatte Kosciuszko sich von der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen überzeugt und ordnete den Rückzug an.

10,000 Mann und 8 Kanonen waren ein bei Polens geringen Mitteln sehr bedeutender Verlust für die Revolution.

Einen nicht viel geringeren Verlust erlitt eine schwächere polnische Armee zur selben Zeit bei Chelm im Kampfe mit einem starken russischen Corps unter dem General Derfelden.

Demungeachtet durften die Patrioten an ihrer heiligen Sache nicht verzweifeln. Auch Lithauen war für die polnische Sache aufgestanden. Siegreich hatten die bedeutendsten Städte, an deren Spitze Wilno, die russischen Besatzungen vertrieben. Und wenn gleich die Menge und Stellung der russischen

Truppen den Aufstand daselbst am schnellen und kräftigen Emporkommen hinderten, so war doch zu erwarten, daß die übrigen altpolnischen Landestheile Litthauens Beispiele folgen würden.

Vornehmlich von der Ausdehnung des Aufstandes hing des Aufstandes Ausgang ab. Die feindlichen Heere mußten vereinzelt werden, und dies hing von dem Umfange der Revolution ab. Auch war es nothwendig, die Menge der Hülfsquellen zu vermehren, denn schon war das kleine Stückchen Land, welches die Grundlage der Insurrection bildete, ganz erschöpft. Daher sandte Kosciuszko mehrere Truppenabtheilungen in die Preußen anheim gefallenen polnischen Lande, daselbst den Aufstand zu befördern, und folgte dem Plane, nach Warschau zu gehen. Der Besitz Warschau's war ein vorzügliches Erforderniß der Revolution, desto mehr, da Krakau durch Verrath an die Preußen überging.

Diese Unglücksfälle waren natürlich von sehr schlimmer Wirkung. Das Unglück der Knechtschaft hatte noch nicht lange genug gewährt, um in einem Patriotismus Alles zu vereinigen. Noch gab es in Polen eine Partei, welche sich der Unglücksfälle der Revolution herzlich freuete, eine Partei, welche noch im vollen Genusse der Belohnung des kaum erst

vollbrachten großen Reichsverrathes war. Ihr wurde es jetzt sehr leicht, das Mißtrauen in die Revolution weit hin zu verbreiten und so die Hilfsquellen derselben, wenn nicht gänzlich zu verstopfen, doch karger rinnen zu machen. Die Feilheit der slawischen Natur leistete dazu Hilfe.

Sah man das Treiben der verrätherischen Partei und den leichten und reichen Erfolg ihres Treibens an, in Wahrheit, so durfte man sagen, daß keine der untergegangenen Nationen so wenig zu beklagen sei, als die polnische. Desto mehr aber waren jene edlen Männer zu beklagen, an deren Spitze der herrliche Kosciuszko stand; und desto mehr war der schwache edle Bürgerstand zu beklagen, der es noch nicht einmal wagte, sich zur Nation zu rechnen, und der gleich wohl das Herz im Busen trug, welches viele Historiker der Nation als Schmuck zugeschrieben haben.

Der ungeheuer große Adelstand war auch jetzt noch die Nation, denn die Constitution vom 3. Mai hatte natürlich aus dem Alten noch nichts Neues gemacht. Und diese Adelsnation verdiente wahrlich die hohen, der Menschheit so heiligen Güter nicht, um deren Willen sich Kosciuszko, einige ihm Aehnliche und seine edlen Kämpfer hinopferten.

Da Kosciuszko nun sah, wie gefährlich die reactionaire Partei dem Aufstande zu werden begann, sann er darauf, das Vertrauen zum guten Werke zu befestigen und erweitern. Er bildete zu diesem Zwecke einen Nationalrath aus acht Gliedern und zwei und dreißig Stellvertretern. Er selbst trat an die Spitze desselben.

Ein heiliger Schwur verpflichtete die Mitglieder dieses Rathes, ihre Gewalt nie zu mißbrauchen, und die Selbstständigkeit, Ehre und Freiheit der Nation, in die alle Stände inbegriffen, stets zum Zwecke des Strebens zu machen.

Dieser Nationalrath beeiferte sich nun, die Bestrebungen der verrätherischen Partei, in welcher sich der König Stanislaw August ungeachtet des widersprechenden Scheines befand, erfolglos zu machen und die Hilfsquellen des Aufstandes wieder in frischen Fluß zu bringen. Es gelang ihm nicht ganz. Zwar eilten auf Kosciuszko's Aufrufe viele Freiwillige nach Warschau zum Kampfe, aber von vielen adligen Gutsbesitzern wurde die regelmäßige Aushebung auf ihren Dörfern hintertrieben, und der Nationalrath war aller Mühe ungeachtet nicht im Stande, die ausgeschriebenen Lieferungen im ganzen Umfange zu erlangen.

Kosciuszko rückte unaufhaltsam, mit jedem Tage neue Kämpfe mit den fliegenden russischen Corps bestehend, gegen Warschau vor; denn nur in Warschau war es möglich, die disponibeln Kräfte der Nation ohne große Hindernisse zu vereinigen und zu einer Macht auszubilden, an welcher der Arm der räuberischen Feinde erlahmen mußte.

Die Unglücksfälle des Heeres, das verrätherische Treiben der erwähnten Partei vom Adel und vorzüglich die unblutige Uebergabe Krakaus an die Preußen wirkte auf die Stimmung des Bürgerstandes in Warschau in furchtbarer Weise. Die heilige Begeisterung wurde zu blutdürstigem Ingrimm. Man zerriß im Geiste alle Verräther des Vaterlandes und griff in der Wirklichkeit nach denen, welche man erreichen konnte.

Bereits im Mai hatte man die bedeutendsten Schufte, den Krongroßfeldherrn Oszarowski, den Bischof Kossakowski und jenen nichtswürdigen Ankiewicz, welcher den Russen auf dem Reichstage in Grodno zu ihrem Ziele verholfen hatte; diesen

Schurken, welchen der König sich zugethan bewies, hatte man (das Volk) damals das verdiente Schicksal bereitet, indem man sie erhängte. Die minder bedeutenden Leute dieser Art ließ man unbeachtet. Nach ihnen griff man jetzt.

Der Sekretair Konopka führte die Schanzarbeiter, welche längst darum unwillig gewesen, daß die Verräther so lange der verdienten Strafe vorenthalten geblieben, am Abend des 27. Mai in die Stadt und ließ die gewaltdrohende Masse vom Nationalrath die schleunigste Bestrafung oder Auslieferung der Verräther fordern. Der Nationalrath weigerte sich zu willfahren. Tobend stürmte das Volk durch die Straßen und statt der Helden und Freiheitslieder, welche nach der Vertreibung der Russen aus der Stadt Straßen und Plätze erfüllt hatten, vernahm man jetzt nur Verwünschungen und Geschrei des Jammers und der Vernichtung.

Hinter den Fußtritten des tobenden Volkes bedeckte sich der Erdboden jetzt nicht mit Blumen und Zweigen, sondern Galgen waren die Spuren des Weges, den die empörten verzweiflungsvollen Massen gegangen waren.

Gegen Morgen endlich, als wiederholte Bestürmungen des Nationalrathes erfolglos geblieben,

stürzte das Volk nach den Gefängnissen, erbrach sie und übte sein furchtbares Gericht. Ein Fürst Czetwertinski, der Bischof Massalski, der Geheimrath Boskamp, der Criminalgerichtsbeamtete Wulfers, der Gefängnißwärter Majewski und verschiedene andere, unter welche beinahe auch der größte Volksverräther, der König, gerathen wäre, erfüllten den Zweck der in der Nacht errichteten Galgen.

Wohl verdiente diese Volksjustiz eher beklagt als gefeiert zu werden, doch war es gewiß herzerfreulich, die ausgemachtesten Schurken den Tag des Triumphes ihrer höllischen Werke nicht erleben zu sehen.

7.

Einige Tage nach diesen Vorgängen rückte Kosciuszko in Warschau ein und besetzte die Befestigungswerke, welche seit der Vertreibung der Russen ringsher um die Stadt und die Vorstadt Praga aus der Erde gewachsen waren.

Zu gleicher Zeit aber fand auch die Vereinigung des preußischen und russischen Heeres statt, von denen erstes 40,000, das andere 10,000 Krieger enthielt. Unter den Wällen von Warschau begann der

Kampf. Die Helden der Freiheit schmückten sich fast täglich mit neuem Lorbeer, und je länger die Belagerung dauerte, desto mehr gewannen die Polen die Hoffnung auf ein glückliches Ende ihres Aufstandes, obschon ringsher am Horizonte ihres Vaterlandes die Wetterwolken sich finsterer und schwerer gestalteten.

Denn auch Oesterreich ließ jetzt ein Heer über die polnische Grenze rücken, Rußland hatte zu demselben Zwecke große Massen zusammengezogen und in Lithauen fiel das schwachbesetzte Wilno durch die unverantwortliche Zaghaftigkeit des Generals Wielhorski, der erst dann das Commando an einen Zweiten gab, als nichts mehr zu commandiren war.

Nach der Einnahme Wilno's, welche am 12. August stattfand, mußten die edlen Helden, Fürst Czetwertinski und der General Chlewinski, so wie andere Führer vor der Fluth der russischen Truppenmassen, welche das Land überzog, sich auf Warschau zurückziehen, und der Aufstand Lithauens hatte fast allen Einfluß auf die polnische Sache verloren.

8.

Der Kampf vor Warschau dauerte während dessen ununterbrochen fort. Die Preußen und Russen hatten das Dorf Wola erstürmt. Aber unter ihren Augen schlugen die Polen ein befestigtes Lager und täuschten die Feinde in der Erwartung, schon in einem der nächsten Tage in Warschau einzurücken.

Da die Belagerer einen Sieg über das kaum halb so starke polnische Heer davon zu tragen nicht erwarteten, machten sie unmittelbare Angriffe auf Warschau, indem sie ihre Bomben über das polnische Lager hinweg in die Stadt warfen.

Allein auch dies hatte keinen Erfolg, und die Angriffe des Heeres mußten wiederholt werden. Am 26. August erstürmten die Preußen die ihnen durch die polnischen Batterien sehr gefährlichen Hügel von Opalin und einige vor Powonski aufgeworfene Lünetten.

Allein sie konnten von diesen Errungenschaften keinen Vortheil ziehen, da die polnischen Truppen sich hinter jenen Hügeln und diesen Lünetten gleichsam in eiserne Mauern verwandelten, und die Verluste Jener, die ungeheuer waren, neue Unternehmungen unmöglich machten.

Die Belagerung wurde für die Belagerer sehr mißlich, als ein polnisches Corps unter dem General Zajonczek im Rücken und in der Flanke derselben zu operiren begann und so jede entscheidende Bewegung verhinderte oder beeinträchtigte. Die russischen und preußischen Truppen wurden schon mißmuthig. Da erging an ihren Befehlshaber, den König Friedrich Wilhelm II., die Kunde, daß in den polnischen Landen der preußischen Krone eine Insurrection ausgebrochen sei.

Dies veranlaßte den König, die Belagerung, die ihm längst unangenehm geworden, da sie zu keinem Resultate zu bringen war, aufzuheben.

Das geschah am 6. September. Russen und Preußen verschwanden vor den Thoren, und Warschau bejauchzte die heldenmüthige Ausdauer des Nationalheeres und feierte den edelsten und weisesten Kämpfer desselben, Kosciuszkon, Polens Hort.

9.

Die Patrioten hofften, der polnische Aufstand in Preußen werde den lithauischen mehr als ersetzen.

.... die Gewalt, mit welcher er anhob, rechtfertigte diesen Glauben.

Schon beim Ausbruche der Revolution hatte das Gefühl für Vaterland, Ehre und Freiheit alle Gemüther in den polnischen Landestheilen entflammt. Man hätte zum Säbel greifen mögen, allein eine ungeheure feindliche Macht war an den Grenzen vereinigt. Es wäre, wie heilig auch, ein tollkühnes Werk gewesen, im Angesicht derselben sich zu erheben.

Jetzt, wo das preußische Heer sich unter den Mauern von Warschau befand, glaubten die Patrioten nicht länger säumen zu dürfen. Einige preußische Colonnen, die fliegend das Land durchstreiften, durften keiner Beachtung werth gehalten werden.

Es war am 22. August, als die Häupter der Verschwörung bewaffnet zusammentraten. Hinter seiner kühnen Proclamation her zog pfeilschnell der kleine Haufen von noch nicht einmal hundert Männern. Die preußischen Besatzungen aus den Städten vertreibend, Magazine besetzend und den Inhalt derselben in den Schooß des großen Freiheitsaufstandes, Warschau, fördernd, werbend und kämpfend rückte der Haufen von Ort zu Ort. Er wuchs mit ungeheurer Schnelligkeit. Bald konnte er sich thei

len und die Gelegenheit, für die Freiheit aufzustehen, nach allen Seiten hin tragen.

Die Constitution vom 3. Mai war die Loosung. Und diese Loosung wurde gefeiert mit unendlicher Begeisterung. Die deutschen Truppen, welche noch vereinzelt und machtlos im Lande standen, wichen bald unangegriffen nach allen Seiten hin und gaben der Revolution Raum.

Ein Instinct sagte den Haufen der Freiheitshelden, daß das Glücken des Unternehmens von dem Besitze der Festungen abhänge. Von allen Seiten zogen sie sich nach diesen, namentlich Thorn, hin.

Nichts war so sehr zu wünschen, als daß das preußische Heer nur eine kurze Zeit noch vor Warschau festgehalten werde. Allein kaum war die Kunde von dem Aufstande dem Könige von Preußen überbracht worden, als dieser die Aufhebung der Belagerung Warschau's befahl und das ganze Heer in seine polnischen Lande führte.

Die russische 10,000 Mann starke Armee verließ desgleichen Warschau und zog sich nach Osten hin über die Weichsel, um sich mit derjenigen russischen Armee zu vereinigen, welche einrücken lassen zu wollen die Kaiserin Katharina II. bereits verkündet hatte.

Den Aufstand in Preußen zu erhalten und siegreich zu machen, was sogar auch zu der Hoffnung berechtigte, den wandelbaren charakterlosen Friedrich Wilhelm II. auf polnischer Seite erblicken zu werden, war eine hoch wichtige Bedingung der polnischen Sache.

Kosciuszko entsendete daher, sobald Warschau von den Belagerern befreit war, ein 4000 Mann starkes Armeecorps unter dem General Dombrowski nach Preußen, damit es dasjenige verstärke, welches früher bereits unter dem Generale Madalinski eben dahin gesendet worden.

Diese beiden Corps, unterstützt durch den kräftigen Arm des aufgestandenen freiheitbegeisterten Volkes, würden es vielleicht vermocht haben, dem preußischen Heere siegreich die Stirn zu bieten; allein das madalinskische war, von einem übermächtigen preußischen Corps unter dem General Schönfelden gepackt, bereits geschlagen, ehe ihm das dombrowskische nachgesendet worden.

Die Trümmer jenes Corps vereinigten sich freilich mit diesem, allein sie brachten die Macht nich mit, welche das Corps vor seiner Niederlage besessen. Zugleich hatte der Unfall in den preußisch-polnischen Landen einen Schrecken erzeugt, der nicht

minder das Herz erzittern, als den Arm erschlaffen gemacht.

Aber die Barbarei Preußens, die sich natürlich nur in den Proclamationen geltend machte — denn die deutsche Civilisation (um nicht von Charakter zu sprechen) würde doch unmöglich die entsprechende That zugelassen haben — diese Barbarei, welche mit den Worten Galgen und Erschießen, Güterconfiscation und ewigem Gefängniß spielte, wie der Menschenfresser des Mährchens mit seinen Braten, sie reizte zu einer Verzweiflung, welche leicht die dem Aufstande entschwundene Kraft wieder hätte ersetzen können.

Die Patrioten, welche in Preußen große Kämpfe fürchtend erwarteten, täuschten sich. Der entscheidende Kampf entspann sich im Osten.

10.

Nach Aufhebung der Belagerung von Warschau trugen die polnischen Helden manchen schönen Sieg über die einzelnen feindlichen Corps davon, welche sich zwischen der Weichsel und der lithauischen Grenze

befanden. Allein bald war die Zeit verschwunden, in welcher die Hoffnung auf Siege leben konnte.

Der Krieg Rußlands mit der Türkei hatte sich so gestaltet, daß die Türken dem Allah danken mußten, in den gewählten Winterquartieren ungestört zu bleiben.

Unter solchen Verhältnissen durfte es die Kaiserin Katharina wagen, das gegen die Türken geschickte Heer nach Polen zu beordern. Schon in der ersten Hälfte des Septembers rückte es ein. Es war eine Armee, welche allein das gesammte polnische Heer in Ansehung der Streiterzahl um das Doppelte überwog. An der Spitze desselben stand der kannibalische General Suwarow, eine Bestie unter den Menschen, dergleichen man nur in der nächsten Nähe der Throne zu finden pflegt.

Die ganze feindliche Heeresmacht, welche jetzt auf dem Vaterlande der Polen lastete, betrug an 80,000 Mann, ohne Einrechnung des preußischen Heeres, welches sich von dem Hauptschauplatze des Krieges weggewendet hatte.

Und dieser ungeheuren Masse konnte Polen kaum 12,090 Streiter entgegenstellen, denn Warschau, von den Oestreichern bedroht, konnte nicht unbesetzt bleiben und aus Preußen konnten die Corps nicht zu-

zurückgezogen werden, weil in solchem Falle das preußische Heer nicht gesäumt haben würde, den Hauptplatz des Kriegs aufs Neue zu betreten.

So das Vaterland zwischen drei übermächtigen feindlichen Gewalten wie eine Taube zwischen drei Geiern sehend, konnte Kosciuszko nicht an ein glückliches Ende des Aufstandes glauben. Aber er hielt es für recht und nöthig, das Glück zu versuchen, damit, falle sein Volk, aus dem Grabe desselben doch ein Ehrendenkmal erwachse, groß und herrlich genug, wenigstens eine geistige, eine geschichtliche Fortdauer zu verbürgen.

Mit nur 8000 Mann rückte der herrliche Freiheitsheld Kosciuszko dem furchtbaren Feinde entgegen, der damit umging, seine ganze noch zerrissene Macht zu einem einzigen großen Klumpen zu vereinigen, welcher sich dann über Polens Herz, über das sieggeschmückte Warschau, hinwälzen sollte.

Ein polnisches Corps unter dem General Sierakowski hatte den Auftrag, das Vorrücken der suwarowschen Armee mit allen Kräften zu verhindern. Es stellte sich derselben bei Krupzyce entgegen. Aber umsonst war jede Anstrengung vor einer solchen Uebermacht. Sierakowski brachte nur Trümmer eines Armeecorps von der Wahlstatt zurück, und

Suwarow rückte in fliegender Eile Warschau entgegen.

Unter solchen Umständen behielt Kosciuszko nicht einmal Zeit, diejenigen Verstärkungen an sich zu ziehen, auf welche er rechnen zu können geglaubt hatte.

An der Weichsel stand der General Poninski, um dem russischen Generale Fersen, der 18 Bataillone, 43 Escadrons, 6 Kosakenregimenter und 36 Kanonen unter seinem Befehle hatte, sowohl die Vereinigung mit Suwarow, als den Uebergang über die Weichsel zu wehren.

Aber Poninski wurde durch täuschende Bewegungen Fersens nicht bloß um den Zweck seiner Schickung betrogen, sondern zu dem Glauben veranlaßt, das russische Corps habe sich in zwei Hälften gespalten und befinde sich auf verschiedenen Wegen.

Dieser Irrthum trug vornehmlich die Schuld des letzten und größten Unglückes des polnischen Freiheitskampfes.

Kosciuszko, durch Poninski's Rapport in denselben Irrthum geführt, eilte, eine der beiden Hälften jenes russischen Armeecorps zu finden, zu schlagen und dadurch die Vereinigung Fersens mit Suwarow zu verhindern. Die Stärke seiner kleinen Armee mit

Besonnenheit wägend, sendete er Eilboten mit dem Befehle an Poninski, daß dieser sich unverzüglich nach dem muthmaßlichen Schlachtfelde in Bewegung setze.

Es war am 10. Oktober, als Kosciuszko mit Fersen bei dem Städtchen Maciejowice zusammenkam. Seinem scharfen Auge entging es nicht, daß Poninski so, wie glaubend auch er, sich fürchterlich getäuscht habe. Statt vor einer Hälfte desselben sah er sich vor dem ganzen mehr als drei Mal überlegenen Fersenschen Corps und noch dazu so, daß er in der linken Flanke bedroht war. Er sendete aufs Neue Eilboten an Poninski, damit er seinen Zug bis zum Aeußersten beeile.

Die Schlacht begann mit einer kurzen heftigen Kanonade. Fersen, der Poninski's Ankunft eben so sehr fürchtete, als Kosciuszko sie wünschte, er wußte, daß von der Benutzung des Augenblicks der Sieg abhänge, ließ sogleich Bajonnetangriffe unternehmen. In Front und Flanke zugleich von einer Uebermacht angestürmt, vermochten es die Polen kaum, Stand zu halten.

Aber welcher von ihnen hätte im Angesicht Kosciuszko's fliehen mögen? Alle waren bereit, das

Leben für nichts zu achten, wenn dadurch Freiheit und Vaterland zu erkaufen möglich.

Die Polen standen wie eine eiserne Mauer. Zwei Mal nach einander wiesen sie den Angriff mit Festigkeit, wenn auch mit großem Verluste zurück. Die Kanonade wurde auf russischer Seite wieder sehr heftig und begleitete donnernd den tosenden Schwert- und Sensenkampf. Die Kugeln flogen hageldicht in die kleine Heldenschaar. Die Menge der polnischen Geschütze war klein, aber die Begeisterung der Kämpfer, das Bewußtsein von der Heiligkeit des Kampfes, bediente sie und wirkte Wunder.

Die Russen wichen. Die Knute trieb sie aufs Neue gegen die polnische Schaar. Abermals wurden die gepeinigten Sklaven zurückgewiesen. Aber wiederum wurden sie ins Feuer getrieben, und ob sie schon wie gehetzte Eber angriffen, so wurden sie doch auch diesmal zurückgeworfen.

Schon jauchzten die Helden Kosciuszko's aus heißer Brust ihr Dankgebet zu dem Gotte der Gerechtigkeit. Da stieg die Furie des Erdenlebens, die allem Heiligen Hohn lacht, über das polnische Schlachtfeld empor und entschied. Ein neuer verzweifelter Sturm der Russen geschah, ein neuer Heldenkampf der Polen begann. Aber jetzt machte sich

die Uebermacht der Masse geltend. Die Polen wurden förmlich überwälzt, wo sie nicht wichen. Der Sieg schwankt. Kosciuszko's Blick fliegt, begleitet von dem Gebete des großen Herzens, in die Gegend, in welcher Poninski erscheinen soll. Düster wendet sich der Blick zurück. Trostlos ist das große Herz.

Da weht eine fürchterliche Ahnung den Helden an. Verzweiflung um das Vaterland packt ihn, und die Ehre seines alten Volkes fordert ihn auf, den letzten Gran der Kraft in die Waagschale zu werfen.

Er selbst, gefolgt von seinen Freunden, den Besten des Volks, stürzt sich in die Fluth der Feinde. Was will der kleine Haufen, was will der Spahn mit dem Meere? Und doch, die edlen Herren kämpfen mit ihren leichten Säbeln, als ob sie Sensen in Riesenfäusten hätten. Eine Colonne russischer Infanterie weicht. Aber die feindliche Fluth dringt in volleren Wogen von mehreren Seiten heran und umgiebt alsbald ringsum das Häuflein verzweifelter Helden.

Da trifft die moskowitische Waffe den Edelsten derselben. Blutend und besinnungslos stürzt er herab von seinem Rosse; *Kosciuszko, der edelste Weltbürger, der herrlichste aller Söhne, welche Polen

jemals geboren! Starr und bleich stehen um ihn die Generale Sierakowski, Kniaziewicz, Kamienski und der biedere Dichter Niemcewicz, des Gefallenen Busenfreund. Von seinen erblaßten Lippen hören sie noch die Worte tönen: „finis poloniae“, und sie erbeben fürchterlich, denn sie wissen, daß der Mann sich nicht überschätzt, daß Polen nur noch in dem großen Kosciuszko lebt und untergehen muß, wenn er untergeht.

Mit dem Schwerverwundeten wurden auch seine Freunde Gefangene der Russen, und die Schlacht ging für Polen verloren. Verwünschungen hallten über Poninski, Wehklagen über Kosciuszko, Thränen fielen auf das Vaterland zu Millionen.

11.

Die Polen eilten, einen Oberfeldherrn an Kosciuszko's Stelle zu wählen. Sie wählten den braven General Thomas Wawrzecki. Aber gerade in dieser Wahl fühlten sie die Unersetzlichkeit des Verlustes, den sie in der Schlacht bei Maciejowice erlitten, und immer tiefer sank ihre Hoffnung.

Der russische General Suwarow benutzte das

Schicksal Kosciuszkos, welches obenein auf polnischer Seite eine gefährliche Parteispaltung und eine nicht minder gefährliche Unentschiedenheit im Handeln zur Folge hatte, zur Beschleunigung seines Kriegswerkes.

Zwei Wochen nach der Schlacht bei Maciejowice hatte er schon alle russischen Corps an sich gezogen und rückte gegen die Stadt Praga an, welche eine Vorstadt zu Warschau bildet, mit diesem aber nur durch die lange Weichselbrücke in Verbindung steht.

Praga war ziemlich stark durch Schanzen befestigt worden. Aber die Schanzwerke waren weitläufig und die einen Halbkreis beschreibende Fortificationslinie sehr ausgedehnt, so daß erstens die Besatzung von der Brücke abzuschneiden möglich war, und zweitens die Vertheidigung selbst bei einer ansehnlichen Truppenmasse doch immer eine nicht sehr starke sein konnte.

Alle polnischen Corps, welche sich auf der rechten Weichselseite bis zur lithauischen Grenze befunden hatten, hatten sich schleunigst nach Praga begeben, denn daß die Russen sich nun nicht weiter auf eine Feldschlacht einlassen und nur noch Warschau zu erobern suchen würden, das war zu natürlich.

Es mochten sich endlich gegen 25,000 Mann in den Befestigungswerken von Praga versammelt haben, und kaum war diese Masse zur Vertheidigung der Stadt hinreichend.

Gleichwohl mußten fast 10,000 aus den Schanzen gezogen und in die Provinz gesendet werden, damit Warschau aufs Neue mit Proviant versorgt würde; denn so weit waren nach Kosciuszko's Falle die Bestürzung und Verwirrung gegangen, daß man nicht einmal für das Nöthigste gesorgt hatte.

An die im preußischen Polen befindlichen Truppen, welche sich mit einem schönen Siege geschmückt hatten, war der Befehl gesendet worden, aufs Schleunigste zur Vertheidigung Warschau's herbeizueilen. Freudig leisteten sie Folge. Allein der Weg war weit, und Suwarow eilte, sein Werk vor ihrem Anlangen auszuführen.

Schon am 2. November kam Suwarow vor Praga mit dem ganzen russischen Heere an. Er ließ es von Weichselufer zu Weichselufer rings herum die ausgedehnte Stadt außerhalb der Schußweite aufmarschiren.

Die polnische Besatzung war der Meinung, daß er ein Lager werde schlagen lassen und hielt die Verkündung Suwarow's, daß seine Vorbereitungen be-

reits getroffen und solcher Art seien, daß kein siegreicher Widerstand gehofft werden könne, für leere Schreckworte.

Allein diesmal hatte der moskowitische Feldherr keine moskowitische Lüge in Gebrauch gezogen. Die Vorbereitungen zum Sturm waren getroffen und furchtbar.

In der Nacht zum 3. November formirte Suwarow aus seinem Heere sieben Sturmcolonnen, von denen die beiden Flügelcolonnen den Befehl erhielten, ihren Sturm mehr als die übrigen zu beschleunigen, nach Uebersteigung der Schanzen in die Stadt zu dringen und der Besatzung den Rückzug nach der Brücke abzuschneiden.

Es war gegen 5 Uhr Morgens, als das Signal zum Sturm gegeben wurde. Leise zogen sich die Colonnen bis in die Nähe der Schanzen. Da ließen sie plötzlich ihr Hurrah ertönen. Die Arbeiter mit den Faschinen stürzten sich in die Gräben und füllten dieselben. Die Batterien begannen ihr Feuer und die Sturmmannschaften drangen mit gefälltem Bajonnet an.

Es entspann sich ein fürchterlicher Kampf. Der Sieg schwankte bis es der linken russischen Flügel-

colonne gelungen war, die Schanzwerke, welche sie angegriffen, zu nehmen.

Jetzt wurde die polnische Besatzung im Rücken angegriffen und den übrigen russischen Colonnen ihr Sturm so erleichtert, daß der Sieg nach nur vier Stunden völlig entschieden war.

Die Stadt war nun in den Händen der Russen und wurde der Schauplatz von Scenen, welche die russische Räuberei mit der Krone einer asiatischen Barbarei begabten, welche Europa schaudern machte.

Von der polnischen Besatzung retteten sich kaum einige tausend Mann. Mehrere Tausende kamen in der Weichsel um, die meisten aber durch die Waffe des Räubers, und die Flamme, in welcher die Stadt aller Orte aufging. Praga besaß 15,000 Einwohner. Davon wurden 12,000 von den Russen ermordet. Greise, Frauen, Mädchen, Kinder, selbst preußische Kriegsgefangene wurden ein Opfer der moskowitischen Blutsucht.

Und diesem ganzen großen niederträchtigen Schauspiele, für welches den unglücklichen Polen die Rolle des Leidenden aufgedrungen war, diesem nichtswürdigen Räuberschauspiele, sage ich, welches zu Praga durch eine Effectscene voll der unerhörtesten Scheußlichkeit geendet wurde, diesem Schauspiele setzte die

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.

